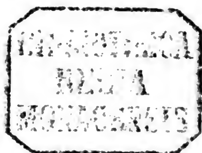
THALIA: TASCHENBUCH FÜR D. JAHR 1846





<3662103068001 2



J. V. Mayer gemahlt — E. Lacroix in Stahl gest.

Fanni Morpeth.

Gedr. bei C. Kargl

...n . Morpeth.

Drei u

in (

THALIA

Taschenbuch

für das Jahr

1846

Drei und Dreifsigster Jahrgang.

Herausgegeben
von
Johann Nep. Vogl.

WIEN
in Commifsion bei Jacob Bucholz.



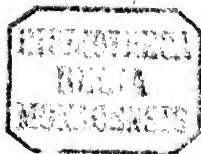


T H A L I A.

Taschenbuch

für

1846.



Herausgegeben

von

Joh. Nep. Vogl.

Mit fünf Stahlstichen und einer Musikbeilage.

Wien.

In Commission bei Jacob Dirnböck.

Zum Besten der Witwe des Schauspielers

Ziegelhauser.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Aber ach! — du „böses Aber“ —
In die Herzen sieht sie nicht.

Über Meere sieht die Liebe,
Braucht nicht Segel, braucht nicht Kahn,
Und zu hoch ist ihr kein Himmel,
Und zu tief kein Ozean.
In den Hügel kann sie schauen,
Der ihr todtes Glück umflicht,
Aber ach! — du „böses Aber“ —
In die Herzen sieht sie nicht!

Und wie wäre sie so glücklich,
Könnte sie in Herzen späh'n,
Und mit einem einz'gen Blicke,
Was sie sucht, befriedigt seh'n!
Alles And're mag sie missen,
Ein's nur sucht sie, — Zuversicht; —
Aber ach! — du „böses Aber“ —
In die Herzen sieht sie nicht!



Der Hyazinth.

Von

Mathilde Feldern-Rolf.

> «Vrai chevalier, n'en doutez pas —
> Doit férir haut et parler bas.» —

Noch ein Kanonendonner, und die beiden Briggs **le Silène** und **l'Aventure** lichteten die Anker; es waren die zwei ersten Schiffe, welche bestimmt wurden, vor dem Auslaufen der französischen Expedition, nach Algier zu segeln. Die Bevölkerung von Toulon war in neugieriger Bewegung; von den Wällen des Forts **Lamalgue** sahen die Soldaten mit neidvollen Blicken ihren vorauseilenden Kameraden nach. — Am Ufer und auf den angrenzenden Höhen stand in buntem Gewühle eine gaffende Menge, aus allen Ständen, in den verschiedenartigsten Trachten, vom reichsten Kaufmann bis zum ärmsten Lastträger herab, und sah der Einschiffung zu. — Nun hatte die letzte Kanone aufgeblitzt, — die Spieren und Rahen knarrten, — die Segel blähten sich, — die Wimpel flatterten, und der gellende Ton von des Capitains Pfeife schrillerte durch die Luft. Die Ketten an den

Winden rasselten, und die Anker waren gelichtet. — Die im Takelwerk hängenden Matrosen rutschten herab, die schäumenden Wogen zerschellten am Kiel, und **le Silène** hatte das Fahrwasser gewonnen.

Gar Vieles, was wir gehört, es verklang im übertäubenden Gebrause des Werktaglebens. — Gar Vieles, was wir gesehen, entschwand im bunten Farbenspiel des Taggewühles. — Gar Vieles, was wir geträumt, verschwebte wie zerstiebende Nebel bei Sonnenschein.

Was wir gehört, gesehen, geträumt, geglaubt, gehofft, gewünscht, — es zerfloß in ein Nichts, und nur die Erinnerung daran dämmert herüber aus der Vergangenheit, — so wie ein schwacher Lichtstreif am Horizont bezeigt, daß Jenseits hinter die Berge die ewige Sonne hinab sank. —

Und wie der schmeichelnde Ton verklingt, der Duft verweht, so schwinden auch die wechselnden Gegenstände dem Auge, das sah. — Aber niemals ist dieses Entschwinden ergreifender, als wenn auf Meereswellen ein Fahrzeug dahinzieht, — bis endlich die schwellenden Segel zum Punkt wurden, gleich einer über die Wogen hinstreifenden weißen Möve. — Noch flimmerten die Thränen in den Augen der Zurückgebliebenen, und schon hatten die Fluten den schwankenden Bau mit den Freunden entführt. — Unerreichbar wurde schon dem Auge das, — woran noch das Herz gekettet war, und den Elementen Preis gegeben, was theuer so Vielen.

Sie schwammen dem fremden Land, dem anderen Welttheil entgegen, — wo Siegeskränze oder Todeswunden ihrer harrten.

Lauwarme Lüfte fächelten vom fernen, unsichtbaren Strande würzige Düfte herüber, die Mondessichel, bleich und düstern Lichts, schwebte am Nachthimmel, und der goldgezierte Kiel der

Silène durchschnitt stolz theilend die Wogen, und zog zwei weithin sich dehnende schimmernde Silberstreifen nach sich, welche die Wasserstraße bezeichneten, die das kühne Fahrzeug furchte.

Auf dem Verdeck saßen auf einer Bank rauchend zwei Männer, beide trugen französische Uniform-Röcke, beide lehnten sich mit dem Rücken gegen einige große Kisten und aufgeschichtetes, noch nicht in den Schiffsraum untergebrachtes Gepäcke. Beide schienen diesen Platz gewählt zu haben, um ungestört plaudern zu können, und beide sahen mit ernsten, beinahe trüben Blicken gegen Nordost, dorthin, wo ihren Augen die heimatliche Küste entschwunden war.

Der Ältere der beiden, Oberst Paul de Freville, hatte ein beinahe strenges Aussehen, die festgeschlossenen Lippen überhing ein großer Schnurbart, — seine Gesichtsfarbe war dunkel, der Blick seiner kleinen Augen war langsam aber scharf, seine Gestalt kräftig, seine Haltung etwas steif, jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen trugen den Stempel eines Mannes von Überlegung und fester Entschlossenheit.

Erneste de la Marne, der Jüngere, war ganz das Gegentheil; — von auffallender Schönheit, von eleganter Haltung, hatte sein Benehmen und seine Sprache mehr den Ausdruck eines eitlen Selbstgefallens, einer ungezwungenen Nachlässigkeit.

Nach einem kurzen Schweigen warf de la Marne seine noch glimmende Cigarre über Bord, zog seinen Marinaro über die Schultern und sprach:

„Wenn's so mit Euch steht, Oberst Freville, dann beneide ich Euch. — Eine Leidenschaft für eine Frau, die wir nicht besitzen können, ist etwas Romantisches, und Alles, was darnach schmeckt, ist ein Glück, denn erstens macht es interessant, zweitens verhindert es die Thorheit zu heirathen, und drittens bleibt die

Frau uns weit länger reizend, als wenn wir sie besitzen. — Ihr Schicksal, mein Oberst, gehört daher nach meiner Ansicht zu jenen pikanten Unglücken, von welchen insgeheim alle Welt spricht, — worüber man grübelt und rathet. — Ein Unglück, das Sie in den Augen aller weiblichen Wesen im Werth erhöhet, und Jedes zu dem Versuch verführt, Sie zu trösten. — Aber ich, — mich hält man für frei und ungebunden, wohin ich mich wende, lauern Mütter, Basen, Muhmen, um mich für ihren Liebling zu ködern. Insbesondere seitdem mein alter Oheim vor einem Jahre so liebenswürdig war, mir durch seinen Tod eine jährliche Rente von 60,000 Franken zu hinterlassen. — Von der stolzen Marquise des Faubourg St. Germain bis hinab zum Krämer des Quartier St. Denis speculirt man, mich zu fangen. Man wirft zierliche Angelruthen und plumpe Netze nach mir aus. — Zum Glück ließ mir die Eitelkeit noch immer hinreichenden Verstand, um zu beurtheilen, daß man eigentlich nicht mich, — sondern nur meinen Rang, oder mein Einkommen wünsche.«

»Dann beklage ich Sie, Vicomte,« sprach der Oberst, »denn dann haben Sie sich selbst um einen der schönsten Lebensträume betrogen. Ich ward geliebt, und liebte viel, — jedoch ich ließ mich stets um meiner Selbstwillen lieben. — Die Liebe ist ja eigentlich nichts Anderes als eine Phantasmagorie der Seele, eine Fiction des Herzens, und ich gab mich jedesmal diesen poetischen Träumen mit blindem Glauben hin.«

»Pah!« — rief de la Marne und hüllte sich fröstelnd in seinen dunkeln Marinaro. — »Dieser Ansicht widerspricht Ihre frühere Erzählung. — Ich kenne zwar die Dame Ihres Herzens nicht, denn Sie verschweigen mir ihren Namen, — jedoch ich weiß es, — jetzt lieben Sie anders.« —

»Ja jetzt!« — wiederholte der Oberst Freville, und es

zuckte ein jäher Schmerzensblitz über sein Antlitz, — „ja vielleicht jetzt, aber in Ihren Jahren, Erneste, — damals — legte ich nicht den Maßstab an meine Gefühle, — und wog nicht die Empfindungen der Andern."

Der Oberst schwieg, — der Vicomte lächelte und fuhr fort: „So eben war ich wieder in ein derlei Liebesnetz gefangen, zappelte darin, und sah mich im Geiste schon auf der Tafel der Anverwandten meiner Geliebten servirt, und von ihnen mit gastronomischen Prüfungsblicken beliebäugelt. — Aber ich machte es wie der kluge Fisch in der Fabel, und biß mich über Nacht durch das Netz, das heißt, ich packte des Abends zusammen, und war am Morgen verschwunden."

Ein tiefes Stöhnen unterbrach hier des Vicomts Rede, — er blickte gleichgültig zu Boden. — Beinahe dicht vor seinen Füßen lag, mit dem Gesicht auf den Händen, ein schlanker, dunkellockiger Knabe in blauer Blouse. Der Junge hatte sich im Schlafe bewegt, — er lag zum Theil im Schatten einer großen Kiste, — das Mondlicht streifte nur über seinen Kopf hin, — und unwillkürlich blieben des Vicomts Augen auf der zarten Gestalt, auf dem blendenden Halse haften.

„Es ist ein Neffe Jerôme's, des Schiffskoches, wie ich hörte; sein Oheim bringt ihn zu einem Anverwandten nach Oran," erörterte der Oberst. — „Der Bube scheint nicht zum Schiffsjungen geboren."

„So wird ihn die Peitsche seines Oheims dazu erziehen," bemerkte kalt der Vicomt, und stand auf. — „Der Mensch wird selten das, wozu er Lust und Fähigkeiten in sich trägt. Das Schicksal sagt: du mußt! — die Nothwendigkeit pfeift die Melodie, — und der Mensch tanzt nach dem Takt dazu. — Gute Nacht, Oberst. — Hier wird es kühl, und die See wirft uns

ihre Schaumperlen herauf. Glaubt Ihr nicht, daß auch sie ein kokettes, eifersüchtiges Weib, das mit Reizen lockt, um dann zu vernichten? — den, welchen sie aber beglücken will, beseligend in ihren Armen wiegt, ihr Antlitz ihm in entzückendem Rosenschimmer der Liebe zeigt, und dem Auserwählten Korallen und Perlen-Kronen um die Schläfe windet? — O! es ist ein eifersüchtiges Weib, dieses stolze Meer, leicht gereizt, leidenschaftlich, wild und rachesüchtig wie die Weiber Spaniens, — des Landes, an dessen stromreicher Küste die Mediterranea gleich einem Kinde an den Brüsten der Amme sauget. — Gute Nacht, Freville, ich gehe hinab in die Kajüte, um von der Zukunft zu träumen, und die Vergangenheit zu vergessen.«

»Ihr habt mich um die Erzählung Eures letzten Liebesabenteuers gebracht, Vicomte, ich hoffe, Ihr lasset morgen die Fortsetzung folgen,« sprach der Oberst.

»Ja morgen, morgen!« — rief Erneste zurück, und stieg in den Schiffsraum hinab. Der Oberst blieb schweigend und in Gedanken versunken, noch einige Augenblicke sitzen, dann blickte er abwärts auf den am Boden schlafenden Jungen. — Der Knabe fröstelte, Freville bückte sich, und zog dessen weiche, leicht geringelte Haare durch die Finger, dann klopfte er dem Kleinen auf die Schulter, und sagte gutmüthig:

»Bube, steh' auf, — du wirst krank werden, du scheinst die Seeluft nicht gewöhnt zu sein.«

In diesem Augenblicke erscholl die Stimme des Schiffskoches, der trotz seiner Wohlbeleibtheit eilig herangeschritten kam.

»Jeanot, Jeanot! komm in die Kajüte, mein Junge, du bist kein Seehund, und nicht gewöhnt, von Meerwasser zu triefen. — Komm, mein Junge, gehe zur Ruhe.«

Der Knabe stand auf, seufzte, dehnte sich, und rieb sich wie

schlaftrunken die Augen. Dem Oberst war aber, als habe der Bube unter dieser läppischen Bewegung nur verbergen wollen, daß er sich mit dem Ärmel die Thränen von den Wangen wische.

Paul de Freville sah dem Knaben mit erregter Theilnahme nach, er bemerkte, daß Monsieur Jerôme, der Schiffskoch, den Burschen sorgfältig unter dem Arm führte, und zu verhüten suchte, daß des Kleinen, des Schiffsbodens ungewohnten Füße nicht über die rings umher liegenden und stehenden Taue, Winden, Waffen und Kisten strauchelten.

Als der Knabe die Kajüten-Treppe hinab verschwunden war, lehnte der Oberst sich an das Schiffsgeländer, und sah einige Augenblicke hinunter in die Wellen; — dann streckte er wie Grußwinkend die Rechte über Bord, murmelte einen weiblichen, süßklingenden Namen, zog den Mantel über die Schultern, und schritt langsam in den Schiffsraum hinab.

Und wieder wurde es Abend, — und als auf den beruhigten Wellen der Mond sein vertausendfachtes Bild zurückschimmerte, und ein laues Nachtlüftchen spielend die Segel blähte, als leise singend die Matrosen auf den schwankenden Strickleitern hingen, — da saßen die beiden Männer wieder auf demselben Plätzchen, wie Tags vorher. — Erneste de la Marne hatte so eben seine gestern dem Obersten versprochene Erzählung geendet, und schloß mit den Worten:

„Am letzten Abend, als ich von der kleinen Jaqueline schied, und mit ihr von meiner Reise nach Afrika sprach, antwortete sie mir, sie wolle mich begleiten, und alle Gefahren mit mir theilen. — Das wäre aber gänzlich gegen meine Plane und Absichten gewesen. Ich steckte ihr daher einen goldenen Reif mit ei-

nem Hyazinth an den Finger, — ich hatte den Ring vor ein paar Jahren zu Paris im Palais royal gekauft, und denselben schon drei oder vier Mal verschenkt, stets mit derselben Redeform: „„Dieser Ring ist ein Zeichen meiner ewigen Liebe, denn dieser Stein ist das Symbol der Beständigkeit und unverbrüchlichen Treue.““ — Der Ring kam aber immer wieder in meine Hände zurück. — Nun gab ich ihn der kleinen Jaqueline, möge der Ring und der Glaube an meine Treue sie trösten über meine Abreise.“ —

„Was seufzt der Bursche da? mir scheint er träumt,“ sprach Freville, und stieß leicht mit dem Fuß an Jeanot, der wie gestern auf derselben Stelle am Boden lag. — „Was mag wohl die Brust eines solchen Knaben so heftig bewegen? — Ich hab's beinahe schon vergessen, daß man in diesen Jahren träumt!“ — setzte er nach einer kleinen Pause beinahe wehmüthig hinzu.

„Von was so ein Wesen träumt?“ wiederholte spöttisch de la Marne. — „So ein Halbmensch, dessen Herz noch nicht für ein schönes Weib schlug, noch der so viel Bordeaux trank, daß man eine Taube darin ertränken könnte, — dessen Hand noch keinen Tropfen Blut vergoß, der höchstens einem seiner Kameraden aus dem Quartier Latin mit einem Schneeball eine Beule warf. Was kann der romantische üppige Traum einer solchen Amphibie sein? Er sieht im Schlaf den letzten Fastnachtszug des Boeuf gras, und seine erhitzte Phantasie zaubert ihm eine noch größere Zuckertorte vor, als jene war, die ihm an seinem Geburtstage die liebe Mama mit der Messagerie aus Orleans oder Chalons schickte.“ —

„Ihr irrt Euch, Vicomte,“ entgegnete der Oberst, — „der Bursche scheint das Leben schon von einer ernsteren Seite verkostet zu haben, als Ihr denkt. — Ich sah gestern seine Gesichts-

züge, als sein Oheim Jerôme ihn in die Kajüte abholte. — Aus diesem blassen Antlitz spricht ein tiefer Schmerz. — Er scheint auch ein Sonderling zu sein, der Schiffskoch erzählte mir heute, der Junge sei ihm Nachts nicht unten im Schiffsraum geblieben, sondern sei wieder herauf auf das Verdeck gekrochen, und habe, bis der Morgen graute, da am Boden gelegen. Heute den ganzen Tag über ließ er sich vor Niemanden sehen, sondern saß oben in einer Hängematte, die einer der Matrosen ihm abgetreten hatte. — Vor einer Stunde, kurz bevor Ihr kamt, warf er sich hier mit abgewendetem Gesicht auf den Boden, und schläft die ganze Zeit. — Der Knabe flößt mir Mitleid und Theilnahme ein. — Es ist traurig, in so jungen Jahren schon ein tiefes Weh in der Brust zu tragen, — woher soll so ein Kind die Kraft nehmen, große Leiden muthig zu erdulden?«

»Pah! — der Bube scheint noch weibisch weich, — da faßt der Schmerz keine Wurzel, und geht bald vorüber.«

»Meint Ihr? — Hm, das ist eine bequeme Ansicht, um Euer Gewissen über Jaqueline zu beruhigen.« —

»Glaubt mir, Oberst Freville, Jaqueline wird sich so gut trösten wie hundert Andere. Weiberthränen sind vorübergehend wie Sommer-Frühregen, — das schwache Geschlecht will geliebt und geschmeichelt werden, weiter Nichts. — Der Frauen größter Schmerz ist gekränkte Eitelkeit. — Eines Opfers, einer erhabenen Resignation, einer kühnen That, eines energischen Entschlusses sind nur Wenige fähig, — und dann nur, wenn das Liebesglück ihnen versagt wurde, wenn das Schicksal unerbittlich, oder das Herz des Geliebten erkaltet ist. — Deshalb werde ich auch die Frauen stets nur als ein reizendes, zierliches Spielzeug betrachten, — nicht als mehr, — ihnen vertrauen, oder Großes von ihnen erwarten, hieße auf Sand bauen. — Ein wahrer Be-

weis ihrer Schwäche ist, daß sie nur lieben oder hassen können, — selbst zum verachten fehlt ihnen die Kraft.«

Der Oberst stand auf, und fixirte den jungen Mann einige Augenblicke; — würde die Dämmerung es nicht verhindert haben, so hätte Erneste bemerken können, daß über Freville's Antlitz ein Wetterstrahl des Zorns glitt, — bald aber milderte sich der strenge Ausdruck, und der Oberst sprach, halb mitleidig lächelnd, und den Vicomte auf die Schultern klopfend:

»Vicomte de la Marne, entweder kennen Sie die Frauen schlecht, oder Sie haben nur die Unedlen des Geschlechtes kennen gelernt.«

Der Vicomte brach in ein unbändiges Gelächter aus, und vielleicht hätte das Zweigespräch bald eine ernste Wendung genommen, wäre nicht in diesem Augenblick ein anderer Officier hinzugetreten, und hätte den Vicomte in die Kajüte des Capitains abgeholt, der heute ein Soupé gab. —

»Ich komme nach!« sprach der Oberst Freville auf die Aufforderung der beiden jungen Leute, ihnen zu dem Capitain zu folgen.

»Eitler Gecke!« murmelte Freville, als de la Marne sich entfernt hatte. — Dann lehnte er sich wieder an das Geländer, und sah hinauf in die Sterne, hinab in die Wogen. Aber der Himmel hatte sich getrübt, und die Sterne sich verschleiert, und nur zuweilen blickten sie durch das fliegende Gewölke, und der Wind pfiff und orgelte, die See ging hoch, und die weißschaumigen Wogen schlugen heftig gepeitscht an die Schiffswand.

War es eine Zauberformel, war es ein Gebet, was Paul de Freville vor sich hinflüsterte, — aber es klang wie gestern, — inbrünstig. Dann wandte er sich um, sein Blick fiel auf den am Boden liegenden Knaben, — Fieberfrost schüttelte dessen

Glieder. — Der Oberst nahm seinen Mantel ab, und breitete ihn schweigend über Jeanot; — dann ging er in des Capitains Kajüte.

Am andern Morgen, als der Oberst erwachte, fragte er seinen Diener nach alter Gewohnheit, als befände er sich auf dem Continent: „Was gibt es Neues?" —

„Zwei Neuigkeiten, Herr Oberst," entgegnete der alte Soldat. „Wir befinden uns im Angesicht der Balearischen Inseln." — Der Oberst sprang auf, und kleidete sich hastig an.

„Nu, und die zweite Neuigkeit?"

„Jeanot, der kleine Junge, fiel heute Nacht aus der Hängematte ins Meer."

„Jeanot! — Hat man ihn gerettet?"

„O nein, Herr Oberst, er verschwand spurlos, — man hatte auch nicht Zeit dazu, denn es gab einen tüchtigen Sturm. Des Capitains Sillery ließ Euch den Lärm verschlafen. — Hier ist Euer Mantel, mein Herr Oberst, er hing auf dem Verdeck über einer Kiste, Ihr habt ihn gestern oben vergessen."

„Armer Jeanot!" sprach Freville nachdenklich; — er langte mechanisch in des Mantels Seitentasche, — darin steckte ein Papier, — er zog es heraus, er öffnete es, — in einem Zettel eingewickelt lag ein Ring mit einem Hyazinth, auf dem Blatte stand:

— „Sagt ihm, daß ich auch verachten könne!" —

„Jaqueline!" murmelte betroffen der Oberst. — — —

Die Brigg le Silène strandete wenige Tage später östlich vom Cap Matafu; Erneste de la Marne ertrank. Paul de Freville fiel in die Gefangenschaft des Dey, aus welcher er erst nach der Übergabe von Algier entkam.

Königin „Märchen"

und der

Wahrheitsfreund.

Von

J. J. Hannusch.

„Sie war die Ros', ich sah sie blüh'n im Morgenthau;
Am Abend war die Rose fahl, und dann — nicht mehr!"
Friedrich Rückert.

„Starb Nadir auch: sein Geist lebt fort. Hochheilig ist des Vaters Wort, und nannt' er Wahrheit — Sonnenlicht: ich — nenne sie die erste Pflicht! Sie stelle in Nuschirwan's Reich fortan dem Schah — den Bettler gleich! — Nackt, strahlend nur im eignen Glanz, sei sie, was sie uns seyn kann, ganz. Sie zeige sich stets unverhüllt. Sie selber sei! und nicht ihr Bild. Ihr Schleier selbst, aus Wort und Land, sei künftig, wie die Lüg', verbannt. Verbannt soll, wie der Lüge Schein, auch — Märchen und Erzähler seyn!"

So, durch das Reich, rief hundertmal der Herold bei Trompetenschall. „Befehl des Herrschers!"

Jedermann hört, stumm, des Boten Kunde an. Betrug, Verläumdung, Scherz und List; was — Schmeichelei und Lüge ist; ja, der Begeist'rung feurig' Wort, der Bildersprache reicher Hort: all', Alles ist mit Eins verbannt, aus Herz und Seele, Schall und Land. Das Kind selbst, auf der Mutter Schooß, wächst künftig, ohne Märchen, groß. Ja, um den Schah und sich zu dienen, wollt' man bei Hof den „Puff" ersinnen: „daß selbst die Thiere sich verkrochen, die in der Fabel einst gesprochen!" —

Einst ritt der Herrscher waldentlang, bei Wasserrauschen, Vogelsang, allein, mit Pfeil und Spieß, zur Jagd, wie uns Nuschirwan's Märchen sagt, und ritt, bis — jene Felsenwand, dem edlen Jäger längst bekannt, zum Himmel steigend, riesengroß, zuletzt der Berge Ausgang schloß. — Da gab es Vögel, gab es Wild; dort ward die Jagdlust erst gestillt! 's war recht poetisch, märchengleich! ein wundervolles Jagdbereich; so zauberhaft! ein stilles Thal, ein klarer Bach, ein Wasserfall, der blaue Himmel d'rüber hin! 's war ganz nach eines Jägers Sinn.

Doch — kaum geschaut: ha wunderbar! was stellt sich für ein Bild heut dar? — Der Fels steht — offen, wie ein Thor! und jenseits — schimmert's grün hervor; in Abendglut — ein Palmenwald! — Hinzieht es ihn, mit Sturmgewalt. Und durch die Halle, hochgesprengt, (von Abenteuerlust gedrängt) trabt hin der Schah.

Itzt steht das Roß am inner'n Ausgang. Schon genoß des Jägers Aug' das Paradies! als — hinter ihm der Felsen riß, das Thor einstürzte mit Gekrach, und sich zwei Zwerge warfen jach auf Nuschirwan. Doch, schnell gefaßt, reißt er sein Schwert heraus. Erblaßt, sieht er's, wie Glas, in Stücken springen; denn,

Jaspis — kann kein Stahl durchdringen! — Ein Zwerg hängt am erschreckten Roß; der and're ist sein Reitgenoß, hält sich am Schah, der, halb entsetzt, den Dolch ihm in die Rippen setzt. Der — zieht ihn lachend aus der Brust, und schleudert höhnisch ihn mit Lust weit rücklings in die Wand von — Stein! blitzschnell, bis an den Griff hinein.

Und durch den hohen Palmenwald führt itzt der Weg. Es rauscht und schallt. Der Abendwind regt auf — den Hain. Wie? sollen's Menschenstimmen sein? — Es neigt das Haupt und lehnt sich an, und winkt sich zu und singt sich an; und bunte Vögel selt'ner Art, mit langem Schweif, mit Federbart, durchsichtig, schillernd roth und blau, schwarz, saftgrün, gelb und weiß und grau: sie flattern, schwingen, singen, schweben mit neck'schem Spiel, voll buntem Leben, und rufen spottend:

„Nuschirwan, sei uns gegrüßt, o Wahrheitsmann!"

Und aus dem Wald ging's an den Strom. Der sandt' die Silberwellen fromm dahin durch's Land. Da saß ein Mann, schwarz von Gestalt und hochgethan, am Wasser; seine Füße drinn', 'ne Eisenkeul' liegt neben ihm. Der brüllt sie an:

„Wen hab't ihr da?" —

„Der Kön'ginn Feind: Nuschirwan-Schah!"

Der Riese lacht, hebt mit 'ner Hand den Jäger von dem Roß auf's Land. Die Gnomen springen in die Flut. Die wird, wie dunkle Purpurglut. D'rauf landen sie, wie Schnee, so rein, und fliegen auf Eulen in's Land hinein.

Jetzt zeigt der Riese auf den Strom, und ruft befehlend:

„Vorwärts! komm —"

Und als der Schah, bestürzt, erschreckt, ob wohl die dunkle Flut ihn trägt? den Wellenspiegel scheu beschritt: er wie auf festen Boden tritt.

Kaum, daß er noch dem Auge traut, singt schon der Riese überlaut, daß Fels und Strom, und Wies' und Wald von seinem Liederstrom erschallt! — Schnell taucht ein Krokodill empor. Dort streckt 'ne Nix' die Stirn hervor. Da steigt das Nilpferd langsam auf. Hier hebt sich eine Kröt' herauf. Dort schießt ein Schlangenleib dahin. Da grinst ein gräulich Ungethüm, klatscht auf, und streckt das nackte Ohr neugierig aus der Flut empor.

Am Ufer glücklich angelangt: deckt weicher Rasen rings das Land. Tief unter'm Grase flimmert's hell, wie gold'ne Sternchen, morgenhell. 'S sind zarte Blümchen, die da blüh'n. Doch, wogt und wallt's bald d'rüber hin, steigt rund empor, ein kochend' Meer!

Nuschirwan ist sein selbst nicht Herr.

Fern, glänzt ein Alabasterhaus. — Zwei Drachen spei'n dort Feuer aus, und in den Becken, roth und grün, wimmelt's von selt'nen Fischen d'rinn. Aufrauschen mächt'ge Flügelthiere, halb Adler und halb Auerstiere! Waldmann und Gnom'; fast Menschenthiere. Und Alles drängt den Schah zur Pforte. „Zur Kön'ginn!“ ruft's, mit mächt'gem Worte.

Und Hall' auf Halle schwirrt's dahin, bis in den Saal — der Königin!

Tiefblau die Wölbung — rundumher, und in der Kuppel ein Sternenmeer! Schneeweiße Säulen tragen das Dach, durch das die gold'ne Sonne brach. Auf hohen Stufen strahlt der Thron! Ein Riesenadler trägt die Kron'. Und auf dem Thron, im Purpurkleid', von schönen Kindern ganz umreiht, 'nen Demantreif im schwarzen Haar, der Mund so mild, das Aug' so klar, den gold'nen Stab in zarter Hand: so steht die Königin „Unbekannt!“

„Willkommen sei in meinem Reich, verachtest du meine Gaben gleich!“

„Ich?“ ruft der Schah. „Wie mag dies sein? gewahrte dies Auge doch nimmer dein!“

„Ich bin das Märchen!“ rief's ihm zu. „Viel Augen schloß ich selig zu, und schöpfte manchen süßen Traum aus — 'kalten Daseins Wellenschaum! Wo nur ein Kinderauge lauscht; der Westwind kos't, ein Wipfel rauscht; der Mond mit seinem Silberstrahl den Hain durchirrt, das Wiesenthal; ein kindlich Volk noch munter lebt: dort ist's auch, wo das Märchen webt! Dort laß' ich, über Traum und Leben, die allerschönsten Blüten regnen, und sammle in dem Goldpokal der Phantasie — der Wahrheit Strahl, den tausend Augen nicht vertrügen! doch aber, in den kleinsten Zügen, gar gerne trinken. Lieb' und Haß theil' so ich mit der Wahrheit fast. Denn Mancher, den mein Völkchen neckt, wird, wie du selbst, sogar — erschreckt. — Laß Friede sein!“

So sprach sie sanft, und reicht dem Schah die weiße Hand, und Friede, wie der Mondnacht Schein, zog leis' in seine Seele ein. —

Und aus der Hallen mächt'gem Haus, ins holde Grün, ins Licht hinaus führt itzt den Schah die Königinn durch ihren Rosengarten hin, wo blaue Flüsse, Silberbäche; wo dunkler Hain und Wiesenfläche mit Baum und Pflanze jeder Art, mit Frucht und Blume sind gepaart; wo Schmetterlinge, zarte Elfchen den Knöspchen bei dem Aufbruch helfen; wo auf der zartgeformten Blüte manch' Ton sich wiegt, manch' Liedchen summet, und in des Blumenkelches Mitte ein Märlein lauscht, 'ne Mythe schlummert.

Nuschirwan steht, der Welt entrückt, durch Ohr und Auge gleich — entzückt! —

*

Zuletzt kehrt ihm der Muth zurück.

„Ja, Königinn, ich bin besiegt!“ so ruft er trunken, hebt den Blick. „Doch, bitt' ich, Ein's mir zu gewähren: laß mich dein schönstes Märchen hören.“

„Gewährt. Du sollst's — sogar erleben; „des Sprossers und der Rose Leben!“ ein Meistersang! Das schönste Lied, das je des Dichters Brust durchglüht; doch hat's ein Sterblicher gesungen: 'Mohammed Fasli — ist's gelungen!“

Und da sie's lächelnd zu ihm spricht: tritt Schah Nuschirwan — in's Gedicht; 'ne gold'ne Frucht vom Ast sie bricht, — reicht sie — dem Schah. — Er nimmt sie hin. — Schon schwindet des Bewußtseins Sinn. Vor seinem Aug' verschwimmt das All. Nuschirwan wird zur Nachtigall.

Er ist ein Sprosser! sitzt versteckt, und singt, daß es das Herz bewegt! er singt von Liebe, singt von Qual, von Herzenssehnsucht mit süßem Schall. Von Liebe singet jeder Ton. Aus Lieb' ward er geboren schon! Von Liebe klagt er, klagt aus Lieb', weil ihm für Lieb' — nur Klage blieb!

Da weht' es frisch, im Flug, heran. Der Ostwind ist's!

„Du armer Mann! was hat man dir denn Leid's gethan?“

„Ach!“ flötet itzt die Nachtigall mit süßem Laut, melod'schem Schall: „in Lieb' zerfließ' ich, flamm' vor Liebe; verzehre mich im heißen Triebe. Von Liebesweh', von Sehnsuchtsschmerz, vor — Lieb' zerschmilzt dies warme Herz!“

„O Freund, wie bist du zu beklagen! Da weiß ich Besseres zu sagen. Ich liebe auch, ich liebe viel: doch lieb' ich nur in

losem Spiel. Ich kos' und schmeichle, recht mit Lust, um alle Blumen nach Herzenslust.«

»Wo kommst du her?«

»Von Rosenhain. — Bei meiner Herrinn solltest' sein! Da ist es schön und freudenhell; da klagt und seufzt man nicht, Gesell.«

»Ach, so erzähle mir. Erzähle. Erquicke freundlich mir die Seele.«

»Schah Frühling, der die Welt beglückt und jedes Jahr sie neu entzückt, und — wie Vernunft, die stets besteht, als Gottes Geist — das All durchweht: aus seinem Reiche komm' ich her, wie Alle, selbst ein Glücklicher! — Da gibt's nicht Schwert, da gibt's nicht Krieg: Schwertlilie nur — kämpft um den Sieg, die Schönste auf der Haid zu sein! und hört man über Wunden schrei'n, so kann's doch nur von Dornen sein! Scherzt man von frechem Kronenraub: von Tulpenkronen ist's, ich glaub. Die Krieger sind gar nicht zu zählen! 's sind — Millionen Pflanzenseelen. Narzissen steh'n, wenn auch bestaubt, als Leibgardisten, goldbehaupt; die Lilien, mit blankem Schwert, in grüner Rüstung schön bewehrt!

Wie schön nun auch das Alles ist: die Rose — doch das Schönste ist! das Töchterchen, das holde Kind! so lieblich, duftend, zartgesinnt; mit süßen Wänglein, seidenweich, so fein, durchsichtig, farbenreich! — Und doch dabei so wohlbelehrt, zu Tausendmal des Ranges werth: der Geist, den die Vernunft erzeugte, und die Natur, als Mutter, säugte! ihr schenkt' der Schah, der schönen Rose, ein Schloß: »das grüne Beet der Rose:« dazu das Städtlein »Rosenhain«, und also nahm den Thron sie ein; haucht ihren Duft aus, durch die Welt, wie's

recht ist und ihr wohlgefällt. — Zu Dienern wählte sie: den Thau, er achtet des Sorbets genau; die Tulpe ward, mit dem Pokal, der Königsmundschenk ihrer Wahl. Die Lilie, mit dem feinen Schwert, ist Waffenträgerdienstes werth! Cypresse hütet an dem Thor. Der Fluß hält ihr den Spiegel vor, und ich, der Ostwind, dort und hier, dien' als erprobter Läufer ihr!

Entzückt, ob all' der Herrlichkeit, gab sie zuletzt mir den Bescheid:

„Mein Ostwind, streife durch die Welt. Sieh selber, was da wohlgefällt? ob man mich liebt, und ob vielleicht Etwas — vollkommen mich erreicht?“

„Und wie's gesagt ward, ist's gescheh'n. So hab ich dich zuletzt geseh'n.“

Da wird's im Sprosser plötzlich hell! Aufrauscht in ihm ein Freudenquell. In seiner Brust der Rose Bild! umleuchtet — von der Liebe — mild.

„Ist Solches deines Auftrags Art: so seg'n ich deine Ritterfahrt. Ich weiß, für wen mein Herz nun glüht! weiß, wem ich künftig sing' mein Lied.“

„Welch' toller Einfall! Nachtigall? Die Rose — deiner Sehnsucht Qual?“

„Die Liebe kennt nicht solch' Gebot. Durch Liebe reich' ich an den Gott! Lieb' macht ja jedes Herz so reich; sie stellt auch Ros' und Sprosser gleich. Und wenn sie unerwiedert bliebe: sich selbst genügt zuletzt die Liebe! Bin ich allein mit meinem Schmerz, so macht mich selig noch — mein Herz.“

Der Ostwind lacht. Er sah es klar, daß Sprosser nicht zu bessern war; ruft schnell sein „Lebewohl!“ ihm zu, dann schießt er, blitzschnell, fort im Nu, und kehrt zurück zur Herrinn sein,

nach »Rosenbeet« zu »Rosenhain;« erzählt: daß nichts, in allen Reichen, der schönen Ros' sich mag vergleichen!«

Der Sprosser aber macht sich auf, und folgt des Ostwinds raschem Lauf. Die Sehnsucht führt ihn sicher'n Weg; von Rosen duftet das Geheg'! — Da stößt ein Reisender zu ihm. Ein Flüßchen schlängelt sich dahin, dem Meere zu, gar silberklar. Dem stellt sich Sprosser, grüßend, dar.

„Woher des Weg's?« frägt ihn der Fluß, erwiedernd seinen sanften Gruß. — Der Sprosser singt ihm vor sein Lied »von Lieb', und — wo die Rose blüht? Von seiner Sehnsucht, seiner Qual, und daß er suche überall die schöne Rose nur zu schau'n.« —

»Dazu verhelfe ich dir, traun! Ich führe dich nach Rosenhain. Cypreß soll mir behülflich sein. Cypreß ist ein gerader Mann, der Keinem noch ein Leid's gethan. Mein Freund behütet »Rosenbeet«, wo er am Thore Wache steht.«

Und bei der Ankunft gleich erkennt die Nachtigall 'nen Freund am End'. Cypreß' ging einst in Vaters Haus, als treuer Sclave, ein und aus. Er hat den Sprosser aufgezogen; ihm blieb er immer still gewogen. „Den auf den Armen er getragen: der sollte ihm sein Leid nicht klagen?“ — Cypreß erkläret sich bereit, zu dienen ihm zu jeder Zeit, und — »Gül“ zu Ehren, singt »Bülbül« itzt — Tag und Nacht — das Lied: „Gülgül!«

In einer Nacht, gar freudenlos, beklagt die Nachtigall ihr Loos, und flötet ihre Liebesschmerzen durch ihre Kehle recht vom Herzen! Sie klagt und weint. Ihr ist verhaßt das Dasein, und dies Dunkel fast!

Da bricht mit eins der Mondenschein auf's stille »Rosenbeet« herein. Der Sprosser klagt und seufzt und stöhnt: „Führ'

mich zur Rose!« — Ach, schon krönt der Morgen dort den Berg mit Gold, und bald steigt auch die Sonne hold herauf in heller Purpurglut. Die Nachtigall flamm't — Liebesglut: Zuletzt singt sie, von Lieb' durchglüht, dem Schöpfer noch ihr Morgenlied.

Die Ros' erwacht von dem Gesang. — Wie süß des Sprossers Lied erklang! — Narziß, die Sehkraft, sendet sie, zu späh'n nach Kundschaft: »wer?« und »wie?«

Cypresse steht sie — im Verkehr bald — mit dem Sprosser! frägt: »Woher?« — Der Auftrag macht ihr wenig bang'. Bald kennt sie den Zusammenhang.

Die Ros', obwohl im Grund — entzückt, stellt sich erzürnt, und nennt »verrückt« den Sprosser.

»Schilt ihn nur, Narziß. Und daß die Ros' ihm sagen ließ: daß er von »Rosenbeet« sich ferne, und beſſ're Sitt' im Ausland lerne!«

Der arme Sprosser, tieferschreckt, den grauen Fittich kaum bewegt. Dann sinkt er schmerzerschöpft vom Ast. »Was soll sein Lied, wenn Ros' es haßt?« — Kein Laut entschlüpft mehr seiner Kehle. Er klagt nur — in der tiefsten Seele. Niemand soll wissen, was ihm fehlt! was tief ihn kränkt, zu Tod' ihn quält. Mit mattem Schwung rafft er sich auf, macht sich nach einer Wüste auf! dort schmachtet er die langen Tage dahin, in stummer Schmerzensklage.

So trifft ihn einst der Ostwind wieder, als er die Wüste fährt vorüber; und itzt, von Mitleid tief bewegt, das für den armen Mann sich regt, da der sein Leiden bitter klagt, weil »Gül« ihm ihre Gunst versagt, erklärt er freisam, unverdrossen: »sich anzunehmen des Genossen, und »Gül« zu schildern seine Leiden;

vielleicht (vertrüg' sich's mit der Sitte) zu wagen etwa gar die Bitte: des Sprossers Schicksal zu entscheiden!«

Kaum darf er »Rosenbeet« begrüßen: wirft er der Rose sich zu Füßen; erzählt ihr, was er hat erfahren!

Und Rose spricht:

„Er mag bewahren, liebt er mich wahrhaft, sein Gefühl! — Vielleicht, daß ich ihm schenken will in später'n Tagen meine Huld. Er mag sich fassen in Geduld. Wer wahrhaft liebt, dem ist beschieden ein ungestörter Herzensfrieden. Die Trennung selbst ist ja ein Glück, und — Einigung — oft Mißgeschick.«

Der Ostwind überbringt die Kunde, die grausam-gütige, zur Stunde. Und aus der tiefsten Brust heraus bricht »Bülbül« neu in Klagen aus!

An einem Morgen, rosenhell, sprach zu »Bülbül« der Felsenquell:

»Geh'st du nicht auch zu Rosen's Fest, das heut' Schah »Frühling« ordnen läßt? Es ist das Fest des gold'nen Mai! Wir feiern heut den Frühling neu.«

Aufmacht sich schnell die Nachtigall!

»Vielleicht, daß meiner Lieder Schall, und meiner Klagen Wiederhall durchflöten darf der Rose Saal? — Vielleicht, daß Zufall oder Wahl mag lindern meines Herzens Qual!«

Hinfliegt er trauernd, sitzt von fern. — Wie wär' er näher doch so gern! — Er sieht, wie Hyazinth' ihr Haar auflös't und bietet Moschus dar. Die Lilien strecken aus die Zungen, damit das Fest auch sei besungen! — Bescheiden, niedrig, scheu und stumm, sieht Veilchen nach der Ros' sich um, und sinnlos rauscht und rennt der Bach dem lauten Feste eifrig nach.

Der Sprosser fleht's, und klagt und singt, daß es im Haine flötend klingt.

„Wie gönn' ich Rosen doch ihr Glück! Gern trag' ich selbst mein Mißgeschick. Die Rose trinkt aus 'Goldpokal, ich sterb' — an tiefer Herzensqual. Weh' mir! so viele Festestage, so viele Lust: so viele Klage!"

Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum treibt Unruh' ihn; er weiß es kaum! — Zuletzt, auf einem Palmenblatt, ersinnt er für die Sehnsucht Rath. Er schreibt an Rose, thut ihr kund: „was gern ihr selber säng' sein Mund!" er schüttet aus vor ihr sein Herz, so voll von Lieb', so voll von Schmerz, und bittet den Jasmin, als Freund, der's sonst wohl mit ihm gut gemeint: an „Gül" das Briefchen zu bestellen.

Jasmin läßt sich ein wenig quälen. Er trägt die Nase etwas hoch, bequemt zuletzt sich aber doch, des Sprossers Brief zu übergeben (des Ausgangs nicht ganz sicher eben!).

Gül lies't und — fühlt sich tiefgerührt. Sie will, daß ihm itzt Antwort wird. Und durch Jasmin, denselben Boten, wird so der Nachtigall entboten:

„Der treuen Liebe — ihren Lohn! — Die Rose, auf dem Königsthron, will dich erfreu'n. Laß itzt den Gram, und glücklich sollst du sein fortan."

Ohnmächtig sinkt Bülbül zur Erde vor großer Freude.

„Nun, so werde mir jeder Buchstab zum Symbol!"

Und Lied auf Lied der Kehl' entquoll, und jeder Buchstab ward besungen, bis ihm das reichste Lied gelungen! — Wie herrlich klinget itzt sein Lied, weil Freude seine Brust durchglüht; wie flötet itzt der Wiederhall der Sehnsucht süßen Klageschall! Er girrt von Liebe, hoffet Glück, denkt an das Gestern nicht zurück!

Da schleicht in einer warmen Nacht, auf Mißgunst, List und Trug bedacht, die Hyazinth', der gelbe Neid, zu jeder Tücke gleich bereit, mit dunklem Schlafrock angethan, argwöhnisch durch das „Gulistan"; behorcht die süße Nachtigall und ihren süßen Liederschall; vernimmt in 'Haines Wiederhall, des Reichbeglückten — Freudenschall!

Sie spricht ihn an.

Von Glück berauscht, vom Flüsterton des Laub's umrauscht, gesteht er: „was er fühlt und hofft," und — nennt „die Rose" unverhofft; „ihr sei gewidmet sein Gesang von itzt an, all' sein Leben lang!"

Die Hyazinth', von Neid empört, als sie das Glück des Sprossers hört, sinnt schnell auf Ränke, nachtumhüllt, weil ihr die Brust von Galle schwillt. Sie zürnt „dem frechen Übermuth," und dämpft mit Vorwurf seine Glut: „ob nicht in solchen Sängers Brust sich Zartheit finde auch bei Lust, daß er es wage, also kühn zu schmähen die Gebieterin? ein still' Geheimniß laut verrathe, und so viel Schmach auf Rose lade?"

Der Sprosser schweigt betroffen still.

Die Hyazinth' verfolgt ihr Ziel. Sie ruft den Ehrenwächter Dorn, der süßen Ros', den argen Zorn; erzählt ihm „von der Nachtigall und ihrem lauten Liederschall," und „daß der schönen Rose Ehre des harten Dornes Amt begehre; er — rasch — dem Lied des Sprossers — wehre!"

Der harte Dorn, der heiße Zorn, ist gleich bereit. Er stößt ins Horn, beruft das Dornen-Aufgebot; zieht hin zum Sprosser, eifert, droht: den armen Sänger „zu erstechen, sollt' er sich eines Laut's erfrechen!"

Itzt eilt er rasch zur Rose hin, verhehlt nicht seinen argen Grimm.

Der Rose Wange färbt die Glut, weil nicht des Zornes Eifer ruht. Er tadelt bitter ihr — Gefühl! Sie aber spricht:

„Du schweige still. Dein Eifer kennet nicht sein Ziel. Ich sage dir, die reine Gül, sie liebt das schöne Lied Bülbül!“

Der Dorn, erboßt, schießt zu dem Schah. Schah Frühling spricht:

„Recht hast du da. Ich werde meine Jäger senden, um so die Sache schnell zu enden. Sie sollen mir den Sprosser fangen! dann sing' er — hinter Käfigstangen.“

Der Sprosser flieht durch Wies' und Wald, sucht sich 'nen stillen Aufenthalt. Zuletzt, in einer Waldesecke, — gar sorglich, wie er sich verstecke, — trifft er 'nen stillen Wandersmann, unglücklich, wie er selber, an. Von Gram gebeugt, recht trauervoll, die Brust von tiefem Leid auch voll; demüthig, stumm, im blauen Kleid, lebt er in tiefer Einsamkeit. Er liebt die Rose! kann nicht klagen, kein Wort von Schmerz und Liebe sagen; muß still die ew'ge Sehnsucht tragen, darf höchstens nur — zu seufzen wagen; nicht, wie der Sprosser, laut und hell verkünden seiner Freuden Quell; nicht, wie die süße Nachtigall, verkünden mit des Liedes Schall der ganzen Welt, dem Wiederhall: das Glück und seines Herzens Qual! — Das Veilchen ist's: Bescheidenheit. Sie tauschen itzt ihr süßes Leid, ergehen sich in sanften Klagen.

Da seh'n sie Lanzenspitzen ragen. — Die Jäger sind's! vom Schah gesandt. Bald fangen sie, gar jagdgewandt, die arme, süße Nachtigall! sammt ihrem süßen Liederschall, und ihrer bangen Herzensqual, um sie darauf, trotz 'Veilchens Klagen, zum guten Schah zurückzutragen. Im Schloß des Schah, im gold'nen Haus, tönt sie nun ihre Klagen aus!

Da hebt aus Ostens Sonnenbrand Schah August seine heiße Hand; vertrocknet Flüsse, versengt das Land!

Dem Glutwind Samum herrscht er zu:

„Auf Rosenhain zeuch du im Nu! Schah Frühling sei mein Unterthan!“

Schon haucht das zarte Gulistan — Samum — mit glüh'ndem Athem an.

Schah Frühling lacht!

August, ergrimmt, schickt itzt die Sonn'.

Das Veilchen krümmt sich, ritterlich, zum Kriegesbogen! Als Pfeil kommt Zweig und Ast geflogen. Es zieht, gewässert, wie von Stahl, der Fluß den Panzer an, zumal. Als Edelleute steh'n die Pflanzen, und halten, glänzend, Spieß und Lanzen! Die Knospen schultern ihre Keulchen, und Schildchen halten — Ros' und Veilchen.

Den Feldherrn Sonne kümmert's nicht. Er denkt allein an seine Pflicht. Ein einz'ger Blick, ein einz'ger Schuß: und Rosenhain sich ergeben muß!

Schah Frühling fliegt der Alpe zu; versteht sich, Rose — mit dazu. — Mit Blumen füllt sich Berg und Thal! Ein Lusthaus steht am Wasserfall. Dort, auf der Alpe grünem Plan, fängt erst das rechte Leben an! Von Alp' zu Thal, von Wies' ins Haus — fliegt Glück und Freude — ein und aus.

Und wieder kommt die Sonn' ins Land. Schah August hat 'ne lange Hand! — Schah Frühling nimmt sein süßes Kind, huscht aus dem Land mit ihr geschwind.

Zu Ende ist das Frühlingsreich! — Auf Rosenhain ist Alles gleich. Frühling und Rose sind dahin, wie — falschbeschworner Treue — Sinn! — Wie liegt so öde Rosenhain! Wer soll nur itzt Gebieter sein? — Schah Herbst viel-

leicht? der schon, vor sich, Goldblätter streut so königlich? — Den Späher schickt er vor sich her. 'Blattpflücker Herbstwind sendet er. Der bringt auch bald die Kund' zurück von „Ros' und ihrem Mißgeschick!"

Schah Herbst rückt an, nimmt Rosenhain; läßt's, wie er's hat gefunden, sein. Doch spendet er gar reiche Gaben, will aber Viel dagegen haben! Blattgold vermengt er mit dem Staub; doch — Hain und Wies' fällt ihm zum Raub. Todt schlägt er alles grüne Laub, und alles Volk, so wird's geschehn'n! soll nackt — dem Winter entgegengeh'n.

Als der nun kommt, ein strenger Schah, ist auch das höchste Elend da! die Welt erfährt nun vollen Grimm, und Rosenhain, es fällt an ihn!

Der Feldherr Schnee kommt itzt mit Macht, und schlägt den Herbst in einer Schlacht. Und Keiner athmet ferner frei, als nur des Winters Tyrannei! Zwar schenkte 'Herbst freiwillig — Gold; der Winter scheint dem — Silber hold. Die Cedern steh'n in Silberstück; der Garten — glänzt im Silberblick; den Fluß, zur Lehensnahm' berufen, beschenkt er — mit ganzen Silberstufen!

Indeß dies Alles rasch geschah, herbergte lang' der Frühlingsschah bei König Neujahr, seinem Vetter. Der warf sich auf zuletzt als Retter.

„Drei Schah's verdarben dir das Reich? — Ich unterwerf' sie allzugleich. Frischauf! ich nehme Rosenhain, und Winter soll hinfort nicht sein!"

Gesagt, gethan! — Die Schlacht geschieht. Der rauhe Winter unterliegt. Der Kampf, er macht ihm ziemlich warm. Schah Frühling rührte auch den Arm. Sein Odem haucht den Märzschnee an. Geschmolzen ist die Winterbahn! Schah

Neujahr hat gelöſ't ſein Wort. Der Frühling herrſcht nun wieder fort!

Und nun empfangen Ehrengaben, die noch nicht grüne Kleider haben! Die Wieſen, in dem ſaft'gen Grün, bethätigen den alten Sinn. Die Roſe ſelbſt, die Schönſt' und Beſte in Roſenhain, gibt Roſenfeſte.

Zuletzt, im reichen Blumenſaal, denkt Roſ' einmal an Nachtigall. Sie frägt: „Wo iſt der gute Knab', daß er auch wieder Freude hab'? — Nichts iſt zu ſehen, nichts zu hören! — Wir können ſeiner nicht entbehren. Wie? — klagt er noch? ſchmolz er vor Leid? Noch denken Wir der Seligkeit, die ſein Geſang uns hat gewährt, als Wir ihm einſt das Lied verwehrt.“ —

„Er liegt gefangen durch den Schah, ſeit langer Zeit ſchon!“ heißt es da.

Schnell wird dem Oſtwind aufgetragen: „dem armen Sproſſer anzuſagen, daß Roſe ſeiner noch gedenkt, und wieder ihre Huld ihm ſchenkt!“

Der Oſtwind, lauter Leidenſchaft, eilt, ihn zu tröſten in der Haft. Aus, von des „Leibes Lotterbett,“ wo „Roſenhain,“ das Städtchen, ſteht, fährt 'Oſtwind, der als Bote geht, bis wo die Seel' um „Liebe“ fleht.

Der arme Sproſſer, gramvoll, krank, im Liebvertrau'n doch — ohne Wank'! kehrt ſich zum Vater aller Weſen, der — ſein wird, iſt, und war geweſen! Bei Ihm wohnt Hoffnung, Liebestroſt! durch Ihn wird jedes Herz getroſt! —

Da fährt der Oſtwind gnädig an, frägt — huldvoll — „um's Befinden?“ an. — Die Nachtigall, in ihrer Schwäche, verſteht nicht gleich, wovon er ſpreche? Das irre Köpfchen iſt

so wüst', daß sie nur kaum den Ostwind grüß't. Zuletzt doch strengt sie an die Kehle, wird wieder etwas — Philomele. So geistreich aber spricht sie nicht, als Ostwind, der fast übersließt von Honigduft und Blumengeist, und — pomphaft — „Rosen's Gnade“ preis't. Um mit der Perl zuletzt zu schließen, haucht er: „Die Rose läßt dich grüßen!“ — Dann fährt er ab, zurück zur Rose, und unter lauter Scherzgekose erzählet er von „Schmerz und Lust, von Sprossers Sehnsucht; seine Brust sei ganz von Lieb' und Gram erfüllt, er selbst — ein abgeschwächtes Bild von Ehmals blos! recht liebeskrank, und — Gott und Ros' nur — sein Gedank'!“

Von Freud' und Mitleid aufgeregt, und tief im Innersten bewegt, beschließet Rose „ihn zu seh'n, vor seinen Kerker hinzugeh'n!“

Und da sie kommt zum süßen Freund, der um sie klagt, der um sie weint, sinkt er, zumal so hoch beglückt, ganz überwältigt und entzückt, zu Boden, da er sie erblickt. — Die Rose schaut ihn gütig an.

„Wie elend scheint der arme Mann!“

Voll Hoheit, steht sie, lächelnd, da. Ist sie die Tochter nicht des — Schah?

Der Sprosser nur sehnsüchtig schaut, und kaum dem eig'nen Auge traut. — Die Ros', im Majestätsgefühl', steht, huldvoll ihn betrachtend, still. Dann streut sie mit der zarten Hand rund um den Käfig — Juwelensand! — Die Nachtigall — streut Lieder aus, die fliegen aus der Seel' heraus. Juwelen sind's auch! sternenschön, voll sel'gem Glück, voll holdem Fleh'n. Bülbül verherrlicht sich und Rose! Dies — der Zusammenkunft Gekose. — Als Rose scheidet, klagt Bülbül: „er träumte,“ meint er, nur von Gül!“

Die Rose, heimlich, ruft den Ost, und gibt ihm Auftrag ganz getrost: „zu geh'n zu ihrem Vater Schah, und bittend zu versuchen da, daß er den Sprosser mög' befrei'n und senden ihn nach Rosenhain!“

Schah Frühling, glücklich — „Schah“ zu sein! geht auf die Bitte willig ein, und sendet gleich ein paar Getreue, den Sprosser zu befrei'n auf's Neue. Sie nahmen aus dem Käfig ihn, und brachten zu dem Schah ihn hin, der, als er an — den Armen — sah, sich fühlte — Schah erst über Schah! — so schwach und dünn stand er, so fein, es war an ihm bloß Haut und Bein! — Er stellte manche Frag' an ihn. Die Nachtigall antwortet ihm so klagend schön, so hold und süß, als käm' sie aus dem Paradies!

Da sprach der Schah gar hochgemuth:

„Das Lied gefällt mir. Es ist gut. Ein Mann, wie du, ist — Virtuos, und solche Stimme (ob Gekos', ob nicht? gleichviel!) — es wär' d'rum Schade, verschlösse man's in eine Lade! D'rum sei die Freiheit dir geschenkt! zieh' nur nach Rosenhain, ungekränkt. Was kann's der Rose denn verschlagen, wenn man dort hört so schöne Klagen! Was ist's, wenn er in „Rosenbeet“ der Ros' als Freund zur Seite steht? ist nur der Bettler auch ein — Weiser, so geht sein Rang mit Schah und Kaiser!“

Als kam der Ost mit seiner Kunde, rief er von fern mit frohem Munde:

„O Ros'! ich komm' zur guten Stunde: der Schah, er ist mit Uns im Bunde!“

Im schönen Mai, zur holden Zeit, wo blau der Dom sich spannte weit! wo fröhlich rauscht der Wiesenquell, das frische Grün lacht gar so hell: gab's einen Tag, bestimmt zum Fest, wo Rosenhain sich schmückt' auf's Best'; wo Rose, reich in

Rosengold, selbst, wie 'ne Sonne, leuchtet hold! da stand im glitzernden Kaftan, die Ros', den grünen Mantel an.

Und lustig trieb sich's her und hin, mit Jubelschrei und heiter'm Sinn. Die Rose selber trank beim Mahl 'nen Kelch mit Wein, aus eig'ner Wahl! und als sie trank zum drittenmal, da dacht' sie — an die Nachtigall und ihren süßen Liederschall! an ihre Sehnsucht, ihre Qual. Dort stand sie — vor dem Blumensaal, betäubt fast von dem Wiederhall der eingelad'nen Gästezahl! verlassen stand sie und allein, als wär's ein Sprosser — nur von Stein!

Da winkt die Rose ihrem Ost:

„Sag ihm, er soll nur sein getrost! — führ' ihn hieher, an Uns're Seite. Er theile Uns're Freude heute!"

Der arme Sprosser, kaum erst — kranke, kehrt sich zu Gott mit lautem Danke! dann, sinnlos fast vor lauter Lust, schwillt ihm ein Lied aus voller Brust. Hinfliegt er, zu der Ros' zumal, setzt sich zu ihr, zum lauten Mahl. Er sitzt, weil sie es also will, an ihrer Seit', bescheiden, still. Sie aber fühlt itzt mit dem Armen ein weiblich Mitleid, tief' Erbarmen. Sie schmäht sich selbst, „wie hart sie war! doch nun, stell' es sich anders dar!" ja daß sein Herz mit ihr sich freue: „gelobt sie ihm — so Lieb', als Treue!"

Er aber spricht: „Du bist so gut! d'rum ist deine Härt' und Treu' auch gut. All', was du thust, ist wohlgethan! dem Freunde neigt sich Jedermann. Dir hab' mein Leben ich geweiht. Dir sterb' ich, sei es auch schon heut'! D'rum ist der Seel' in meinem Leib, für dich zu sterben, Zeitvertreib."

So kos'ten Ros' und Nachtigall beim Fest des Mai, beim frohen Mahl. Dann tranken Ros' und Nachtigall aus einem Rosenblattpokal!

Bülbül sang seine schönsten Lieder, und alle schollen flötend wieder durch Rosenhain, durch Gulistan! er war ein gar zu froher Mann! — Er flötet anfangs süß und still; dann trieb er's, trillernd, weiter viel; schaut stets dabei die Rose an, die Königin in Gulistan! zerschmilzt vor Sehnsucht, im Gekose mit seiner süßen Huldin Rose. In kleinen Kelchen floß der Wein; auf den Lippen — mußten's Küsse sein! — Der Sprosser auch trank, statt zu nippen, den Wein zuletzt von — Rosens Lippen! Der trunk'ne Sprosser wird noch kühner. Er achtete nicht Schah, noch Diener, nicht Ostwind und nicht Hyazinthe, nicht Neid und Mißgunst, keine Finte! Er raubt der Rose Kuß auf Kuß! er schwelgte recht im Vollgenuß. Weich ward das Herz der süßen Rose von all' dem Wein und dem Gekose. Umschlangen — Arm — sich schon, und Becher: so wankten endlich auch die Zecher! Es drehte Alles sich im Kreise: der Sprosser, Rose, Narr und Weise, bis, unter tollem Lustgebrause, man taumelnd sich verlief nach Hause.

Und als der Abend wieder kam, da fing die Lust von neuem an! — Die Sterne sah'n so freundlich hell herab vom himmlischen Castell; der Mond, der silberklare Schah, stand lächelnd unter ihnen da. Dort schoß 'ne Schnuppe schnell herzu, da schwippt 'ne Kugel durch — im Nu! Hier blitzt und zuckt es, flimmt und zittert, der Himmel ist ganz lichtdurchgittert! und fast, wie irre Schmetterlinge, Goldkäfer und dergleichen Dinge; Marienkäferchen, die trauten, die im Hollunder ein — sich bauten: schwirrt es und wimmelt's dort am Himmel! und unten herrscht ein gleich' Getümmel. — Heut wieder, bei der süßen Rose, beginnt das gestrige Gekose. Es will das tolle Festgelage erneuen sich — vom vor'gen Tage! denn, wieder müssen alle Blumen, die sprechenden und auch die stummen,

die schauenden und halb nur blinden — bei Rose sich zusammenfinden. — Ha! wie viel' Freund' und Tischgenossen! wie zechen Alle unverdrossen! Die süße Rose erst, vor Allen, sucht ihrem Sprosser zu gefallen. Es schwellt ihr Herzchen, hebt die Brust — des Sprossers Sehnsucht, Leid und Lust! sie selbst fühlt heut die Sehnsucht mit, von der — ihr Sprosser ist durchglüht, von der's in seinen Liedern sprüht. Auch singt er seine schönsten Lieder heut' Abend seiner Rose wieder.

Wie zierlich tönt das Jubelschrei'n durch das entzückte Rosenhain! — Leuchtkäfer zünden Lichtchen an, und über'm grünen Wiesenplan schwärmt es von bunten Schmetterlingen! dazwischen — Lachen, Becherklingen, und „Vivat“ rufen, Liedchen singen! — Sieh' da, dort brennen Lämpchen an, die — kunstreich, bunt — Narziß ersann! — Die Blumen stehen, Reih'n an Reih'n, sanft duftend in der Mondnacht Schein, Aufwärter in der „Rose Hain!“ Die Rosen — hauchen flötensüß! die Knospen — pauken, schwach gewiß! Die blauen Veilchen musiciren, und Lerch' und Wachtel jubiliren. Von Lieb' und Freud', von süßem Bunde — geht rasche Kund' von Mund zu Munde, bis endlich in des Morgens Glanz sich auflöst' dann — der Freunde Kranz, die Liebenden zuletzt mit Tanz, — das frohe Fest beschließen ganz.

Doch, ach! nichts dauert in der Welt, und Alles — scheint auf Nichts gestellt! Der Geist allein, die Seele lebt, die über Stoff und Leib sich hebt, und über Erd' und Himmel schwebt! — Das kurze Leben steht nicht fest, 'ne neue Zeit bewahrt den Rest. Die neue Zeit bringt neues Licht, wenn erst des Leibes Siegel bricht! — Wenn Alles welkt und sinkt und fällt: denkt noch der Geist: den Gott, — die Welt!

Noch folgten viele schöne Tage in Rosenhain, und Festgelage, bis endlich — Sprosser auch, und Rose verfielen dem gemeinen Loose. — Die Liebe, grausam, wie sie ist, ja, launisch selbst, wenn sie genießt: sandt' Rosen zu — das Mißgeschick, vernichtete des Sprossers Glück!

In einer Nacht, ein rauher Wind brach ab — die Rose. Ihr Gesind' warf er, und dazu »Rosenhain« — (wohl möcht's erbarmen einen Stein!) hin in den Staub! —

Auch Sprosser ward des Sturmes Raub. —

Es fiel den Zarten auch ihr Loos, dem Jeder st gegeben bloß!

»Voll Lug und Trug und Ränke ist die Welt, die ja vergänglich ist! 'ne Herberg' ist sie. Kurze Zeit steht Karavanserei bereit. Verderben lauert spät und früh. — Leb' in der Welt! Vertrau' ihr nie! die falsche Welt, ach! sie verläßt, wer sich auf sie zu sehr verläßt!«

So klang's noch in Nuschirwan's Ohr, als sich das Märchen schon verlor!

Er träumte ihn, den schönen Sang! der einst von Fasli's Lippen klang. Er selber sollte ja erleben:

»Des Sprossers und der Rose Leben!«

den Meistersang! das schönste Lied, das je des Dichters Brust durchglüht; doch hatt's ein Sterblicher gesungen: 'Mohammed Fasli war's gelungen! Nuschirwan nur hat's nachgefühlt, und sich damit die Brust gekühlt. Darum bezaubert' ihn der Sang, weil Fasli's Lied — sein Herz durchdrang!

Die Königin sprach lächelnd itzt:

„Vielleicht, daß doch das Märchen nützt? — Gott gab dem Menschen — Phantasie nicht ganz umsonst! Er brauche sie belehrend nur, zu Nutz und Frommen!“

So sind sie an den Strom gekommen. — Rasch aus der Flut, hell wie Krystall, hebt sich 'ne Muschel. Überall ertönen liebliche Gesänge und wundervolle Zauberklänge. Die gold'ne Muschel nimmt sie auf, hin — über die Flut — den sanften Lauf. Es kräuselte ein frischer Wind die kleinen Wellchen ganz gelind', d'rinn lustig Fischchen aller Farben, um die Begleitung sich bewarben.

Anmuthig führt die Königin — Nuschirwan an die Felsen hin, die drohend ihr Gebiet verschlossen. Dann spricht sie zu dem Fahrtgenossen: „Komm itzt!“ und mit dem Demantstab rührt sie den Felsen. — Tief hinab bricht sich — urplötzlich — durch — 'ne Halle, und führt sie zu 'nem gold'nen Saale.

„Nimm deine Waffen hier zurück. — Mit Schah Nuschirwan sei das Glück!“

Und Schwert und Dolch wird ihm gegeben. — (Die Kling' ist nicht zerbrochen eben!)

„Gedenke meiner nur in Frieden! Dem Wahrheitsfreund ist Heil beschieden!“

Indem sie's spricht, schwingt sie den Stab, und — Alles sinkt in's Nichts hinab! 'ne Flamme nur steigt hoch empor. Versunken ist das Felsenthor! — Da d'rüben rauschet frisch der Wald. — Dort steht sein Roß! — Wie'n Traum ist's bald!

Und bei sich selbst erwägt der Schah:

„Zwar, Dichtung sei nicht — Wahrheit ja! doch aber, möcht' es wohl gescheh'n: man mag in Dichtung Wahrheit seh'n! — D'rum, sei fortan in meinem Reich' die Dichtkunst auch der Wahrheit gleich!“

Die beiden Gräber.

Frei nach dem Englischen.

Von

L. v. Alvensleben.

Die Abendsonne schien hell und freundlich in das Zimmer, wo Heinrich Dorner an dem Bette seines sterbenden Kindes saß. Sie hatte lange und schwer gelitten, die liebliche Jungfrau, jetzt aber schlief sie ruhig und sanft, wie ein Kind, ihre eine Hand ruhend in der ihres Vaters, mit der andern die Wange stützend, welche ihr schönes blondes Haar umfloß.

Nur Gott allein weiß, welch' bitterer Kummer das Herz des Vaters zerriß, indem er in das liebe Gesicht sah, und sich nicht verhehlen konnte, daß es bald seinem Auge für immer entzogen sein würde. Heinrich war sehr zurückhaltend in seinem ganzen Wesen, und nur Wenige kannten die Geschichte seines Lebens; man flüsterte sich aber zu, daß eine Gattin, die er anbetete, ihn vor mehreren Jahren verlassen hätte, und schlimmer als todt wäre. Gewiß war aber, daß er sich um nichts

in der weiten Welt zu kümmern schien, als um die Tochter, über deren Kindheit und Tugend er mit der Zärtlichkeit einer Mutter wachte. Nie hatte er sie nur einen einzigen Tag verlassen, und willig verzichtete er auf jeden Umgang, um nur ihr zu leben. Und jetzt lag sie, die sein Alles war, sterbend vor ihm da. Er fühlte, er wußte das, und doch waren seine Augen trocken und seine Lippen bebten nicht, als er flüsterte: „Gott segne sie, die mein Alles, mein guter Engel war! Gott segne sie!“

Er freute sich ihres ruhigen Schlafes, und doch sehnte er sich nach dem Augenblicke, wo sie erwachen und mit ihm sprechen würde, denn ihr Delirium war ja vorüber. Ach, wie waren durch die irren Reden dieses reinen, unschuldigen Wesens die Wunden ihres Vaters neu aufgerissen worden! — Sie hatte von ihrer Kindheit gesprochen, von ihrer verlornen Mutter, und nie zuvor hatte ihr Vater geahnt, mit welcher Innigkeit sie noch an derselben hing. Mit dem rührendsten Ausdrucke der Zärtlichkeit und Liebe rief sie sich Alles zurück, was sie einst an ihrer Seite erlebt. Er that einen tiefen, tiefen Blick in ihr Inneres, und wurde dadurch zugleich freudig und schmerzhaft erregt.

Es war gegen Sonnenuntergang, als Helene erwachte. Ihre Augen hafteten lange und trübe auf ihres Vaters Gesicht; endlich zog sie ihn zu sich, lehnte ihr Haupt an seinen Busen, und weinte schweigend.

„Was fehlt dir, mein theures Kind?“ fragte er, „ist dir nicht besser?“

„Ja, ja, mir ist besser; aber — ich sehe es — ich habe dein Herz gebrochen!“

„Nein, Helene, du nicht; du bist stets mein Trost und meine Freude gewesen.“

„Ich weiß es," sagte Helene, „ich habe in dem Wahnsinn des Fiebers manches gesprochen, was dir schmerzlich war."

„Thut nichts, mein theures Kind. — Glaubst, du, es verginge nur ein Tag, wo ich nicht ohnehin an diese Dinge denke? Wäre ich sonst ein so trüber Gesellschafter für dich gewesen? Und doch weiß Gott, wie innig ich dich liebe!"

Erst nach einer längern Pause sprach Helene wieder:

„Laß mich noch ein Mal von ihr sprechen," sagte sie. — „Vielleicht erscheint ein Tag, an dem sie in bitterem Kummer deine Verzeihung erfleht. Zuweilen denke ich sie mir, wie sie — bleich, sterbend, gebrochenen Herzens — dich bittet, ihr nur ein freundliches Wort zu sagen, ehe sie stirbt. — Ach, Vater, versprich mir, daß du ihr dann verzeihen willst. — aus Liebe zu deiner Tochter, die dann in ihrem kalten Grabe ruht."

Seine Stimme klang heiser, aber er sprach ruhig: „Ich habe ihr längst verziehen, Helene; aber ich verspreche dir, daß ich Alles, was ich vermag, thun werde, sie zu trösten und zu unterstützen, wenn ich einst hören sollte, daß sie sich in Noth und Kummer befindet."

„Gott segne dich für diese Worte! — Ich habe für sie mein ganzes Leben hindurch gebetet, und nun ich sterbe, sind meine letzten Gedanken ihr und dir gewidmet. — Vater, willst du nicht mit mir beten?"

Er kniete nieder, und bedeckte das Gesicht mit den Händen, während seine Tochter, ihre letzten Kräfte anstrengend, ein inniges Gebet für die verirrte Gattin, die verlorene Mutter, sprach. Als dies beendigt war, weilte ihr Geist nur noch kurze Zeit in ihrem Körper. Als um Mitternacht die Diener das Zimmer zu betreten wagten, hielt er ihr bleiches, schönes Haupt noch immer

an seine Brust gepreßt, aber er wußte, daß sie todt war, und ohne Widerstand, ohne Murren, ließ er sie aus seinen Armen nehmen.

Sein Kummer war zu tief, um von der Welt begriffen zu werden. Selbst die Zeit vermochte nicht, ihn zu lindern; es vergingen Tage, Wochen, Monate, und noch immer war seine liebste Beschäftigung, sein einziger Trost, das Andenken an sie, die ihm auf Erden Alles war. Am liebsten saß er dabei in dem Zimmer, welches sie bewohnt, Alles betrachtend, was ihr gehört hatte, ihr vielleicht werth und theuer gewesen war.

So saß er auch wieder an einem schönen Tage des Spät-Frühlings, — seine Helene war zu Anfang des Winters gestorben, — da wurde er in seinem trüben Sinnen durch Schritte gestört, die seiner Thür sich naheten. Sie wurde langsam geöffnet, und eine Frau, verschleiert und ärmlich gekleidet, stand vor ihm. Er wußte sogleich, wer sie war: — seine längst verlorene Gattin. — Wie oft hatte er an die Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens gedacht! Es gab eine Zeit, wo dies Ereigniß die tiefsten Gefühle seiner Seele erregt haben würde, jetzt aber schien es ihn kaum zu überraschen, und sein Blick blieb unverändert, als er in das einst so schöne, jetzt aber so entstellte Gesicht sah, und mit einer abwehrenden Handbewegung sagte:

„Geh, Agnes! Geh! — Jetzt kömmst du zu spät! — Sie ist todt!“

Der Klang seiner Stimme schien sie zu ermuthigen, und sie antwortete eben so ruhig, wie er gesprochen hatte:

„Ich weiß, daß sie starb, und daß du verlassen bist; sonst würde ich es nicht gewagt haben, zu kommen. Ich hätte es nicht ertragen können, mein Kind zu sehen.“

„Verlassen! — Ja, Agnes, ganz verlassen und allein! — Du sprachst die Wahrheit! Sie war meine einzige Freude; sie hat mich nie hintergangen; kein Mehlthau fiel je auf ihr reines Herz, obgleich es nicht an Menschen fehlte, die des Vergehens der Mutter erwähnten, um die Tochter erröthen zu machen.“

Die Worte durchbohrten das Herz der Hörerin; dennoch entgegnete sie ruhig: „Ach, daß ich sie kränken mußte!“

„Du vergaßest alle Pflichten einer Mutter, Agnes. — Gott stehe denen bei, welche über eine Mutter erröthen müssen, wie eine Mutter über die ihrige!“

„So hat sie mich also verachtet? — Ach, und wie sehr liebte sie mich doch einst!“

„Ja, das waren glückliche Zeiten, Agnes,“ sagte er, „als Helene noch ein Kind war, wir Beide jung, und ich an deine Liebe glaubte. — Ich hätte geglaubt, die Umschlingung dieser zarten Ärmchen wäre stärker, als eherne Ketten, dich an dein Haus zu fesseln; die Laute dieser Lippen, die selbst im Schlafe deinen Namen riefen —“

„Schone meiner, Heinrich!“ flehte sie. „Solche Gedanken müßten mich zum Wahnsinn treiben. — Du weißt nicht Alles, was ich seit jenen Tagen gelitten habe, oder du würdest mich selbst jetzt bemitleiden. — Fünfzehn Jahre des Kummers, der Noth, der Reue haben mich endlich hierher gebracht, um dich kniend zu bitten, daß du mir verzeihest, — wenn du kannst!“

„Und mußtest du mich deshalb verlassen, Agnes, mich, der dich so innig liebte, der ich nur an dich dachte?“

„Ja,“ sagte sie mit dem Tone der tiefsten Verzweiflung, „deshalb — und um noch Schlimmeres. Ich kann auf Tage, Wochen, Monate der Verzweiflung zurücksehen, deren Bitterkeit du, selbst wenn du auf das Grab deines Kindes blickst, nicht zu

begreifen vermagst. — Heinrich, war ich dir je theuer, so sage, daß du mich jetzt wenigstens bemitleidest!«

»Ja, das thue ich, Agnes, weiß es Gott! Ich kannte die Tiefen deines Herzens, deine Empfänglichkeit für Leiden und mein Herz hat für dich geblutet. Ich wußte das, obgleich du in deinem Wahnsinn meiner Liebe entflohest, die dir bis an das Ende deines Lebens geblieben wäre, und zu ihm —«

»Nein, Heinrich, nicht zu ihm — nie zu ihm!« unterbrach Agnes ihn hastig. »Seit ich dein Haus verließ, habe ich ihn nicht mehr gesehen, so wahr mir Gott helfe!«

»Und wie konntest du leben, Agnes? du besaßest ja nichts?«

»Ich habe gearbeitet. — Zuweilen war ich krank; dann erhielt mich das Mitleid Fremder, und wenn ich genas, arbeitete ich wieder! — Ich konnte nur wenig erwerben, aber ich sagte mir, daß ich noch nicht so viel werth sei. — Ach, Heinrich, es gibt schon in diesem Leben eine harte Buße für unsere Sünden!«

»Und hattest du keine Freunde?« fragte Dorner.

»Keine! — Die armen Leute, bei denen ich wohnte, zeigten mir anfangs Theilnahme, aber auch Neugier, aber als ich diese nicht befriedigte, überließen sie mich meiner Arbeit und meinen Thränen.«

»Und so lebtest du fünfzehn Jahre, Agnes, du, die du mein Stolz, meine Freude warst? — Ach, weshalb mußte denn das sein?«

Sie senkte, ohne zu antworten, den Kopf, er aber fuhr nach einer Pause fort:

»Und doch ist das nicht so schlimm, als ich es gefürchtet hatte. — Doch weshalb verbargst du dich so strenge? Meine Hand war stets bereit, dir zu helfen, wenn auch mein Auge nicht, dich zu sehen.«

„Ich wußte es, Heinrich; aber es schien mir eine Sühnung meiner Schuld, daß du schlimmer von mir dächtest, als ich verdiente.“

Dorner fühlte sich durch diese Worte tief ergriffen, und längere Zeit sah er die einst so heiß Geliebte schweigend an. Endlich sagte er: „Und jetzt, Agnes, wohin willst du jetzt? — Was führte dich zu mir?“

„Ich komme, um vor dir niederzuknien, und dich zu bitten, daß du mir vergeben möchtest, wie du dereinst auf Vergebung hoffst. — Ich kam, dich noch einmal zu sehen, da ich in ein fernes Land gehe. Verzeih mir, Heinrich,“ sagte sie feierlich, indem sie vor ihm auf die Knie sank. „Um ihretwillen, die jetzt als Engel im Himmel weilt, verzeih mir, denn ich bin eine Sterbende!“

Er zitterte und wendete sein Gesicht ab, seine Aufregung zu verbergen. Sie fürchtete, er verwürfe ihre Bitte, und diese Besorgniß überwältigte die Kraft, die sie nur mühsam aufgeboten hatte. Ohnmächtig sank sie um.

Schnell hob er sie auf, nahm sie in seinen Arm, rieb ihr die Schläfe. Als sie so dalag, die Wangen von der Blässe des Todes überzogen, glich sie ganz ihrer Tochter, und diese Ähnlichkeit erweichte sein Herz. Thränen rannen über seine Wangen, und er sagte mit milder Stimme: „Agnes, möge Gott dir verzeihen, wie ich es thue!“

Es schien, als hätte sie seine Worte gehört und verstanden, denn sie öffnete die Augen und sah ihn mit einem Blicke der innigsten Dankbarkeit an, den Heinrich Dorner bis zu seiner Todesstunde nie vergessen konnte. — Ihre Augenlieder sanken wieder herab, und Alles war vorüber.

Wenige Tage darauf stand Heinrich Dorner wieder an einem offenen Grabe, und betrachtete einen einfachen Sarg, der neben dem seines Kindes eingesenkt wurde. Reichlich flossen seine Thränen, als die feierlichen Worte der Leichenrede ertönten. Manches Gerücht lief über die Fremde um, die hier beerdigt wurde, doch wenn man die Wahrheit auch vielleicht vermuthete, so wurde sie doch durch ihn nie bestätigt.

Einige Tage nach dem Begräbnisse verkaufte er sein Haus mit Allem, was es enthielt, und verließ die Gegend, in der er lange Jahre gelebt hatte. Die Armen sollen seine Entfernung betrauert haben, bei den Reichen aber, die ihn kaum gekannt, war er bald vergessen.

Die beiden stillen Gräber waren das einzige Andenken, das er hinterließ, und sie sind jetzt längst eingesunken!



Pedant.

Von

Bauernfeld.

Er hat in seiner Jugend
Gar Mancherlei studirt,
Durch Fleiß und durch Routine
Hinauf sich routinirt.

Er hielt die Mittelstraße
In Allem, was er that,
Drum priesen ihn die Leute,
Und folgten seinem Rath.

Sie hoben ihn immer höher,
Er nahm es eben an,
Und eh' man sich's versahe,
War es ein großer Mann.

Bewundert ward, was er sagte,
Bewundert, was er schuf —
Denn hat erst Einer den Glauben,
So hat er auch den Ruf.

So wuchs der Mann in die Breite,
Dem alten Baume gleich,
Der ziemlich leer an Früchten,
Und nur an Blättern reich.

O Zeit der Eisenbahnen,
O Zeit der Industrie!
Dampfkessel und Maschinen
Ersetzen das Genie.

Die Welt hat ihre Pausen,
Wo der Geist, der herrschende, ruht,
Da fassen die Krämerseelen,
Die kleinen Geister Muth.

Jetzt ist eine solche Pause,
Der Thron der Welt vacant:
Da herrscht das Geld, die Börse,
Der Routinier — der Pedant.



Trau schau wem?

Von

Levitschnigg.

Ich bin der Felsstrand, du bist die Welle,
Weich' ich, versickert im Sande dein Sein;
Aber du höhnst mich: Wenn ich zerschelle,
Dank' ich's nur deinen Klippen allein!

Sei du die Perle, ich bin die Krone,
Dich zu beschirmen, daß niemand dich raubt,
Aber du trauerst: 'S ist auf dem Throne
Meist eine Thräne, was Perle man glaubt!

Du bist das Blatt, ich gleiche dem Kiele,
Wenn ich nicht schreibe, lies't man dich nicht,
Aber du jammerst: Es schrieben schon Viele
Auf Blätter der Liebe ein schmerzhaft Gedicht!

Ich bin die Wolke, Blume, verderben
Mußt du in Glut, sobald sie nicht sinkt,
Aber du spottest: Sterben ist sterben,
Ob man verbrannt wird, ob man ertrinkt;

Ich bin der Schirmpfahl, du bist die Rebe,
Ohne mich sinkst du in Staub und in Noth,
Aber du flüsterst: Wenn ich dir lebe,
Wein' ich sicher im Herbste zu Tod.

Ich bin der Himmel, Heilige, ziehe
Rasch in dies Herz, es schlägt nur für dich,
Aber du zürnst: Versucher, entfliehe,
Heilig ist Männern einzig ihr Ich!



Portrait.

Von

Johann Graf Mailath.

Ich stand allein in schöner Waldesstelle,
Der Vögel Sang schallt nieder von den Bäumen,
Und Blümchen, roth und blau, und goldig helle,
Erblühten rings gleich märchenhaften Träumen,
Es sprudelte so hell, so klar die Quelle,
Kein Wölkchen schwebte in den blauen Räumen,
Der Stern der Treue glänzte hell wie nie;
Da rief's in mir: Das ist dein Bild Marie!

Auf der See.

Von

Ludwig Aug. Frankl.

Die Flagge weht, die Woge braust,
Wie bin ich wieder unbehaust!

So frei, so frei im Wogenschwall,
Des Herzens Pol das weite All.

So möcht' ich steuern fort und fort,
Ein Seenomade ohne Port.

Das Segel nur mein wandernd Zelt,
Das über mir der Sturmwind hält.

Hinfahrend ohne alle Spur,
Die Sterne zu Gefährten nur.

Ah, Woge! stürme, brause zu, —
So ist mein Herz: bewegte Ruh.

Was kümmert's mich, daß es zerschellt,
Im uferlosen Meer der Welt.

Der ew'ge Geist, der es belebt,
Der über den Gewässern schwebt;

In mir zu sein, es thut ihm Noth,
Ein neu Erkennen ihm mein Tod.

So bin ich dienstbar meinem Herrn,
Ihm ewig nah und ewig fern.

Der Schmerz in jeder Creatur,
Er ist *sein* eignes Leiden nur.

Den Jubel in mir und die Lust
Fühlt nur der *Herr* in *meiner* Brust. —

Dich lieb' ich Woge, kalt doch klar,
Bewegt und ruhig und so *wahr*.

Die Erde *gleißt* nur, *wahr* bist du:
Sie deckt mit Blumen Gräber zu.

Dich Woge schreckt kein Untergang
Und singst mir: „Komm, wenn dir nicht bang,

Du, Wolke, ich und Welt und Stern
Wir münden doch ins Herz des Herrn."



Blätter aus meinem Wanderbuche.

Von

August Schmidt.*)

1.

> Ach wie schön muß sich's ergehen
> Dort im ew'gen Sonnenschein,
> Und die Luft auf jenen Höhen,
> O wie labend muß sie sein!
> Schiller.

Wenn ich oft träumend, auf die Brustwehr der Bastei gelehnt, hinaus nach den fernen Bergen schaute, da ward mir immer so weich, so wohl um's Herz, und meine Gedanken flogen leicht beschwingt hinüber zu ihnen, und meine Wünsche spannten sich

*) Vorliegende „Blätter aus meinem Wanderbuche“ enthalten die Resultate einer österreichischen Gebirgsreise im Viertel unter dem Wienerwalde, die ich vor beiläufig 8 Jahren machte. Ich glaube diese Bekanntgabe dem Leser schon aus dem Grunde schul-

in langen Fäden an ihre Wipfel. Begierig athmete ich die Luft, die kühl und erquickend mich umfächelte, und freudig grüßte ich die Wolken, die im Ätherblau herüberschifften, so leicht, als wären sie aus würzigem Blütendufte der Alpenblumen gewoben; war mir's doch, als ob sie aus niegesehener Ferne mir freundliche Kunde brächten.

So stand ich denn auch heute wieder auf derselben Stelle, und starrte mit trunkenen Blicken in die blaue Ferne. Nie zuvor war mir die Luft so rein vorgekommen, niemals lächelte so mild das dunkle Blau der Berge zu mir herüber wie heute, denn nach langen sechs Wochen, die ich in der Krankenstube zugebracht, sah ich heute zum ersten Male wieder meine fernen Freunde. Jubelnd begrüßte mein Herz die Langvermißten, und hoch entzückt schaute ich mit thränendem Blicke zu ihnen hinüber, und je länger mein Auge hingewandt

---

dig, weil sich im Verlaufe dieser Zeit so manches verändert haben dürfte, was in meiner Beschreibung unerwähnt geblieben. Es wäre wohl nicht so schwer gewesen, meinen Aufsatz den jetzigen Verhältnissen zu accommodiren, allein ich that es nicht, weil ich die eigenthümliche Färbung dieser Reisebilder, welche im Momente begeisterter Empfängniß niedergeschrieben wurden, nicht durch nachträgliche Veränderungen und Einschaltungen verwischen wollte, um so mehr, als der Veröffentlichung derselben keineswegs die Absicht zu Grunde liegt, dem Leser damit einen Wegweiser in die Hand zu geben. Zu einem solchen sind diese einzelnen Blätter nicht umfassend genug, auch fehlt ihnen die genaue Detaillirung, welche ein Reise-Handbuch vorzugsweise charakterisirt.

A. E.

war nach ihren grün bekleideten Flächen, desto mehr wuchs in mir die Sehnsucht nach ihrer Nähe. Mich däuchte, der Alpenfürst — der gewaltige Schneeberg — nicke mit seinem Greisenhaupte mir freundlich zu, und die fernen Wipfel neigten sich zu mir, um mich zu sich einzuladen. Ein unwiderstehlicher Drang erfüllte mit Allgewalt meine Brust, und Trost verheißend klangen mir Halirsch's Worte in die Seele, da er von den fernen Bergen singt:

Herüber! tönt's zu uns, herüber!
Da wird, wer noch so krank, gesund,
Und lachen muß, sei's auch ein Trüber,
Und küssen lernt ein todter Mund!

Ohne Säumen ergriff ich den Wanderstab, und zog unaufhaltbar hinaus, nimmer ruhend, bis ich von der Höhe des Spinnerinkreuzes der scheidenden Stadt die letzten Abschiedsgrüße zugesendet hatte. Eine schwere Last schien mir von der Seele genommen, als meine Blicke unbeschränkt von Kirchen und Palästen frei umherstreifen konnten. Ich hatte ihn abgeschüttelt von mir den Staub der Kleinigkeitssorgen, und mitleidig lächelnd sah ich die reichen Equipagen der geputzten Städter, die stolz an mir vorüberfuhren, um in Baden dasselbe Leben zu beginnen, von dem sie sich kaum erst in Wien mühsam losgerissen hatten.

Ein liebliches Bild, dehnte sich Gumpoldskirchen am Fuße des Berges zu meiner Rechten aus, während das freundliche Möllersdorf zu meiner Linken so manche Erinnerung der Vergangenheit in mir hervorrief. Ruhig und ernst steht das kaiserliche Gebäude am Ende des Dorfes. An die Stelle fröhlichen

Treibens ist jetzt öde Stille getreten, statt des Frühreveils, der sonst die jungen Mavorssöhne zum Exerziren rief, tönt trüb und ernst die Glocke zur Verabreichung der Frühsuppe, und in den Gemächern, die einst vom fröhlichen Gesange wiederhallten, ist nur zuweilen der Seufzer eines Schwerkranken hörbar.*) Ja, so manche stille Thräne wurde in diesen Mauern geweint, und so manchen süßen Traum hat hier die herbe Wirklichkeit zerstört! — War es doch hier, wo ich einen der merkwürdigsten Monate meines Lebens verlebte, wo ich herausgerissen aus dem stillen wissenschaftlichen Wirken, statt meinen Büchern die Handhabung der Waffen erlernen, und den Hörsaal mit dem Wachtzimmer vertauschen mußte. Von hier aus begann eine neue, vielleicht die wichtigste Periode in meinem Leben! —

Ich mußte mich gewaltsam losreißen von den Bildern der Vergangenheit, die ernst und wehmüthig an mir vorüberzogen, und erst als ich Traiskirchen erreicht hatte, schwanden die trüben Gestalten und machten so mancher freudigen Erinnerung Platz. Sei mir gegrüßt, Traiskirchen, mit deiner imposanten Kirche, umgeben von Ringmauern und Wassergräben, du ersehntes Ziel meiner einstmaligen Spaziergänge von Möllersdorf. Die Zeit hat wenig an dir geändert; du bist, wie einst, das in Staubnebel gehüllte Ruheplätzchen der Durchreisenden. In deinen gastlichen Stuben dampft würziger Kaffee dem fein schmeckenden Wiener entgegen, der auf seiner Fahrt nach Baden ihre Schwelle betritt; obgleich ihm dieser Genuß durch die unzählbare Menge um ihn herum summender, surrender, stechender schwarzer Luft-

*) Das k. k. Gebäude in Möllersdorf, einst Nonnenkloster, wechselte seither öfters seine Bestimmung, indem es bald Caserne, bald Militairspital ward. D. V.

bewohner oft nur zu sehr verleidet wird. Um ja keine Merkwürdigkeit, die mir auf meinen Wanderungen allenfalls unterkommen sollte, ungesehen und unbesprochen zu lassen, bekümmerte ich mich um den Riesentopf, der vor einigen Jahren in der Theaterzeitung als das non plus ultra der Töpferarbeit angerühmt wurde, und von einem hiesigen Meister gebaut, als sehenswürdig hier gezeigt worden sein soll; allein man wußte mir keine Auskunft zu geben oder wollte nicht, und so zog ich denn ohne dieses Phänomen geschaut zu haben, von Traiskirchen ab. Im Vorübergehen besah ich mir die heil. Dreifaltigkeitssäule, welche nicht schlechter als die übrigen Säulen und Denksteine ist, die man in Österreich so häufig findet. Dieselbe wurde zum Andenken der Pest vom Jahre 1713 in der Mitte des Marktplatzes errichtet. Traiskirchen ist einer der ältesten Märkte Österreichs, es nannte sich nach ihm ein edles Geschlecht; schon im Jahre 1253 geschieht eines Ortolfs von Dreskirchen Erwähnung, der als Landcommenthur des deutschen Ordens in Österreich und Steiermark das Kirchdorf Hitzing dem Stifte zu Klosterneuburg abtrat. Obgleich in spätern Zeiten dieses Marktes, so wie der Besitzer desselben, in der österreichischen Geschichte erwähnt wird, so ist doch jetzt nichts mehr vorhanden, was auf die einstige Berühmtheit hinweisen könnte; denn schon im Jahre 1462 wurde derselbe von den ungarischen Brüdern, einer herumziehenden Räuberhorde, ganz zerstört; die neuen Ansiedler traf Anno 1529 und 1683 dasselbe Schicksal von den Türken, welche das Land überschwemmten.

Durch Ginselsdorf, an den schönen Fabriksgebäuden vorüber, lenkte ich von der Straße ab; denn mein Weg führte mich in das reizende Piestinger Thal, reich an mannigfaltiger Abwechslung; die Piesting (kalter Gang), von der der Ort den

Namen trägt, durchzieht es im freundlichen Gemurmel; rechts erhebt sich eine felsige Wand, die dem höchst anmuthigen Bilde eine ernstere Färbung gibt, während links dasselbe von Weinhügeln begrenzt ist. Noch tragen hier die Berge fruchtbare Ebenen auf ihren Rücken, keine grause Kluft öffnet sich zwischen nackten Felsenzacken, aus der mit fürchterlichem Getöse ein Wildbach jäh hervorstürzt, ringsum Verheerung bringend; die friedliche Traube sonnt sich auf den mäßigen Höhen, und üppige Fruchtfelder breiten sich aus längs der Straße hin, bis zu den Bergen hinauf. Piesting selbst ist ein schöner und großer Markt mit reinlichen Häusern, die von der Wohlhabenheit der Einwohner zeugen. Belobend muß ich der gastfreundlichen Aufnahme in der Herberge allhier gedenken, in welcher der Reisende nicht nur auf's beste bedient wird, sondern auch eine billige Rechnung erwarten kann.

Neugestärkt und wohlgelaunt setzte ich meine Wanderung durch Oberpiesting fort, wo das Thal sich merklich verengt, und an die Stelle freundlicher Weinberge düstere Föhrenwälder treten. Hohe Bergwipfel schauen ernst ins Thal herab, und die Ruine Stahrenberg mit ihren fahlen Mauern auf kahlen Felsen gibt dem Ganzen einen düster melancholischen Anstrich. Jahrhunderte sind an dieser Veste vorübergegangen, und noch hebt das graue Gemäuer trotzig sein Haupt zu den Wolken. Hat auch die Zeit sie alles Schmuckes, ja sogar jeder Bedeckung beraubt, so ist sie doch selbst in ihrem Verfalle noch groß und erhaben. Bei 700 Jahre ist diese Burg der treue Beschützer der Umgegend, und selbst schon Ruine, soll dieselbe noch (1683) 11000 Menschen beherbergt haben, die sich einst vor den wilden Horden der Asiaten hinter ihre schützenden Mauern geflüchtet hatten.

Durch einen Felsenweg mit höchst pittoresken Partien ge-

langt man in das Pernitzer Thal, das sich weit ausbreitend, dem Auge ein neues Schauspiel darbietet. Eine breite Ebene, welche sich bis Guttenstein erstreckt, dehnt sich vor unsern Blicken aus; rechts und links anmuthige Höhen, von Fichten und Föhren dicht bewachsen, wechseln mit Weideplätzen ab, welche sich als lichte Streife längst denselben hinanziehen. Das anmuthige Dorf Pernitz mit einer schön gebauten Kirche und netten reinlichen Häusern winkte mir recht einladend zur längeren Rast, die ich auch ganz gewiß hier gehalten hätte, da mir auf dem Wege hierher die hiesige Herberge eben so anempfohlen, als die Guttensteiner widerrathen wurde, wenn ich mir nicht von Guttenstein zu viel des Schönen und Sehenswerthen versprochen hätte, um noch länger hier zu verweilen.

Unaufhaltbar steuerte ich daher dem Ziele meiner Wünsche zu, mit halbem Blicke die malerisch gelegenen Landhäuser betrachtend, und erst als ich dort angelangt, wo das Thal sich schließt, und der kalte Gang aus der Felsenschlucht tobend hervorstürmt, über den eine feste Fahrbrücke führt, da erst spannte ich meine Aufmerksamkeit höher, denn kaum hatte ich die Felsenenge durchdrungen, als mit einem Male der Anblick des Guttensteinerthales, in seiner Mitte die höchst malerischen Burgruinen, mich mit all' dem Zauber überraschte, den die Natur in ihrer Größe und Erhabenheit auf das Gemüth jedes fühlenden Menschen ausübt. Links das herrschaftliche Schloß am Fuße eines Berges, rechts die Ruine, welche zwischen üppigem Grün die kahlen halb verwitterten Mauern emporstreckt, und trüb und ernst ins lachende Thal hinabsieht; ihr schräg gegenüber der Mariahilferberg mit seinen lieblichen Partien, auf dessen Gipfel das Kloster und die Kirche thronen, unter demselben auf einem kleinen Hügel der Friedhof, rund umher grüne Wiesen, beschattet von dichten Tan-

nenwäldern, welche die Bergesgipfel bedecken, zwischen denen hie und da nacktes Felsgestein blendend hervorschimmert. Guttenstein mit seinen Umgebungen, überreich an Naturschönheiten, ist wirklich so ausgezeichnet, daß es, wie Schmidl treffend bemerkt, für sich allein schon eine Reise verdiente.

Obgleich sich schon der Tag zu Ende neigte, so erstieg ich doch die Ruine, um erst so viel möglich von den Merkwürdigkeiten oben zu sehen, und mich sodann an dem Anblicke der untergehenden Sonne zu erfreuen, der mir auf dieser Höhe ein herrliches Schauspiel versprach. Die Sonne war so gefällig, auf dem Bergesgipfel so lange zu verweilen, bis ich jede Mauer, die mir merkwürdig geschienen, bestiegen, jeden Winkel, der mich durch sein geheimnißvolles Dunkel angelockt, durchkrochen, und mich endlich genugsam an der Aussicht, die von hier oben wirklich höchst überraschend ist, gelabt hatte. Die Ruine, in sich selbst minder interessant, als durch ihre Lage und das Bild, das sie gewährt, ist bereits so verfallen, daß außer dem Thurme und dem Thore gegen die Steinapiestinger Felsenschlucht, welches wegen der Kühnheit der Idee und Ausführung ein Meisterstück der Baukunst genannt werden kann, da es auf einem in die Schlucht überhängenden Felsen in einem kühnen Bogen gebaut ist, so daß dem beherzten Beschauer bei dem Anblicke dieses tollkühnen Unternehmens schwindelt, wenig mehr als zerbröckelte Trümmer und halb verwitterte Mauern übrig sind. Desto großartiger ist die Aussicht, die man da oben genießt. Auf der einen Seite der malerisch gelegene Mariahilferberg, der reizende Ort Guttenstein im Thale, in dessen Mitte das Schloß mit seinem schönen Park und Pavillon, auf der andern die Steinapiesting und der furchtbare Anblick in die grause Felsenschlucht, durch die sich die Piesting mit wildem Gebrause durchzwängt und schäu-

mend in ihrem Felsenbette fortrauscht. Höchst merkwürdige Momente aus der älteren Zeit knüpfen sich an diese Ruine; denn obgleich dieselbe in ihrer jetzigen Gestalt neuern Ursprungs zu sein scheint, was aus der Bauart, die einer späteren Zeit angehört, und aus dem halbverwitterten Schindeldache des Thurmes hervorgeht, kann man aus einigen noch erhaltenen Grundmauern auf das hohe Alter derselben schließen, was sich auch in alten Urkunden bestätigt, in welchen bereits im Jahre 1220 von derselben Erwähnung geschieht. Gewiß ist übrigens, daß Kaiser Friedrich III., der Schöne, allhier (1330) verstarb, — Mathias Corvinus (1456) von Ladislaus hier gefangen gehalten wurde, und daß diese Burg 1595 durch Kauf an die Familie Hoyos gekommen ist. Die Sage vom Türkensprung ist, obgleich ich in keiner Beschreibung von Guttenstein davon gelesen habe, in dem Munde des Volkes allgemein; allein sie wird so verschieden erzählt, daß man das Richtige schwer herausfinden kann. Das Wahrscheinlichste ist wohl Folgendes:

Als im Jahre 1683 die Türken Österreich überschwemmten, flüchtete sich Alles in die Vesten und Burgen, um zum mindesten doch das arme Leben vor diesen Barbaren zu sichern. Man setzte dieselben in Vertheidigungsstand, und alle kampffähigen Männer bewaffneten sich, um sich und die Ihrigen zu schützen und zu vertheidigen. Ein Häuflein Ungarn, wahrscheinlich aus seinem Vaterlande verdrängt, warf sich in diese Burg mit dem mannhaften Entschlusse, dieselbe zu vertheidigen, und das Leben um den höchsten Preis zu verkaufen. Bald rückte der Feind heran und besetzte die Veste Guttenstein. Erbittert über die kleine Anzahl der Vertheidiger, die es wagten, sich einem so zahlreichen Heere zu widersetzen, bestürmten sie mit fürchter-

licher Wuth die Veste, welche jedoch von den Ungarn tapfer vertheidigt wurde, die, begünstigt durch die vortheilhafte Lage, durch Felsen und Steinmassen, welche sie in die von Türken besetzten Schluchten warfen, ungeheure Verwüstungen in dem feindlichen Heere anrichteten. Umsonst waren die Türken bemüht, den Halbmond auf die Wälle der Burg zu pflanzen; die Verwegenen, die es wagten, an den Felsen hinanzuklettern, wurden von der tapfern Faust der Ungarn sammt ihren Trophäen in den Abgrund gestürzt, und stolz wehte die ungarische Fahne auf Guttenstein. Allein die Überzahl des Feindes war zu groß, schon schmolz die Zahl der Vertheidiger bis auf Wenige zusammen, und hie und da waren die Mauern von dem Wurfgeschütze der Feinde eingestürzt, als ein neuer Haufe Türken anrückte, der sich bald an einer unvertheidigten Stelle der Burg einen Weg in dieselbe bahnte. Der Pascha, der das Commando führte, wuthentbrannt über den großen Verlust, den die Seinen hier erlitten, konnte sich nicht länger zurückhalten, und stürzte selbst an der Spitze einiger Anführer, die ihn begleiteten, in die Burg, um alles niederzumachen, was ihm unterkäme. Schon war er ungehindert mit den Seinen im Vorhofe angelangt, ohne daß sich ihm jemand entgegengestellt hätte. Kein lebendes Wesen zeigte sich den Vordringenden, die Veste schien wie ausgestorben. Da hörten sie plötzlich in einer kleinen Entfernung mehrere Menschenstimmen und erblickten bald darauf hinter einem großen Vorhange eine Menge Lichter, welche einen hellen Schein in den Vorhof warfen. In der sichern Hoffnung, hinter jenem Vorhange die verhaßten Ungarn beisammen zu finden, und in der Wuth ungestillter Rache, sprengten die Türken, ohne sich länger zu besinnen oder vorsichtig vorzubringen, in vollem Laufe dem Lichte zu; allein kaum hatten sie den Vorhang überschritten, als unter ihnen der Boden schwand,

und der Pascha sammt seinen Begleitern in die graue Tiefe stürzte. Des andern Tages fanden die Belagerer die zerschellten Leichname ihrer Heerführer, worüber sie in ein lautes Jammergeschrei ausbrachen, die Belagerung aufhoben und in der größten Verwirrung abzogen. — So viel durch mündliche Überlieferung, welche ich den Erzählungen der dortigen Bewohner entnommen habe. Der freie Raum vor der Cisterne, den eine abgebrochene Burgmauer begrenzt, wurde mir als der Platz bezeichnet, über welchen die Türken herabstürzten, weshalb auch dieser Ort allgemein der Türkensprung genannt wird.

Von der Burg führt ein sehr bequemer Weg längs dem Berge in den Markt hinab, auf dem man theilweise, unbeschränkt von Bäumen, die herrliche Aussicht ins Thal genießt. Schon war die Sonne hinabgesunken und beleuchtete nur mehr die Gipfel der Berge, während es unten bereits dämmerte, als ich zur Sägemühle gelangte, die am Fuße des Berges an der Piesting liegt, über welche eine aus Tannenstämmen leicht zusammengefügte Brücke führt. Obgleich ermüdet von dem ungewohnten Bergsteigen und Umherklettern auf der Ruine, wendete ich doch unwillkürlich meine Schritte dem kleinen Hügel zu, wo einsam und verlassen das Grab unsers unvergeßlichen Raimund sich befindet. Verlassen — sagte ich? — O nein, verlassen ist sein Grab nicht; stattet doch jeder Fremde, der nach Guttenstein kommt, dem Dahingeschiedenen einen Besuch ab, und wenn auch Alle diese Stelle mieden, so hält der Genius der Liebe treue Wache dort.

Raimund, der Liebling des Wiener Publikums, der sein ganzes Wirken der Kunst geweiht, der mit nimmer ruhendem Geiste nach dem Lorbeer des Ruhmes unermüdet rang, der Mann, der von der Bühne herab an Hunderte Frohsinn und Hei-

terkeit aus vollem Gemüthe spendete, so daß für ihn selbst Nichts übrig blieb, Raimund hat dieses abgeschiedene Plätzchen in Guttenstein sich zur Ruhestätte erwählt.

Langsam stieg der Mond hinter den Bergen herauf, und warf sein fahles Licht auf die öde Stätte. Stille des Grabes herrschte ringsumher, und die Büste des Dichters schaute ruhig und ernst von ihrem Piedestal herunter. Sinnend lehnte ich an dem Eisengitter, welches sein Grab umschließt, und all die schönen Stunden, die seine heitere Muse mir einst verschaffte, kehrten zurück aus dem Dunkel der Vergessenheit, und dankend blickte ich auf zu seinem Standbilde; da war mir's, als ob sein Mund zu einem gutmüthigen Lächeln sich verzöge, und das todte Auge wieder Leben bekäme, und die Worte glaubte ich zu vernehmen:

Nun ist auch die Verschwendung aus
Durch Laune des Geschicks. —
Der Hobel ruht jetzt still zu Haus,
Als Sinnbild meines Glücks. *)

2.

— Göttlich ist's, auf schroffem Fels zu stehen,
Deß kühnes Haupt ins Reich des Himmels strebet,
Um schwindelnd so in tiefen Grund zu sehen.
Nic. Österlein.

Obgleich ich mich Abends höchst ermüdet zur Ruhe gelegt hatte, so graute doch kaum der Morgen im Thale, als ich schon am Fenster meines Schlafkabinets stand, und mich an dem herrlichen Anblicke der Gegend weidete, welcher die aufgehende Sonne,

*) Repetitionstext bei der letzten Vorstellung des „Verschwenders" im Josefstädter Theater, am 27. April 1834.

die vorzugsweise einzelne Partien beleuchtete, andere wieder in das Halbdunkel der Dämmerung verhüllte, einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh, der durch die Frische des Morgens und durch die Tausend Thauperlen, welche flimmernd wie Diamanten an Bäumen und Sträuchern hingen, um ein Bedeutendes erhöht wurde. Alle Ermüdung war von mir gewichen, kaum dachte ich der überstandenen Beschwerden des vorigen Tages, nur die Sehnsucht nach dem üppigen Waldesgrün, das auf den Bergen so einladend mir entgegenlachte, erwachte mit neuer Lust in mir. Ein Beweis mehr, wie sehr der Körper des Geistes Unterthan ist, denn nach kurzer Rast stachelte er ihn auf zu neuem Wirken, und neugestärkt und durchströmt von der Allgewalt geistigen Wollens, befolgt jener willig seine Winke. Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die reine und kräftige Gebirgsluft Vieles zur Stärkung des Leibes beiträgt; allein gewiß ist die Heiterkeit und freudige Aufregung des Geistes die Grundursache, die unsern Körper bei ähnlichen Strapazen kräftiget und stärket. Ich habe Damen, für die eine Stunde Weges in die Umgebungen der Residenz eine der größten Fatiguen gewesen wäre, in der Begeisterung für die Schönheit der Natur halbe Tage lang auf den schwierigsten und beschwerlichsten Bergpfaden umherklettern gesehen, ohne daß sie über Müdigkeit besonders geklagt hätten. So auch bei mir; denn wie mein Auge wonnetrunken auf den lichten Höhen umherschweifte, triebs mich hinaus ins Freie mit unwiderstehlicher Gewalt.

In Kurzem stand ich gerüstet vor der Herberge und wanderte durch den Markt, wo noch Alles in den Armen des Schlummers lag; nur die Mühle im Thale klapperte im gleichmäßigen Takte, und die Sperlinge zwitscherten im unisono ihr Morgenkonzert von den Dächern. Ich lenkte meine Schritte dem Fahr-

wege zu, der den Klosterberg hinaufführt, der, obgleich länger als der steilere Fußpfad, doch eine schönere Fernsicht in das Thal bietet, übrigens auch bei weitem nicht so beschwerlich wie jener ist. Der größte Theil der Straße ist von Bäumen dicht beschattet, die nur an einzelnen Stellen eine Durchsicht in das Thal gewähren, von welchen die Ruine auf dem gegenüberstehenden Berge, von den Strahlen der Frühsonne vergoldet, einen höchst imposanten Anblick verschafft, während sich der Markt hinter einigen Hügeln verbirgt. Von der Quelle, die dem Kloster und den Bewohnern des Berges Trinkwasser liefert, ist noch eine gute Viertelstunde durch den Wald auf den Gipfel des Berges. An beiden Seiten des Weges sind im dichten Schatten der Bäume Ruheplätze für müde Pilger angebracht, welche, sehr zweckmäßig vertheilt, das Besteigen des Berges, besonders den Damen, erleichtern. Endlich gelangt man auf die Gipfelhöhe, auf der das freundliche Klostergebäude mit der Fronte gegen den Schneeberg und die Kirche thronen. In Letzterer befindet sich das Mariahilferbild, welches bereits seit dem Jahre 1668 (früher unter dem Namen „Unser lieb Fraw im Buschah") hier zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt ist, und zu dem jetzt noch von weit und breit die frommen Beter wallfahrten. Kaiser Leopold I. soll mit seiner Gemalin sich verlobt, und mit derselben hierher gepilgert sein. Die Kirche selbst in ihrer jetzigen Gestalt wurde 1724 von dem Grafen Philipp Joseph von Hoyos erbaut, nachdem dieselbe 16 Jahre früher durch eine große Feuersbrunst in Asche gelegt worden war. Die Bewohner dieser Gegend erzählen, daß bei diesem Brande das Zellerbild, ungeachtet die Rahmen um dasselbe zerschmolzen, ganz unversehrt geblieben sei. Außer der Kirche und dem Kloster befindet sich auch noch ein Wirthshaus und einige kleine Nebengebäude auf dem Berge. Die Grundfesten

des ersteren sollen aus Bruchstücken eines Klosters erbaut worden sein, das einst hier gestanden, von welchem ursprünglich der Weg nach Schwarzau das Klosterthal genannt wurde. Von der Kirche aus führt ein sehr bequem angelegter und sorgfältig erhaltener Pfad um den Berg herum. Der eigentliche Kreuzgang mit seinen Andachtsplätzen, welche zugleich angenehme Ruhepunkte darbieten, gewährt höchst überraschende Aussichten in das Zellerbacher- und Klosterthal. Ein Plätzchen muß ich da besonders erwähnen, das dem Auge des entzückten Wanderers mit einem Male das schönste Bild erschließt. Dasselbe ist die Bank bei dem Bilde des heil. Florian. Von hier aus erblickt man frei und unbeschränkt (da die Bäume, welche die Aussicht hindern konnten, mit kluger Umsicht ausgehauen sind) im Hintergrunde den mächtigen Schneeberg in seiner Majestät, umgeben von einer Menge kleinerer Berge und Hügel, welche durch ihr dunkles Grün seltsam gegen den gewaltigen Giganten abstechen, der sein weißes Haupt ernst und trotzig zu den Wolken erhebt. Hier kann man jeden kahlen Felsen genau sehen, welche, von der Sonne bestrahlt, in der Entfernung wie durchsichtig schimmern und in Wien fälschlich für aufgethürmte Eismassen gehalten werden. Außer diesem findet man beinahe überall Durchsichten durch den Wald in die interessanteren Punkte, und der Wanderer, hoch entzückt über die mannigfaltigen Schönheiten, welche ihm die Natur hier im Übermaße bietet, muß dankbar den gebildeten Geschmack bewundern, mit dem die Geistlichen jedes Plätzchen zur Erbauung und zum Vergnügen des Besuchers benützten. Groß und erhaben ist der Anblick, den man von der Marienkapelle an der Spitze des Berges genießt. Das Klosterthal mit seinen höchst malerisch zerstreuten Hütten, die mit Wäldern bedeckten Berge, welche in immer neuen Gestaltungen hintereinander emportauchen, der Schneeberg

im Hintergrunde, das Blau des Himmels, das zwischen den schroffen Felsenzacken so mild und wohlthuend hervorleuchtet, Alles dieses überschaut das entzückte Auge. Wenn der kühle Bergwind erquickend die Stirne umfächelt, wenn der Duft der Alpenblumen die Luft mit seinem Ambra schwängert, und der suchende Blick dem Geier, der in kühnem Fluge die Bergesgipfel umkreist, von weitem folgt, da hebt sich freier die Brust, stolzer blickt das Auge umher, und schneller rollt das Blut in den Adern. Hier oben steht der Mensch, wie schön die Welt, hier oben fühlt er ganz die Freude, ein — Mensch zu sein.

Nachdem ich mich von diesem ergreifenden Bilde mühsam losgerissen, kehrte ich zum Kloster zurück, von wo ich sodann durch den Wald zur Magdalenenhöhle niederstieg. Der erstgehabte Anblick so großartiger und erhabener Naturschönheiten hatte mein Gemüth so ganz erfüllt, daß ich dieser Höhle mit dem sinnreich angebrachten Spiegel und dem Tempel des Friedens meine Bewunderung nicht in dem Grade zollte, den sie vielleicht verdienen mögen.

Unter mehreren Andern machte mich mein Begleiter auf eine Föhre von ausgezeichneter Schönheit aufmerksam, wie ich noch keine gesehen habe. Liniengerade hebt sie ihre Wipfel weit über die Bäume des Waldes empor, die sie wie ein Könıg beherrscht, und obgleich sich schon mehrere Liebhaber gefunden, die für ihren umfangsreichen Schaft vieles Geld geboten, so ist doch von dem Grafen das Schlagen dieses Baumes strenge verboten. So mag denn die liebliche Elfe dieses Baumes lange noch ungestört in seinem schlanken Wipfel hausen, unbesorgt, daß die vernichtende Axt so bald ihren freundlichen Wohnsitz zerstöre. Ohne es zu merken, kam ich an der Seite meines geschwätzigen Gefährten, der mich mit so mancher interessanten Eigenthümlich-

keit der Bergbewohner bekannt machte, im Orte an, wo ich noch einen Spaziergang zur Steinapiesting machte, obgleich ich Tags zuvor dieselbe bei meiner Ankunft in Guttenstein schon flüchtig besehen hatte. Diese Felsenschlucht ist ganz gewiß eine der interessantesten, welche nur zu finden sind. Die überhängende Felsenwand, auf welcher die Ruine gleichsam hinauf geklebt erscheint, und an beiden Seiten die sich immer engenden Steinmassen, geben dem Ganzen einen besonders düsteren Anstrich; um das Bild aber noch grotesker zu machen, stürmt in fürchterlichem Gebrause die Piesting unter den Füßen des Wanderers durch die sie einengenden Felsen, und rüttelt an den hölzernen Balken, welche, in die Felsen gerammelt, die 162 Schritt lange Brücke tragen. Ich stimme mit der Meinung Schultes ganz überein, daß der Anblick dieser Felsenwand in dem Besucher ein unangenehmes Gefühl hervorrufe, da das wirklich Graffe der überhängenden Felsenwand, so wie der grausen Schlucht selbst, eine die Brust beengende Empfindung erzeugt.

Zu viel des Erhabenen und Schönen hatte mir Guttenstein und seine Umgebung geboten, um nicht mit schwerem Herzen von ihnen zu scheiden; allein mein Entschluß, bald wieder dieses anmuthige Thal zu besuchen, stand auch dann noch fest, als die wirklich unbillige Forderung des hiesigen Gastwirths mich in üble Laune bringen wollte. Es ist gewiß äußerst unangenehm, den Hochgenuß, den die Natur den Reisenden mit übervollen Händen spendet, durch solche Odiosa beeinträchtigt zu sehen, sehr kränkend ist es aber für denjenigen, der gezwungen ist, bloß in der Besorgniß, solchen unbilligen Forderungen nicht Genüge leisten zu können, auf diese Hochgenüsse gänzlich zu verzichten.

3.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!
Göthe's „Faust."

Von Guttenstein bis zum Höhbauern, einem einzeln stehenden Bauernhofe, wo man für gute Bezahlung gute Bewirthung erhält, ist eine höchst anmuthige Partie. Der Weg schlängelt sich an den Bergen hin, und bietet sehr abwechselnde Ansichten dar. An beiden Seiten zeigen sich dem Auge des Wanderers immer neue Bilder, bis man endlich am Fuße des Kuhschneeberges angelangt, von den Fenstern des Wirthshauses beim Höhbauer die schönste Ansicht desselben genießt. Hier herrscht ein lustiges Treiben. Gäste kommen und gehen. Da verläßt eine Gesellschaft unter Scherzen und Lachen die Herberge, um in Begleitung eines Führers den Kuhschneeberg zu besteigen, während gleich darauf die kaum verlassenen Plätze von Wallfahrtern eingenommen werden, die auf ihrer Reise nach Maria Zell hier Station halten. Eine dritte Gesellschaft wandert nach eingenommener Leibesstärkung von hier in die Schwarzau. Dieser letztern Partie schloß ich mich an, da ich die Besteigung des Schneeberges mir zuletzt aufsparen, und früher die Umgebungen desselben der Reihe nach kennen lernen wollte.

Der Weg vom Wirthshause des Höhbauers in die Schwarzau ist einer der angenehmsten auf dieser Reise. Längs dem Wildbache, der sich bald zwischen Felsengen rauschend durchzwängt, bald wieder im breiten Bette ruhig und ernst sich fortbewegend, durch den reinen Krystall seiner Wellen bis auf den tiefen Grund

blicken läßt, schlängelt sich der Weg an dem Fuße des Schneeberges fort, der die abwechselndsten Ansichten gewährt. Bald steigt eine kahle Steinwand empor, von Felsenspitzen begrenzt, zwischen welchen hier und da einzelne Föhren den schlanken Schaft kühn hervorstrecken, bald scheint sich wieder das Thal zu schließen, das Auge verliert sich in üppig grünen Waldwiesen und dunklen Fichtenhainen, und einer grünen Schlange gleich schlingt sich der Wildbach um des Wanderers Füße, als wolle er ihn an dem traulichen Plätzchen zurückhalten. Und so bietet der Weg durch diese Thalenge die interessantesten Bilder, bis man endlich an den Fluß Schwarza gelangt, wo zwei Tafeln die Richtung nach Schwarzau und dem Naßwalde anzeigen, und sich der Weg in zwei Hälften theilt. Dem zur Rechten folgend, kommt man in ein breites großes Thal, welches den Malern, welche häufig diese Gegend besuchen, einen nicht zu erschöpfenden Schatz von immer neuen und überraschenden Ansichten bietet. Dieser Thalkessel ist die eigentliche Schwarzau, obgleich man die Gegend an der Schwarza bei den beiden Tafeln irrig Schwarzau nennt. Eine kleine Häusergruppe mit einer Kirche, einem Pfarr- und Gasthause bildet den Markt gleichen Namens. In dem letzteren ging es bei meiner Ankunft recht lustig her. Es war gerade Sonntag, und die Bursche der ganzen Umgegend, meistens Holzknechte, hatten sich hier versammelt. Der größere Theil von ihnen erlustigte sich mit Kegelschieben, einem Spiele, das die Bewohner dieser Gegend vorzugsweise lieben, denn überall fand ich Kegelbahnen, ja in manchen Wirthshäusern deren zwei sogar; nur einige saßen mit ihren Dirnen in der Gaststube, und hielten beim Weinglase ein zärtliches Zwiegespräch. Obgleich ich in der Schwarzau recht artige Dirnen zu Gesicht bekam, besonders in der Gaststube ein Paar Blitzaugen bemerkte, die jeden Jungen aus Fleisch und

Blut, wenn er auch kein Holzknecht wäre, in Brand gesteckt hätten; so muß ich doch gestehen, daß mir die Bursche bei weitem noch besser gefielen. Wenn man die gedrungenen, kräftigen Gestalten mit den grünen Hüten, die mit Gamsbart und Geierfedern zierlich aufgeputzt, ein ausdrucksvolles Gesicht beschatten, dem der Stempel unverdorbener Jugendkraft aufgedrückt ist, mit den bocksledernen kurzen Beinkleidern, welche die sehnigten Glieder vortheilhaft markiren, mit dem festen kühnen Blick, der den Bergbewohnern eigen ist, so beisammen sieht, überdies noch die biedere Herzlichkeit, durch die sie besonders sich auszeichnen, und die im Gebirge zur Nationaltugend geworden, in Erwägung zieht, da fühlt man sich so heimisch unter ihnen, und der derbe Druck der rauhen Hand, mit dem sie uns in ihrem Kreise freundlich willkommen heißen, macht uns weit mehr Freude, als die Freundschaft heuchelnde Umarmung so mancher marklosen Modepuppe unserer Residenz!

Schwarzau war der Centralpunkt, das eigentliche Hauptgemälde alles Schönen, das ich bisher gesehen. Es schien mir, als wolle die Natur die einzelnen Bilder, die sie bisher mir gezeigt, in Eines zusammenfassen, und mich durch gradative Bewunderung in einen Taumel von Begeisterung auflösen. Das herrliche Thal, in üppiges Grün gekleidet, von dem blauen Bande der Schwarza durchschlungen, rings umgeben von Hochgebirgen, die höchst pittoresk theils von Wäldern bedeckt, theils von Wiesen durchschnitten, mit kahlen Felsenwänden und grausen Klüften abwechseln, mit anmuthigen Hügeln, auf welchen hier und da ein einsamer Bauernhof zwischen Waldesgrün bescheiden hervorblickt, liefert ein Bild, welches so großartig ist, daß ich es für Entheiligung halte, dasselbe mit kalten Worten ausführlicher

schildern zu wollen. Schwarzau ist eine jener Gegenden, wie selbst die Schweiz wenige nur aufzuweisen hat.

Ich verließ den heimischen Markt beinahe wehmüthig gestimmt, und wie nach und nach die kleine Häusergruppe hinter den Hügeln sich verbarg, und wenn der Weg eine Anhöhe hinaufführte, sich auf kurze Momente meinen Blicken wieder zeigte, bis mir endlich ein Felsenabhang ihren Anblick gänzlich entzog, so war mir, als ob ich von geliebten Freunden scheiden müßte, die mir noch zuwinkten, bis eine schroffe Felsenwand, das Geschick, sich feindlich zwischen uns stellte. Immer wurde die Gegend düsterer, so wie die Thalwände sich engten, und düsterer wurden auch meine Gedanken, bis mich endlich die Stille des Grabes umgab, und ein gespenstisches Halbdunkel die Gegend in ihren Zaubermantel hüllte. Schäumend brauste der Wildbach zu meinen Füßen in grauser Tiefe, über den ein schwindelnder Steg mich hinübertrug. Kahle Felsenwände glotzten mit ihren fahlen, senkrecht sich erhebenden Flächen mir entgegen, und aus hundert Höhlen und Rissen, die in den abenteuerlichsten Gestaltungen mich angähnten, meinte ich Augenblicks ein Heer von Gnomen und Unholden auf mich herausstürzen zu sehen. Überrascht von den Naturscenen, welche vor meinen Augen ihre schauerlichsten Bilder aufrollten, stand ich bewundernd still, und schaute mit scheuen Blicken um mich. War ich auch früher noch niemals hier gewesen, so sagte mir doch meine Überzeugung, daß ich inmitten des — Höllenthales stünde. Wie mich in Schwarzau der Anblick des anmuthig heimischen Thales hoch entzückte, so machte das Höllenthal mit seinen Schauerbildern einen nicht minder ergreifenden Eindruck auf mich, wenn derselbe auch gleich anderer Art war; denn die stille Wehmuth, welche beim Scheiden von Schwarzau mich so ganz erfüllte, mußte hier dem Gefühle des Unheimlichen

weichen. Fürwahr, wer nie dieses wild romantische Thal im Halbdunkel der Dämmerung durchwanderte, der kann sich schwerlich einen Begriff von jener ungeheuren Wirkung machen, welche diese abgeschiedene Felsenschlucht, von furchtbaren Klüften durchschnitten, mit seinen kahlen Thalwänden und schwarzen schauerlichen Föhrenwäldern, in denen die Nacht des Todes zu wohnen scheint, in der Seele des einsamen Wanderers hervorbringt. Bei jeder Wendung des schmalen Pfades, der, an die schroffen Felsenwände sich schmiegend, das Thal durchläuft, glaubt die bewegte Phantasie, es werde sich eine Kluft öffnen, welche zum Orkus hinabführt, bei jedem Katarakte, der den Wildbach an einen Felsenblock anwirft, so daß dieser brausend in eine Schaumwolke zerstäubt, glaubt man in die grause Flut hinabzustürzen. Zeitweise geht der Weg unter Felsenwänden hin, welche überhängend jeden Augenblick mit Alles zerschmetterndem Falle drohen.

Schon wurde es immer dunkler, und noch hatte ich das Ende dieses furchtbaren Thales nicht erreicht. Von den Gebilden meiner Phantasie, welche, ohne eben ein Hoffmann sein zu müssen, in dieser Schauergegend nicht auf Amourettenflügeln mich umgaukelten, wanderte ich getrosten Schrittes fürbaß, als in der Entfernung eine Leuchte, zwischen dichten Bäumen mir entgegenglitzernd, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich ging muthig darauf los, und meinen Knotenstock fester in die Hand drückend, war ich kaum einige hundert Schritte gegangen, als ich schon ein großes Feuer hart am Ufer des Wildbaches bemerkte, der den hellen rothen Schein zurückwarf, und die Gegend umher magisch beleuchtete. Allein obgleich die dichten Bäume die freie Aussicht hinderten, so schien es doch, als ob das Feuer von Niemanden unterhalten, von selber lustig fortbrenne, denn ich bemerkte trotz aller angestrengten Sehkraft kein lebendes Wesen

bei demselben. »Was soll das Feuer hier in dieser Wildniß,« fragte ich mich, und während ich über die Ursache dieser Erscheinung verwundernd nachdenke, und an einen Felsen mich anlehnend, den Gegenstand meiner Betrachtungen starr ins Auge fasse, kamen aus der Höhle, welche hinter dem Feuer in eine Felsenwand hineingeht, zwei gnomenhafte Zwerggestalten hervor, und nachdem sie geschäftig ein Paar Klötze in die Flamme geworfen, die nun knisternd heller aufleuchtete, balgten sie sich in abenteuerlichen Geberden um dieselbe herum. Träumte ich, war es eine Täuschung meiner Sinne, oder hat das Reich der Märchen sich mir erschlossen? — Vergebens suchte ich mich zu überzeugen, daß ich mich täusche, sah ich doch die beiden Gestalten mit den schwarzen Gesichtern und langen struppigen Haaren, unter denen zwei Flammenaugen mit wilder Lust hervorfunkelten, deutlich in einer kleinen Entfernung vor mir, wie sie mit einander rangen, und ein schallendes Gelächter, das aus jener Höhle zu kommen schien, begleitete grauenhaft ihre possirlichen Gesten. Es war kein Traum, der mich äffte, es war unwiderlegbare Wirklichkeit. Hier war keine Wahl; alle Fassung zusammenraffend, ging ich nicht ohne einiges Herzklopfen dem Schauplatze der Wunder zu, und schon stand ich vor dem Feuer, als ich den Blick scheu um mich herumwerfend, eine kleine — Zigeunerfamilie friedlich am Feuer gelagert erblickte, welche von einem dichten Gesträuch verdeckt, früher meinen forschenden Blicken entzogen wurde. Von diesen also rührte das mir früher so grauenhaft dünkende Gelächter her, indem sie sich an dem Spiele zweier Buben aus der Gesellschaft erlustigten. Es war jetzt an mir, in ihr Gelächter einzustimmen, und wenn es gleich nicht den spielenden Knaben galt, so hatte ich doch Ursache genug, über die Täuschung zu lachen, welche meine aufgeregte Phantasie mir vorspiegelte.

4.

Lieblich umgeben ist das Heilung bringende Baden,
Schöner in Guttenstein zeiget sich uns die Natur,
Hehr und furchtbar zugleich im Höllenthal sieht sie der Wand'rer,
Lieblich und schön und hehr prangt sie in Reichenau's Thal.
Ign. Fr. Edler von Mosel.

Die Frühsonne hatte mich geweckt, und schnell eilte ich zum Fenster, um die Gegend zu sehen, die ich gestern in der Dunkelheit der Nacht durchwanderte. Ist dieses amphitheatralische Thal mit den üppigen Fruchtfeldern und frischen Waldgründen, die wie bunte Bänder von den Bergeshöhen herabrollen, dasselbe Reichenau, welches mir ein regelloses Labyrinth von unansehnlichen Hütten geschienen? — Ist dieses freundliche Landhaus, umgeben von Wiesen und Gärten, der Thalhof, der, einem neckenden Irrlichte gleich, bald in einer kleinen Entfernung vor mir stand, bald wieder neckend hinter Bäumen und Gestrippen sich verbarg, so daß ich ihn, das längst gewünschte Ziel meiner Rast, nimmer zu erreichen glaubte? — Ist dieser sanfte lachende Hügel, der die Gegend ringsum beherrscht, und diesen erquicklichen Anblick in das große und segensreiche Thal gewährt, derselbe, den ich gestern auf steinigem Wege verwünschend hinanklomm, und der mir in der Nacht ein wüster Sandkoloß dünkte? Kaum konnte ich es glauben, bis ich den riesigen Grünschacher gewahrte, der, einem Cerberus gleich, den Eingang ins Höllenthal bewacht, und dessen graue Felsenwände mir gestern den Weg aus dem schauerlichsten aller Thäler bei jeder Wendung versperren wollten. Dort schlingt sich die Schwarzau durch den freundlichen Markt, und die Morgensonne vergoldet ihre Wellen. Es ist dieselbe Schwarza, die gestern, ein entfesselter Titan, wüthend in die

Schluchten des Höllenthales sich stürzte, und mit donnerndem Gebrause, das schauerlich von den Bergwänden wiederhallte, die Felsenblöcke zu zermalmen drohte. Hier athmet Alles rege Fröhlichkeit, ja selbst die kahlen Felsenkuppen des Gahns und Feuchterberges, die das Thal im Rücken des Thalhofes begrenzen, erhalten durch das frische Grün, welches sie umgibt, ein minder ernstes Ansehen. Überall, wohin das trunkene Auge schaut, ist heiteres Leben. Hier klappert eine Mühle zwischen vollen Speichern, dort erschallt das fröhliche Lied des Schnitters und auf den Höhen erklingt die Glocke von gesunden Heerden. Die Brust, die gestern in den Schauergründen des Höllenthales, umgeben von Nacht und Grauen, schwer aufathmete, erhebt sich hier mit dem süßen Gefühle der Behaglichkeit, und das Auge, das im Dunkeln mühsam durch Gestrippe und über Steinmassen einen Weg suchte, kann sich hier nicht satt sehen an der freundlichen Gegend, die in hundert lieblichen Gestalten sich weit ausdehnend, bis zu den fernen Berggipfeln immer neue überraschende Bilder bietet. Wenn sich ja diese Gegenden, die ich bis jetzt gesehen, mit etwas vergleichen und unter einander in eine Parallele stellen lassen, so möchte ich das heitere Guttenstein dem Frühlinge, die Schwarzau mit ihren großartigen Partien dem Sommer, das fruchtbare Reichenauer Thal dem Herbste, das Höllenthal aber mit seinen kahlen Felsenwänden und unwirthbaren Schauergründen dem Winter vergleichen.

Während ich mich an dem Anblick der herrlichen Gegend erlabte, war es schon nach und nach lebendig im Thalhofe. Ein junger Haushund, dem die Kette noch unbequem sein mochte, heulte Elegien in den ergreifendsten Schmerzenstönen dem lustig herumspringenden Jagdhunde entgegen, während ein Trupp Gänse unter geschwätzigem Geschnatter dem Wasserbehälter zumarschirte,

Hühner gackerten, Hähne krähten, mit einem Worte, Alles war im Gasthofe auf den Beinen, sogar eine Wienerdame, welche wohl in Wien noch nie einen Morgen gesehen haben mochte, sah ganz frisch und munter zum Fenster heraus. Da litt es mich nicht länger im Zimmer, schnell warf ich mich in den Staat, um der Frau Aurora meinen Besuch abzustatten. Im Hofe traf ich den Sohn des Hausherrn, der mich sogleich mit größter Bereitwilligkeit zur Aussicht hinaufführte.

Ein sehr angenehmer Weg durch den Wald führt hinter dem Thalhofe einen mäßigen Hügel hinan, wo man unbeschränkt das ganze herrliche Bild überschauen kann. Der freundliche Markt, in seiner Mitte das schöne Amtsgebäude, von der Schwarza durchschnitten, mit den niedlichen Häusern zu meinen Füßen, rechts das düstere Hirschwang mit den rauchenden Eisenhämmern, hinter dem die Naralm (Wetterkogel) mit ihren abwechselnden Bergformen dem suchenden Blicke Grenzen setzt. Dieser zur Seite eine lange Kette von imposanten Waldbergen, auf deren Höhen sonnige Matten und lachende Wiesengründe, im Thale selbst aber ausgedehnte Fruchtebenen dem Auge eine wohlthuende Abwechslung darbieten. Das Ganze ein Bild traulichen Stilllebens. Schultes sagt von dem Buchbergerthale: „Hier würde ich meine Villa bauen, wäre ich eines der Schoßkinder des Glücks!“ — Ich stimme ihm ganz bei, nur möchte ich es vorziehen, ein mäßiges Häuschen in Reichenau zu bewohnen, und hier in dem freundlich stillen Thale meine Tage zu verleben.

Reichenau ist der Mittelpunkt der schönsten Partien der Umgegend. Die Nähe des Schneeberges, des Grünschachers, Feuchters, Gahns und Grillenberges bietet dem Geognosten Gelegenheit zu den lohnendsten Wanderungen; der Technologe hat in den Eisenhämmern zu Hirschwang, in

dem Spiegelguß- und Blaufarbenwerk in Schlegelmühl, in den Hammerwerken zu Neuberg Stoff zu den interessantesten Beobachtungen; der Botaniker und Mineraloge findet in den Schluchten des Schneeberges, im kleinen und großen Höllenthale sammt seinem Ausläufer, dem Saugraben, auf den Preineralpen, in der Erzgrube des Knappenberges im nahen Hirschwang und Schlegelmühl gewiß lohnende Befriedigung seiner Wißbegierde. Ja selbst der bequeme Lebemann, der bei dem Genusse, welchen ihm die Natur bietet, zugleich die häuslichen Bequemlichkeiten nicht gerne vermißt, ist hier in Reichenau auf's Beste versorgt, der Gourmand, der diese reizende Alpengegend blos als ein schönes Bild betrachtet, dessen Anblick ihn so nebenbei amüsirt, kann sich an Waisnix's wohlbesetzter Tafel alle Genüsse gegen eine, im Vergleiche mit andern Gasthöfen dieser Gegend höchst billige Bezahlung verschaffen.

Bei Aufzählung der Vorzüge, welche den Thalhof in Reichenau vor andern Herbergen auszeichnen, muß ich noch des Fremdenbuches erwähnen, welches das Einzige von den Vielen ist, die ich bisher getroffen, das sich wie möglich rein gehalten von dem Umflate bübisch frecher Witzeleien. Auf seinen schlichten Blättern steht so mancher Name, der im Vaterlande hoch geehrt ist, und so mancher schöne Gedanke, den die Begeisterung für die himmlischen Reize der Natur aus dem Dichtergemüthe hervorgerufen, prangt hier, dem bescheidenen Veilchen gleich, im Verborgenen. Die vier Verse, welche ich als Motto meinem Aufsatze voranschickte, habe ich diesem Buche entnommen, und der Dichter wird mir gewiß verzeihen, daß ich die duftige Blüte von seinem bescheidenen Plätzchen hierher verpflanze, wenn ich durch die Versicherung mich entschuldige, daß ich in diesen Versen

allein die wahre Würdigung fand, welche das herrliche Reichenau mit vollem Rechte verdient.*)

Ich freue mich immer, wenn ich irgendwo ein solches Fremden- oder besser Erinnerungsbuch erblicke, emsig blättere ich dann darin, und mein Blick wandert von Seite zu Seite, bis er endlich auf einen Bekannten gestoßen, und je länger ich die Schriftzüge betrachte, desto lebhafter steht sein Bild vor meiner Seele. So fand ich auch auf diesen Blättern so manchen theuren Namen bewahrt, der in frohen Augenblicken hier verzeichnet wurde; er steht noch da, während die Hand, die ihn geschrieben, schon längst modert. Ich habe eine Stunde schöner Erinnerung mit Waisnix's Fremdenbuche verträumt! —

Den vielen Verehrern Ferd. Raimund's muß ich ein Gedicht mittheilen, welches der dahingeschiedene Liebling bei seinem Aufenthalte im Thalhofe verfaßte und in das Fremdenbuch selbst einschrieb. Es spricht sich selbst in diesem flüchtig hingeworfenen Gedichte das Poetische seines Gemüthes und die Tiefe seines Gefühls deutlich aus.

Verführerisches Thal von Reichenau!
Großart'ge Phryne! riesig schön und auch
Vielleicht darum so häßlich ungetreu,
Daß du den holden Leib, vom Mai geschwängert,
Des zarten Frühlings ehlich Eigenthum,
Dem ärmsten Wand'rer zum Genusse bietest,
Und auch nach mir wollüst'ge Blicke sendest,
Für immer mich an deinen Reiz zu fesseln;

*) Ig. Fr. Edl. v. Mosel ist in der Zwischenzeit gestorben (8. April 1844); die Kunst hat durch ihn einen großen Verlust erlitten.
A. S.

Leicht könnt' es dir gelingen, käm' ich nicht
Erst aus den Armen meines süßen Lieb'
(Dem still bescheid'nen frommen Guttenstein)
Noch in Erinn'rung schwelgend zu dir her.
Zwar kann ich dir Bewund'rung nicht versagen,
Du forderst sie mit stolzem Ungestüm'
Nicht ohne Recht. Wer wollte sich erkühnen
Verachtungsvoll den Blick von dir zu wenden,
Belauscht er unverschleiert deinen Reiz,
Und sieht, wie selbst mit gierigem Verlangen,
Gleich Greisen, die durch Jugendreiz entflammt,
Des Schneebergs und des Scheibwalds Blicke auf
Dich niederstieren? Nein! Verehrung zoll'
Ich dir, du üpp'ge, anmuthsreiche Schöne!
Doch eben, weil dein Stolz mir Lieb' gebietet,
Jauchzt mein Verstand, mein Herz zieht kalt von dir,
Nie läßt sich wahre Lieb' gebieterisch erringen,
Bescheidenheit allein kann uns zur Liebe zwingen.

Thalhof am 14. Mai 1834.

Ferdinand Raimund.

5.

Kannst du jenen Adler schauen,
Wie er rufend hoch im Blauen
Mit der Sonne Blicke tauscht?
Freih. Fried. von Schlechta.

Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die bleichen Felsenzacken des Feuchters, so daß sie durchsichtig wie eisige Firner glänzten, und durch ihren hellen Wiederschein das Auge blendeten, als ich den Sandberg, welcher hinter dem Thalhofe

zu einer Holzriese hinanführt, schweißtriesend erstiegen hatte, und auf mein Griesbeil*) gelehnt, das mir über loses Gestein den unsichern Pfad hinaufgeholfen, stand ich mit der getäuschten Hoffnung einer schönen Aussicht ins Thal einem kahlen Felsen gegenüber, dessen graue Wände finster mich anstarrten, während das Steingerölle zu meinen Füßen polternd den Hügel hinabkollerte, und so die öde Stille unterbrach. Einer ungeheuern Riesenschlange gleich, lag die Holzriese in der Schlucht, in welcher sich das Thal zwischen himmelhohen Felswänden östlich verliert, und immer höher und höher zog sie sich in verschiedenartigen Krümmungen den Berg hinan; bald über Abgründe sich hinüberwerfend, bald wieder an einer Felsenwand sich anklammernd. Heilige Stille herrschte hier, nur von dem Summen der Käfer zeitweise unterbrochen, welche lustig die Alpenblumen umschwirrten, die hier in üppiger Fülle dem Boden entkeimen. Und wieder hatte ich eine Abtheilung des Berges erstiegen, und stand tief athmend an einen Felsen gelehnt. Der Schweiß träufelte in großen Tropfen mir von der Stirne, und noch war das Ende der Holzriese nicht erreicht. Der Sohn meines Wirths, der sich mir auch auf dieser Wanderung mit höchst zuvorkommender Bereitwilligkeit zum Führer und Begleiter angetragen, stand halb erschöpft an meiner Seite, während sich unser Träger, den mein Begleiter für diese Wanderung besorgt, und die fürsorgende Hausmutter mit Wein, Brot und Käse tüchtig bepackt hatte, mühsam die steile Riese heraufwand. Die Zeit unserer kurzen Rast benützend, wollte ich die Felsenschlucht, in der wir uns befanden, mit aufmerk-

---

*) Eine Art Alpenstock von festem Holze, unten mit einem eisernen Haken und einer Spitze versehen. Er dient zum Klettern und Festhalten bei jähen, abschüssigen Stellen. A. S.

samen Blicken mustern, als eine große Höhle in der ungeheuren Felsenwand des Gahns zu meiner Rechten mich plötzlich angähnte, und in ihrem schwarzen Rachen, der geräumig genug schien, mich und meine Begleiter darin zu beherbergen, mich jählings zu verschlingen drohte. Indem ich meinen Begleiter auf dieselbe aufmerksam gemacht, erzählte er mir, daß diese Höhle unter dem Namen Ramerskirchen bekannt sei, und in den Zeiten der türkischen Einfälle, gleichwie die Allelujahöhle bei Buchberg, zum Verstecke und Zufluchtsorte der Bewohner der Umgegend gedient habe, mit dem Unterschiede, daß die Flüchtlinge in Ramerskirchen glücklicher als die in der Allelujahöhle waren. Denn, nachdem die Feinde abgezogen, entstiegen gerettet und frei bei 30 Familien, ihren Seelsorger an der Spitze, der in der Zeit der größten Noth treu bei ihnen ausgehalten und die beinahe Verzweifelnden durch die Trostgründe der Religion beruhigt und gestärkt hatte, dem schwarzen Grunde dieser Höhle; während die Flüchtlinge in der Allelujahöhle durch ein vor derselben angezündetes Feuer ihren Aufenthalt verriethen, und von den herbeigeeilten Barbaren schonungslos niedergemetzelt wurden. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit horchte ich dem Berichte über die Ramerskirchen; die düsteren Felswände, so wie das tiefe Dunkel, das in der Höhle lagerte, kam mir jetzt nimmer so grauenhaft vor, ja, je länger ich mich dem Gedanken überließ, daß diese unfreundliche Felsenhöhle einst die Retterin so vieler Menschenleben gewesen, desto freundlicher schien mir das graue unheimliche Geklüfte. Schade, daß der Name jenes würdigen Priesters nicht bis auf uns gekommen ist, allein seine That wird immer in dem Gedächtnisse des Volks fortleben.

Bei der Untersuchung dieser Höhle hatten wir uns allmälig abgekühlt, und stiegen nun wieder rüstig die Riese hinan, bis

wir zuletzt dieselbe verließen und links ab über einen Felsen kletterten, wo uns bald das Dunkel eines dichten Waldes umgab, der uns in seinen Schatten so lange behielt, bis wir den Berg vollends erstiegen, und auf der Platform desselben, einer ausgedehnten Wiese, die von tausend Blumen durchwirkt, im überraschendsten Farbenschmelz prangte, wieder die freundliche Sonne begrüßten. Wer noch nie eine Alpe erstiegen, das Auge an diesem Farbenmeere gelabt, und in den Wohlgerüchen einer solchen Blumenflur geschwelgt hat, der kann sich schwerlich einen Begriff machen von der üppigen Vegetation, welche auf den Alpenhöhen herrscht. Eine Menge Blumen, welche im Thale von der kunstgerechten Hand des Gärtners gepflanzt, nur kümmerlich fortkommen, gedeihen hier doppelt schön und in üppigster Fülle. Das Schnalzwandl, Groß- und Knofeleben, Ameiswiesel, Hochebenen auf dem Feuchterberge liefern die üppigsten Gebirgskräuter.

Nachdem wir die bunten Wiesenmatten durchschnitten, stiegen wir eine kleine Anhöhe hinan, von welcher man eine überraschende Aussicht in das Reichenauer Thal genießt, das zu den Füßen des entzückten Wanderers sich bis zu den fernen Bergen hinzieht. Ein Panorama, welches so erhaben und großartig, dabei aber doch so heiter und lieblich ist, daß der trunkene Blick sich vergebens von ihm loszureißen sucht. Der überhängende Fels, auf dem wir standen, ragt in schwindelnder Höhe weit über den ungeheuren Abgrund hinaus, und der scheue Blick des Wanderers sucht umsonst einen Anhaltspunkt in dem blauen Äther, der sich wie ein Meer zu seinen Füßen weit ausdehnt, und über seinem Haupte zur ungeheuren Kuppel wölbt. Vorsichtig näherten wir uns dem Rande, und von hier aus sahen wir den Thalhof **en miniature** senkrecht in der Tiefe liegen, ein winziges Bild

in dem ungeheuren Felsenrahmen. Der früheren Verabredung gemäß gaben wir jetzt durch einige Flintenschüsse das Zeichen, daß wir wohlbehalten auf dem Gipfel angelangt seien, und bald sahen wir unten im Thalhofe kleine Gestalten sich munter bewegen; und bei angestrengterer Sehkraft bemerkten wir zuletzt sogar das Flattern eines Tuches als Beantwortung unseres Signals. Noch waren wir mit Schwenken der Tücher, die wir an unser Griesbeil befestigt hatten, beschäftigt, als hart neben uns ein großer Steinadler*), durch unsere Signalschüsse von seinem Horste aufgescheucht, auf mächtigen Schwingen sich emporhob, und in majestätischem Fluge an uns vorüberzog. Überrascht von diesem Anblicke ließen wir die flatternden Tücher sinken, und machten so mit gesenkten Fahnen dem Könige der Höhen die Honneurs in seinem Reiche. Noch einmal schaute ich zu der ungeheuren Tiefe nieder, von welcher mich nur ein Schritt trennte, und glühheiß stieg mir das Blut zu Kopf; denn

Der Abgrund lockt!
Darum auf der höchsten Spitze
Des steilsten Fels,
Wo das bewegte Leben
Zur Zwergenwelt sich gestaltet,
Und seine Töne nur leise, leise,
Wie Käfersummen,
Zu dir emporschwirren,
Faßt dich im entsetzten Schrecken
Wahnwitzige Sehnsucht,
Hinab dich zu stürzen

*) Aquila fulva, in der nächsten Umgebung des Schneeberges keine ungewöhnliche Erscheinung. A. S.

Mit mächtigem Sprung
In die geheimnißvolle Tiefe,
Wie der Taucher in's Meer,
Um Perlen zu holen! —

Dann erhob ich mich tief erschüttert, und wir wanderten eine kurze Strecke durch einen kleinen, höchst anmuthigen Wald, bis sich neuerdings eine Bergwiese unsern Blicken öffnete. Am Ende derselben befand sich eine von Baumstämmen zusammengefügte Hütte, auf die wir rüstig zuschritten und durch die angelehnte Thür bald das Innere derselben betraten. Diese Hütte, das gewöhnliche Nachtquartier der Holzknechte, ist so eigenthümlich, wie das Leben und Treiben ihrer Bewohner, daß ich nicht umhin kann, beides hier etwas genauer zu besprechen.

Vier bis fünf Stunden, wohl auch noch weiter von den Seinen entfernt, bringt der Holzknecht das ganze Jahr auf den höchsten Gebirgen, in den unwirthbarsten Gegenden, bei einem Geschäfte zu, welches nicht allein höchst beschwerlich, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden ist. Die steilsten Felsen muß er ersteigen, die tiefsten Schluchten durchkriechen, um sich die schlagbaren Stämme auszuwählen. Hat er einen solchen gefunden, dann klimmt er nicht ohne Lebensgefahr mit Hülfe der Knieeisen an ihm empor, und erst wenn er ihn gehörig abgeästet, schreitet er zu dem eigentlichen Fällen des Baumes. Nicht selten werden bei diesem Geschäfte die Arbeiter von dem stürzenden Baumstamme verletzt oder wohl gar tödlich verwundet. Allein das Fällen des Baumes ist noch nicht das Gefährlichste dieser mühevollen Beschäftigung. Im Winter, der auf diese Gegend alle Schrecken losläßt, wo der Schnee thurmhoch in den Klüften liegt, und der tobende Orkan mit ungezähmter Wuth diese Schauergründe durchstürmt, während die ungeheure Kälte das

Blut in Eis zu verwandeln droht, da schafft der Holzknecht die gefällten Stämme auf die Riesen, die er mit Wasser begießt, wodurch sie mit einer Eisrinde überzogen, glatt und zur Fortschaffung des Holzes geeignet werden. Hier trifft es sich denn oft, daß er von einem mit Blitzesschnelle herabgleitenden Holzblocke ergriffen, in die grause Tiefe geschleudert oder an einem Felsen zermalmt wird. Und troß der Gefahren, die ihn stets umgeben, troß den Beschwernissen und Entbehrungen, mit denen er zu kämpfen hat, ist er stets froh und guter Dinge. Kann er nur Sonntags mit seiner Dirne in der Schenke tanzen oder mit den Kameraden Kegel schieben, so sind seine höchsten Wünsche erfüllt, und er ist glücklich und zufrieden. Die Holzknechte unter einander haben einen eigenen Jargon, der dem Uneingeweihten gänzlich unverständlich ist. Es wäre fürwahr nicht uninteressant, ein Idiotikon dieser Wörter zu verfassen, besonders weil dadurch ihre höchst originellen Lieder dem Fremden verständlicher würden. Die Einrichtung ihrer Hütten ist höchst einfach, und doch bei den wenigen Bedürfnissen der Bewohner sogar bequem. In der Mitte einer solchen Hütte steht der Täß *) (Feuerherd), beiläufig einen Schuh hoch, von Steinen ohne Mörtel gebaut, an demselben ist der Grad (Bettstelle), den Lagerstellen (Britschen) auf den Wachzimmern der Soldaten ähnlich, aber mit dem Unterschiede, daß er mit Baumblättern überdeckt, ein, obwohl beschränktes, aber doch weiches Lager darbietet. Dem Herde zunächst ist in dem Boden befestigt der Gack (ein mit mehreren Löchern versehener dünner Pflock, in welchen der Stiel der eisernen Pfanne, ihres einzigen Kochgeschirres, gesteckt wird, um sie über dem Feuer zu

*) Da mir die Orthographie dieser Worte gänzlich fremd ist, so schreibe ich sie blos nach dem Gehör. A. S.

erhalten). An der Wand hängen 2 bis 3 Pfannefuchsen (hölzerne Löffel, die sie sich selbst schnitzen. Bei diesen einfachen Vorrichtungen kochen sie die unter dem Namen Holzknecht-Nocken oft gerühmten Schmalzklöße, das kalte Muß, die Raunken und Zigeuner, gleichfalls Mehlspeisen mit Butter oder Schmalz, einfach aber nährend und kräftig.

Ermüdet von unserer Wanderung, machten wir es uns bequem, und nachdem wir unsere Mundvorräthe aus dem Tragkorbe ausgepackt hatten, erquickten wir uns am frugalen Mahle, und mein Begleiter machte mich mit manchen Eigenthümlichkeiten dieses lustigen Völkchens bekannt.

Zur Ehrenrettung dieser harmlosen Menschen ohne Falsch und Tücke, muß ich schlüßlich noch öffentlich erklären, daß der üble Ruf, in welchen die Holzknechte hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit bei Manchen stehen mögen, durchaus ungegründet ist, oder doch gewiß auf jene, welche diese Gegenden bewohnen, nicht ausgedehnt werden dürfe. Mehrere Fußreisende, welche diese Berge häufig besuchen, bekräftigen diese Behauptung, welche übrigens auf eigene Erfahrung gegründet ist, denn wenn ich mich auf meinen spätern Wanderungen in Wald und Gestripp verirrte, was sehr häufig geschah, oder auf Felsen verstieg, fand ich in ihnen immer die freundlichsten Zurechtweiser und bereitwilligsten Führer, ohne die kleinsten Ansprüche auf Belohnung oder Geschenke.

6.

Vom Felsen blickt die Burg, die Blitzzerstückte,
Ohnmächtig drohend auf das grüne Land:
Ein Zwingherr, welcher lang sein Volk bedrückte,
Und endlich seines Frevels Strafe fand.
Levitschnigg.

In dem Speisezimmer des Thalhofes saß eine fröhliche Gesellschaft, und that sich an den Gerichten der Waisnix'schen

Küche gütlich, bis sie zuletzt den würzigen Kaffee als Schlußstein des Mahles schlürfte und mit Projecten und neuen Vorschlägen zu interessanten Ausflügen in die Umgegend, die unter Scherzen und Lachen verworfen und wieder mit andern vertauscht wurden, die Zeit der Siesta vertändelte. Mir galt es gleichviel, welchen Theil man wählte, da mir jede Gegend im Umkreise interessant war; aber sehr freute ich mich, als zuletzt eine Dame der Gesellschaft den Besuch der Feste Klamm in Vorschlag brachte, der auch einstimmig angenommen wurde; denn, obgleich ich schon oft an dieser Feste vorübergefahren bin, so hatte ich doch früher nie Muße, diese höchst merkwürdige Ruine zu besteigen. Um ja keine Zeit zu verlieren, wurde der bereitstehende Wagen bestiegen, und lustig ging nun die Fahrt den Hügel hinab durch den Markt Reichenau der Schlegelmühle zu, wo erst bei den Fabriksgebäuden Halt gemacht wurde. Das hier befindliche Blaufarbenwerk, obgleich es bei Weitem nimmer in dem Flor wie früher steht, ist für den Technologen und Mineralogen noch immer höchst interessant. Die nähere Beschreibung des Pochwerkes, des Röstflammofens mit den Giftkammern und Schmelzöfen sammt den Schmaltmühlen ist hier nicht am Platze, ganz besonders da Schultes, und neuerer Zeit Schmidl u. m. a. dieselbe bereits erschöpfend lieferten; es genüge demnach, den Reisenden blos darauf aufmerksam zu machen, damit er ja nicht diese Gegend flüchtig durcheile, ohne diese Fabrik zu besuchen.

Weniger besprochen dürfte wohl das hier befindliche Spiegelgußwerk, ein neues, sehr zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, sein. In diesem werden Spiegel von ungewöhnlicher Größe erzeugt; denn diese Fabrik hat ihre Erzeugnisse so hoch gebracht, daß sie selbst den Franzosen den Vorrang abgewann. Der Aufseher erzählte mir, daß unlängst hier eine ganz reine Spiegel-

platte von 114 Zoll Höhe und 56 Zoll Breite gegossen wurde. Außer den Schmelzöfen und den metallenen Walzen, durch welche der Guß in gleichmäßige Form gebracht und geebnet wird, ist noch die neue großartige Schleifmaschine, die oft zwanzig und noch mehrere Spiegelplatten mit einem Male abschleift, und so ihrem Zwecke anpassend macht, besonders sehenswerth. Allein obgleich diese Maschine in weit kürzerer Zeit eine ungleich größere Menge Platten abschleift, so kann doch durch sie jene Gleichmäßigkeit und Genauigkeit wie beim Handschleifen nicht erzielt werden, weshalb auch die größeren und kostbareren Platten durch eigens hierzu bestellte Glasschleifer geglättet und abgeschliffen werden. Dieses Abschleifen der Spiegelplatten geschieht, indem die abzuschleifende Platte in Gips befestigt, und mittelst glatten Tafeln und darüber hingestreutem Kiessande abgerieben wird. Es ist dieses eine der beschwerlichsten Arbeiten; denn davon abgesehen, daß sie eine ausdauernde Kraft der Arme erfordert, müssen auch Brust und Lunge der Arbeiter unter dieser unausgesetzten Kraftanstrengung und immerwährenden Bewegung mit der Zeit leiden. Unter dem betäubenden Geräusche der Schleifplatte, welche prasselnd über den Kiessand dahin fährt, das nur mit dem brausenden Getöse eines Wassersturzes oder einer Brandung verglichen werden kann, stehen die Arbeiter schweißtriefend, und regieren mit kräftigen Armen die mit Steinen beschwerte Schleifplatte.

Nicht ohne Bewunderung dieses großartigen Werkes schied die Gesellschaft von dem freundlichen Schlegelmühl, und der Gedanke, daß so vieler Menschen Leben und Gesundheit blos der lieben Eitelkeit zum Opfer gebracht würden, mochte wohl die Ursache sein, warum ich die Bewunderung der Gesellschaft nicht so ganz unbedingt theilte.

Freundlich sah das Schloß in Gloggnitz, einst ein Kloster

der Benedictiner, von seiner Höhe auf uns herab. Dasselbe ist noch durch feste Vormauern geschützt, und obgleich die Mauer keineswegs auf ein hohes Alter*) schließen läßt, so zeigt doch der Styl und die ganze Form des Gebäudes seine ursprüngliche Bestimmung zu einem Kloster an. Die Lage auf der anmuthigen Höhe der Silberberger Weingebirge, umgeben von Fruchtfeldern und Weingärten, ist höchst pittoresk, der Aufenthalt in diesem Schlosse selbst aber muß besonders angenehm sein; es ist daher sehr begreiflich, daß der gelehrte Abt Rumplerus, ein Schüler und Freund des C. Celtes, dessen Leichencarmen er verfaßte, die Abtei Gloggnitz sein **Curifugium** nannte.

Bei dem Dorfe Aue führt der Weg an weitläufigen Hammerwerken vorüber, welche aber jetzt in dem Zustande gänzlichen Verfalles ein trauriges Bild der Vergänglichkeit alles Großen und Schönen darbieten. Todtenstille herrscht in den verlassenen Werkstätten, die sonst von Räderklappern und Hammerschlägen wiederhallten, die halbvermorschten Schindeldächer sind eingestürzt, schaurig pfeift der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und der Bach, der einst das Räderwerk in lustige Bewegung gesetzt, hat Schleuße und Eindämmung zerrissen, und schleicht jetzt träg durch sumpfige Wiesen. — Die Feste Wartenstein, auf einem Vorgebirge des mächtigen Otters, blickt freundlich aus dem Dickicht des Waldes hervor, und verschafft der Gegend einen besondern Reiz. Der langgedehnte sonderbare Bau dieser Feste, mit seinen weißschimmernden Gemäuern, ringsum von dichtem Waldesgrün umgeben, gleichsam an dem Fuße hoher, dunkler Gebirge und doch über 100 Klafter über dem Thale erhaben,

*) Die Begründung dieser Abtei fällt in das Jahr 1094, wo sie die Zelle eines Einsiedlers gewesen sein soll. A. S.

lugt einer Warte gleich herab ins Land.*) Die Sage berichtet von dieser Burg, daß sie schon im zehnten Jahrhundert von den Templern erbaut worden sei.

Schon zeigte sich unsern Blicken die mächtige Klamm, das ersehnte Ziel unserer Wanderung, und bald hatten wir auch den Markt Schottwien erreicht. Schnell sprangen wir vom Wagen, und klimmten rüstig die kahlen Felsen hinan, bis wir endlich den Heubachkogel erstiegen hatten, und die Feste sammt den einzelnen Hütten um sie herum vor unsern Blicken dalag. Wir sprachen bei dem Wirthe ein, der zugleich Schulmeister, Cantor und Burgvogt ist. Einige Gläser frischer Milch brachten bald die gewünschte Wirkung hervor, und den alten Burgvogt mit dem mächtigen Schlüsselbunde vor uns, traten wir wohlgemuth und neugestärkt unsere Wanderung an. Der Eingang in die Burg ist durch ein starkes Eisengitter versperrt, dem man es ansieht, daß es einst eine andere Bestimmung hatte, als den öden Vorhof einer Burgruine zu verschließen. Unser Führer berichtete, daß dieses Eisengitter früher einer alten Capelle angehörte, nach dem gänzlichen Verfalle derselben aber hierher gebracht wurde. Der Vorhof der Burg ist eng und klein, außer einigen verfallenen Gemächern bietet er nichts Sehenswerthes dar. Von da gelangt man aufwärts wieder in eine Art Vorhof, wo man über Steingerölle und Mauertrümmer mühsam eine Reihe Gemächer durchkriecht, welche aber größtentheils so verfallen sind, daß es schwer zu erkennen ist, welche Bestimmung sie einst haben mochten. Das einzige wird dem Beschauer klar, daß dieselbe bei der übrigen

*) Diese Feste soll ihren Namen von dem hohen massiven Thurme erhalten haben, welcher einst als Warte diente, und am Ende des neuen Schloßhofes steht. A. S.

Ausdehnung des ziemlich weitläufigen Baues verhältnißmäßig zu eng und zu klein sein mußte. Wer übrigens mehrere dieser Burgruinen schon besucht, und sie einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hat, wird gefunden haben, daß unsere Voraltern an ihre Wohnungen in Hinsicht der Größe und Bequemlichkeit, höchst bescheidene Forderungen stellten. War die Feste durch ihre Lage auf den unersteigbarsten Felsen und durch unbezwingliche Mauerwerke, auf die sie die größte Sorgfalt verwendeten, von Außen gesichert, so verzichteten sie gern auf geräumige Gemächer. Es ist für bestimmt anzunehmen, daß alle jene Festen und Burgen, welche durch große Kammern und geräumige Wohngemächer, durch ausgedehnte Säle und Vorhöfe sich auszeichnen, erst in späterer Zeit, in welcher die Bedürfnisse wuchsen, und die italienische Prachtliebe über die Alpen zu uns gebracht wurde, erbaut, oder doch in derselben Zeit erst erweitert und vergrößert wurden. Da aber die Geschichte die Feste Klamm bereits bei 800 Jahre kennt, in einer Stift Gleinkerischen Urkunde bereits Anno 1125 eines Weigant de Klamm Erwähnung geschieht, so fällt die Erbauung derselben in die früheste Zeit. Nun gelangten wir in die Capelle, welche noch ziemlich erhalten ist. Schwarze feuchte Wände, alles Schmuckes, aller Verzierung beraubt, starren traurig und düster den Besucher an, der in den unheimlichen Gefühlen, das der gänzliche Verfall und die Verwüstung in der Seele hervorruft, mit scheuen Blicken in den öden Räumen umherschaut. Hier knieten sie einst, die gewaltigen Eisenmänner, und beugten in Andacht und Demuth den stolzen Nacken, und neu gestärkt und ermuthigt traten sie dann hinaus aus dem Gotteshause, um auf den Wällen den alten Ruhm der unbezwinglichen Burg Klamm zu bewähren. Mathias Corvinus war der erste, der dieses Felsenpasses sich bemeisterte, und erst nach hartem Kampf die

Burg eroberte; und nachdem er hier seine siegreiche Fahne aufgepflanzt, das ganze Land sich unterwarf. Höchst merkwürdig ist es übrigens, daß diese Felsenburg trotz ihrem hohen Alter, trotz der alles verheerenden Wuth der Feinde in den verhängnißvollen Kriegsjahren, bis zum Jahre 1801 sich noch erhalten hat, und den elementarischen Einflüssen und feindlichen Verheerungen kühn trotzte, bis der Blitz des Himmels die stolzen Mauern niederstürzte. Einsam und verlassen liegt nun das öde Gemäuer auf der Felsenspitze, und der Wanderer, wenn er den Paß bei Schottwien durchschreitet, blickt mit wehmüthigem Gefühle zu der einst so mächtigen Feste auf. Der jetzige Besitzer, Fürst Liechtenstein, ein Freund und Verehrer der Natur und des Alterthums, hat sich einige noch erhaltene Zimmer im neuen Geschmacke herrichten lassen, von welchen man aus eine unbeschreiblich schöne Aussicht nach dem Sömmering, dem Sattel, nach dem höchst malerisch am Fuße des Berges gelegenen Wallfahrtsorte Maria Schutz genießt. Die halbverfallenen Treppen und Gänge wurden unter dem jetzigen Besitzer in so weit hergestellt, daß man ohne Gefahr die Warte, das Interessanteste der Burg, besteigen kann. Von dort aus genießt man eine Fernsicht, welche ganz ausgezeichnet schön ist; außer dem bereits erwähnten Sömmering und Sattel tauchen vor den Augen des trunkenen Beschauers die Preineralpen, die Kette der steirischen Gebirge, der Bärnleiten, ein Vorgebirg des Otter und Pfaffenberges, der Göstritz, der Kalmalpen auf, und bilden ein Rundgemälde, was großartig und erhaben ist. Der lange Thurm der Feste Wartenstein blickt kühn zur Klammswarte herüber, und wie zwei gewaltige Recken des Mittelalters scheinen sie die Höhen zu bewachen. Unser Führer, der uns mit der ihm eigenen Geschwätzigkeit zu unterhalten suchte, zwang uns

durch seine oft barocken Bemerkungen zuweilen ein Lächeln ab. Unter andern erzählte er mit der ernsten Miene eines Historiographen, daß die einstigen Besitzer von Klamm mit denen von Wartenstein ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und sich bei annähernder Gefahr durch auf den Wartthürmen bereitgehaltene Sprachröhre in Kenntniß gesetzt und gegenseitig gewarnt hätten. Sehr naiv entgegnete ein Knabe aus der Gesellschaft: „Aber die Ritter müssen damals sehr starke Stimmen gehabt haben, daß man sie sogar bis Wartenstein sprechen hören konnte.“ Im Herabsteigen von der Warte besahen wir noch ein kleines enges Behältniß, welches uns der wackere Cicerone als den Hungerthurm, oder vielmehr Hungerloch introducirte, wo nämlich die Verbrecher eingesperrt, den qualvollen Hungertod erleiden mußten. Wir nahmen die Erklärung mit gläubiger Miene gutherzig an und auf, und verließen die Feste, deren Besuch uns so viel Vergnügen verschafft hatte, nachdem wir uns mit einem herzlichen Abschied von dem guten alten Burgvogt trennten, der mit altritterlicher Courtoisie der Dame der Gesellschaft eine üppige Centifolie aus seinem kleinen Gärtchen mit einem ehrenfesten Scheidegruß überreichte.



Die Camellia.

Eine kleine wahre Begebenheit.

Von

J. F. Castelli.

1.

An einem kalten Jännertage versammelten sich mehre Menschen bei dem Kaufladen eines Blumenhändlers, und betrachteten dem düstern Himmel zum Trotze die herrlich blühende Auslage. Die Neugierigen blieben stehen, gingen wieder, Andere traten hinzu, nur ein kleiner Knabe schien Wind und Frost zu vergessen, und bewunderte mit solcher Beharrlichkeit, daß man meinen sollte, er wäre an den Auslagkasten angeheftet.

Der Kleine war neun bis zehn Jahre alt, ärmlich gekleidet, sein blasses und zartes Gesicht drückte Betrübtheit aus, lange, blonde Haare ringelten sich über seine Schultern und umgaben anmuthig das feine Gesichtchen. Der arme Kleine zitterte am ganzen Leibe, und seine Rosenlippen zuckten theils vor Kälte, theils aber auch vor einer innerlichen Aufregung, welche ihn ganz

einzunehmen schien. Er betrachtete alle Blumen, vor allen aber zog eine prächtige Camellia seine Aufmerksamkeit, ja man kann sagen seine Begehrlichkeit auf sich.

Es war eine Camellia aus Japan, von drei Fuß Höhe, deren zahlreiche Zweige, mit hellgrünen glänzenden Blättern besetzt, eine zahllose Menge der prächtigsten hochrothen Blumen trugen. Die Augen des Knaben hingen fest an diesem herrlichen Strauche, und an seinem vergnügten Lächeln und an seiner leidenschaftlichen Betrachtung konnte man leicht bemerken, daß er eine ganz vorzügliche Neigung zu jenen Wesen fühlte, die der Schöpfer so schön, so rein, aber auch so vergänglich geschaffen hatte.

Plötzlich wurde die Glasthüre des Blumenhändlers von einer fein behandschuhten Hand geöffnet, und eine elegante Dame trat in den Laden, welchen ein Diener in Livree gleich nach ihr wieder schloß.

»Haben Sie an mich gedacht?« fragte die Dame den Blumenhändler, indem sie sich in einen Lehnstuhl setzte, den er ihr sehr unterthänig präsentirt hatte.

»Ja, gnädige Frau, ich habe gestern Alles erhalten, was Sie bestellten, und ich hoffe, Sie werden darüber eine Freude haben.«

»Sie sind ein Mann von Wort. — Ich sehe schon, ich werde mich bei Ihnen noch zu Grunde richten.«

»Wenn das möglich wäre, so würden die Armen allein Schuld daran sein. Euer Gnaden sind so gut und so großmüthig.«

»Keine Complimente, Herr Nicola. — Sagen Sie mir doch, wer ist denn der hübsche Junge, den ich fast immer vor Ihrer Auslage treffe? Eben jetzt steht er wieder draußen.«

»Es ist ein armes Kind, das die Blumen eben so leidenschaftlich liebt als Sie, gnädige Frau. Stellen Sie sich vor, wenn ich einige alte Blumen hinaus werfe, so hebt er sie schnell auf, untersucht sie, und trägt sie dann mit sich fort.«

„Armer Kleiner — aber — ha! was seh ich? ach, mein Gott, die schöne Camellia! — Seit wann haben Sie diese? Warum haben Sie mir nichts gesagt? — Ach! die ist prächtig.«

Die Dame war aufgestanden und näher getreten, um den Strauch näher zu besehen.

Der Blumenhändler nahm mit beiden Händen die Vase und stellte sie zu den Füßen der schönen Bewunderin. Die Augen des Kleinen aber belebten sich und folgten allen Bewegungen Nicola's mit Ungeduld und Unruhe.

»Das ist wirklich der prächtigste Strauch, den ich in meinem Leben gesehen habe.«

»Wollen Sie ihn haben, gnädige Frau?«

»Sehr gerne, aber Sie werden ein Heidengeld dafür verlangen. — Ich bin schon so oft wegen meiner Liebhaberei für Blumen ausgezankt worden, und Sie haben Recht, ich brauche allein mehr Blumen, als ein ganzer Bienenkorb. — Aber diese Camellia muß ich haben. — Was kostet sie? — Oder nein! Stille, stille! sagen Sie mir den Preis jetzt nicht, ich könnte mich doch besinnen. Franz nimm die Vase und trage sie. Adieu, Herr Nicola! Senden Sie mir die Note vom letzten Monat.«

»Morgen, wenn Euer Gnaden erlauben, ich empfehle mich gehorsamst.«

Die Dame ging aus dem Gewölbe, warf noch einen freundlichen, wohlwollenden Blick auf den Kleinen, und schlug dann die nächste Straße ein. Der arme Knabe hatte den Kopf sinken lassen, um zwei Thränen abzutrocknen; als er dann sah, daß der Bediente

mit dem Strauche jener Dame folgte und sich immer weiter entfernte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, und sein Gesichtchen nahm einen betrübten Ausdruck an. Dann aber lief er der Dame schnell nach, und da er ihr eben nahe kam, als ihr ein gesticktes Sacktuch entfiel, hob er dasselbe auf und reichte es ihr mit den Worten: „Gnädige Frau! Sie haben Ihr Sacktuch verloren, hier ist es.«

»Ah! das ist brav von dir, lieber Kleiner, du verdienst eine Belohnung. Es ist eine namhafte Summe Geldes in dem Zipfel des Sacktuches eingebunden, und wenn du es behalten hättest —«

»Ich bin ehrlicher Leute Kind, gnädige Frau!«

»Das glaub' ich, aber du bist in der Kälte so leicht gekleidet und mußt frieren. Da nimm diese vier Thaler, und wende sie gut an.«

»Ich danke, gnädige Frau, mein Vater hat mir verboten, Geld anzunehmen, was ich mir nicht verdient habe.«

»Nun was lernst du denn, um dir einst Geld verdienen zu können?«

»Mein Vater ist Maler, aber er kann jetzt nichts mehr arbeiten, weil er blind geworden ist. Mich unterrichtet er aber.«

»Und was malst du denn am liebsten?«

»Blumen, gnädige Frau, schöne Blumen.«

»Ah, darum also stehst du so oft bei dem Laden des Herrn Nicola.«

»Ja,« stotterte der Kleine, und warf einen gierigen, fast zärtlichen Blick auf die Camellia.

»Hast du keine Pflanzen zu deinem Studium?«

»O nein! nur sehr schwer kann mir der Vater Bleistift, Papier und Farben kaufen; denn wir sind sehr arm. Die Blumen sind zu theuer für uns. Darum gehe ich alle Tage zu dem

Blumenhändler, da sehe ich, studiere und male dann aus dem Gedächtniß. Ach! der Winter ist eine schlimme Jahreszeit.«

»Und welche Blumen liebst du denn am meisten?«

»Ich liebe sie alle — alle!« rief der Knabe voll Enthusiasmus, »aber eine, eine hat mich fast närrisch gemacht?«

»Welche?«

»Jene, welche Sie heute eingekauft haben. O, Sie sind sehr glücklich!«

Die Dame fühlte eine jener großmüthigen Aufregungen, welche dem Herzen so wohl thun, ihr Gesicht erheiterte sich, der Gedanke der wohlthätigen Handlung, welche sie im Sinne hatte, malte sich in ihren Zügen. »Es thut mir Leid, lieber Kleiner,« sprach sie nach einer kurzen Pause, »daß ich dir nur einen Augenblick Kummer verursacht habe. Nimm diese Camellia, und bewahre sie zur Erinnerung an mich.«

Auf einen Wink der Dame übergab der Bediente dem Knaben die Vase; dieser konnte kein Wort erwiedern, weinte nur vor Freude und küßte die Blumen, und als er wieder um sich sah, war die Dame verschwunden.

2.

Fünfzehn Jahre nach dieser Begebenheit, welche ich so eben erzählt habe, zog ein Bild, welches bei einem Bilderhändler ausgestellt war, die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich. Dieses Bild stellte ein Gewächshaus vor mit Blumen, Gesträuchen und Früchten aller Art angefüllt. Es war mit bewundernswerther Wahrheit, Reinheit und Kunst ausgeführt. Die Blüthen aller vier Welttheile schienen ihr Schönstes dazu beigetragen zu haben, und darunter las man den Namen des Pepinieristen Nicola.

Jedermann bewunderte den leichten Pinsel des Malers, der die Geheimnisse der Natur so wahr auf die Leinwand hinzauberte, und doch, wenn man das Bild einer jungen Dame betrachtete, wie sie in dem Gewächshause saß und mit Lust eine herrliche Camellia betrachtete, so war man versucht zu glauben, daß dieses Engelsgesicht noch mehr Kunst und Seele des Meisters zeige als die Blumen.

Noch eine dritte Person zog auf diesem Bilde die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf sich. Es war ein Kind, ärmlich gekleidet, welches das Gesicht so fest an die Gläser des Gewächshauses angedrückt hatte, daß sein Hauch die Frostschruden an demselben schmolz.

Nach und nach verlief sich die Menge. Es war 6 Uhr Abends, als ein blasses, leidendes Gesicht vor dem Ausstellungsbureau sich zeigte, und seine ausdrucksvollen Augen auf das Bild heftete.

Ein junger Mann, beiläufig 25 Jahre alt, ging im Ausstellungsbureau mit dem Herrn desselben auf und nieder. „Sehen Sie nur," sagte der Letztere, „da draußen steht eine Dame, welcher Ihr Bild großes Vergnügen zu machen scheint. Der Maler blickte hinaus, trat näher, fühlte sein Herz mächtig pochen, und indem er Thränen in den Augen der Unbekannten bemerkte, öffnete er die Thüre und sprach: „Wollen Sie nicht eintreten und das Bild näher betrachten, welches Ihnen zu gefallen scheint."

Nach kurzem Zaudern trat die Dame ein, setzte sich in den Stuhl, den man ihr anbot, gerade vor das Bild hin, und bemühte sich, einige Thränen in ihrem Sacktuche zu verbergen. Der Maler blieb in der Ferne stehen, und beobachtete die Fremde wohlwollend.

„Die Theilnahme, welche Sie dem Bilde zeigen," sprach er dann, „ist eine Lobrede für den Maler."

„O, mein Herr!“ antwortete sie, „das Talent des Künstlers vereint sich mit einer süßen Erinnerung. Ich glaube, der Maler ist mir nicht unbekannt. Ach! die Zeit hat sich geändert, und ich mit ihr!“ Und bei diesen Worten entschlüpfte ihr ein tiefer Seufzer, und ihre edle, obschon gefurchte Stirn senkte sich in ihre Hand. Der Maler war tief in der Seele bewegt.

„Ich kenne den Maler auch,“ nahm er das Wort, „und wenn Sie ihn zu sehen wünschen —“

„Nein, o nein! Als ich ihn kannte, war ich reich, hübsch, glücklich! jetzt bin ich arm, gealtert und zu Grunde gerichtet. Ihn hat der Himmel beschützt, das war göttliche Gerechtigkeit. Wenn Sie den großen Meister sehen, so sagen Sie ihm nicht, daß eine arme Frau wohl zwanzigmal sein Bild betrachtet hat, um an glücklichere Tage zu denken. O! ich werde noch oft kommen, um diese Camellia zu sehen.“

„Das wird wohl nicht möglich sein; denn das Bild ist verkauft und wird morgen früh abgeholt.“

„Ach, wenn ich noch reich wäre! — Ward es theuer verkauft?“

„Für 2000 Gulden.“

„Das freut mich! Adieu mein Herr! Adieu!“

„Madame! Sie zittern. — Sie wanken. — Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“

„Nein, mein Herr, es ist nichts, — ich bin nur sehr schwach, es wird bald vorüber gehen.“

„Verzeihen Sie, meine Zeit gehört mir.“ Und ohngeachtet des Widerstandes der Frau nahm der Maler seinen Hut und fragte: „Wo wohnen Sie?“

„Ziemlich weit, in der Jakobsvorstadt Nr. 88.“

»In die Jakobsvorstadt Nr. 88,« rief der Maler einem Fiaker zu, hob die Frau hinein und fuhr mit ihr dahin.

»Sie haben vermuthlich viel Unglück erlebt?« fragte er die Dame, nachdem sie sich etwas erholt hatte.

»O ja! ich habe meine ganze Familie verloren, und wurde in einen Prozeß verwickelt, der mein Vermögen aufzehrte. Da ich keine Mittel mehr hatte, mußte ich, so vortheilhaft die Sache auch für mich stand, das weitere Verfechten meiner Rechte aufgeben, und meine Gegner triumphirten, und so bin ich bis zur Armuth herab gesunken. Ich habe früher so viel gegeben, daß ich auf Freunde rechnen konnte, allein der letzte Freund verließ mich mit dem letzten Thaler.«

Der Fiaker hielt. Der Maler half der Dame aus dem Wagen, und empfahl sich mit den Worten: »Wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann, so befehlen Sie mit mir.«

3.

Am nächsten Morgen — es war der Neujahrstag — gegen 11 Uhr Vormittags, weckte ein Zug an ihrer Thürschelle die Frau von S— aus den melancholischen Träumen, denen sie sich überlassen hatte. Diese einst so elegante Frau, die reiche Kundin des Blumenhändlers Nicola, bewohnte eine kleine ärmliche Dachkammer, von Allen verlassen. Erstaunt über einen Besuch, der ihr zu Theil werden sollte, ging sie und öffnete die Thüre. Wie erstaunte sie, als sie den jungen Mann eintreten sah, der sie gestern begleitet hatte, und der eine herrliche hochrothe Camellia in der schönsten Blüthe, in eine Papierdüte gewickelt, in der Hand hielt.

»Madame!« sprach er, „ich habe Ihnen gestern versprechen

müssen, dem Maler nichts von unserer Zusammenkunft zu sagen, ich schwöre Ihnen, daß ich mein Wort gehalten habe.«

»Ich glaube Ihnen,« antwortete Frau von S—, »wollen Sie gütigst eintreten, es ist kalt und ich kann Ihnen wenigstens etwas Wärme bieten.« Der Maler trat in das ärmliche aber reinliche Gemach, seine Prachtblume in der Hand haltend.

Als er sich gesetzt hatte, reichte er der Frau die Camellia mit den Worten: »Sie werden gewiß eine Ihrer alten Bekannten nicht verschmähen, welche zurück kehrt, wenn Sie auch alle Andern verlassen haben.«

»Ich sehe mit Vergnügen diese herrliche Blume, mein Herr, allein ich kann sie nicht annehmen, sie ruft mir eine zu glückliche Vergangenheit in meiner jetzigen traurigen Lage zurück.«

»Wenn der kleine Junge, der von Ihnen vor fünfzehn Jahren einen Camellienstock empfing, Ihr großmüthiges Geschenk zurückgewiesen hätte, so würden Sie sich einer edlen Handlung weniger zu erfreuen haben.«

»Sie wissen die Begebenheit, mein Herr?«

»Nehmen Sie diese Blume, und verweigern Sie nicht das unbedeutende Neujahrsgeschenk des armen Knaben, an dessen Glück Sie einen großen Antheil haben. Sie haben aus dem Lehrling einen anerkannten Künstler gemacht. Der die Camellia im Jahre 1820 von Ihnen erhielt, hat im Jahre 1835 jenes Bild gemalt.«

Die Erstaunte streckte die Hand darnach aus, ihre blassen Wangen rötheten sich. Da sie nicht Worte zur Antwort fand, drückte sie die Blume an ihre Lippen. Da fiel ihr Blick auf ein kleines Röllchen Papier, was bei der Camellia in der Düte steckte. Sie öffnete es und rief, indem sich ihre Augen mit Thränen füll-

ten: »Das ist zu viel, mein Herr, ich nehme kein Almosen, nehmen Sie Ihre Bankbillets zurück.«

„Ohne Sie, gnädige Frau,“ antwortete der Maler, »wäre ich nie geworden, was ich bin. Ich verkaufte mein Blumenbild für 2000 Gulden. Ich bin wohlhabend und brauche dieses Geld nicht. Sie haben mein Glück mit einer Blume gemacht, o könnte ich das Ihrige auch mit dieser Blume machen. Vielleicht gelingt es Ihnen, Ihren Prozeß mit dieser Summe zu gewinnen, wenn dies der Fall ist, dann nehme ich es zurück.«

Und eh noch die Tiefbewegte Worte finden konnte, war der edle Maler schon fort.

Frau von S— gewann wirklich ihren Prozeß; sie stellte das Geliehene zurück, und schrieb auf den Umschlag:

»Dankbarkeit verschönert die Kunst.«



Gedichte

von

Stierle-Holzmeister.

1.

Ein Gleichniß.

Es gleichet des Menschen Gemüth einem Quell;
Ist ruhig sein Spiegel, sein Wasser hell,
So strahlet des heiteren Himmels Lasur,
Das Blümlein am Rande, — die grünende Flur,
Gar treulich im Bilde aus ihm hervor,
Als tauchten sie alle vom Grund empor.

Doch wird seine Fläche vom Sturme bewegt,
Ruht Schlamm auf dem Boden, der aufgeregt —
Gehoben vom wühlenden kreisenden Schwall,
Verunreint des Bornes einst klaren Krystall;
Dann spiegeln sich Himmel — wie Blum' und Flur,
Im trüben Gewässer als Zerrbild nur.

Es klaget so Mancher die Außenwelt an,
Daß Nichts sie zur Freude ihm bieten kann;
Doch, — wäre sein Inners nur ruhig und rein,
Er könnte so glücklich wie Andre sein.

2.

Der Tod des Gerechten.*)

In eines Kerkers Finsterniß begraben,
Zu dem kein Lichtstrahl jemals dringt,
Der Kunde bringt,
Ob Sonne oder Sterne
Das Firmament bezogen haben;
Von Freundes-Trost und Menschen-Hülfe ferne,
Liegt — neben eines Wasserkruges Scherben
Auf faulem Stroh — ein Greis im Sterben.

Was Wenigen die blinde Göttin spendet,
Ein wahres Glück — wie dessen Schein,
War ehmals sein:
Er stand auf einer Stufe,
Wo selbst des Thoren Wünschen endet;
Da trat der Neid ihn unter seine Hufe:
Verkannt, verrathen von geliebten Freunden,
Erlag der Edle seinen Feinden.

---

*) Seitenstück zu dem Gedichte des Verfassers: „Die Stunde der Vergeltung.“ — S. dessen Novellen, Erzählungen und Gedichte, 3. Band, Pag. 100.

Und doch; — gewahrt ihr dieses sanfte Lächeln,
Das um die bleiche Lippe schwebt?
Wie ruhig hebt
Der Busen sich, — als fühle
Sein Herz von Sieges-Palmen-Fächeln
Den Ätherhauch, voll Paradieses-Kühle.
Was sieht der Blick, in dessen matten Strahlen
Sich Glaube — Liebe — Hoffnung malen?

So wißt: er schaut von himmlischen Gestalten
Des Kerkers weiten Raum erfüllt,
Und unverhüllt
Die Sonnenbahn nach oben; —
Sieht Kränze sich entgegenhalten
Von theuren Schatten, früher schon enthoben
Der Erde Schmerz, die harren, voll Entzücken
Mit Himmelskronen ihn zu schmücken.

Und an des Sterbelagers Rande knien
Sie alle, die ihn einst verkannt,
Zu ihm gewandt
Den Blick voll Thränen; —
Zu ihm, der längst verziehen.
Doch seht! wie nun die Seligen gleich Schwänen,
So nach der Heimath zieh'n, die Schwingen heben:
Er hat vollendet, — sie entschweben.



Gedichte

von

Emil.

1.

Der Mysantrop.

Ruhig macht uns der Besitz,
Unbesorgt die Sicherheit.
Zündet hie und da ein Blitz,
Stört er die Gemächlichkeit.

Jeder, den kein Unglück traf,
Legt die Hand gern in den Schooß,
Allzuviele Gunst macht schlaff,
Straflos stets gewissenlos.

Was der Fleiß mit Schweiß bethaut,
Wird den Armen karg gewährt.
Was die Sparsamkeit erbaut,
Wird vom Müßiggang zerstört.

Diesen Quälgeist zu entfernen,
Dürfen wir nicht träge ruh'n,
Reiche müssen darben lernen,
Gütlich sich die Armen thun!

2.

Keine Thermometer mehr.

Wenn ich nach dem Wetter spähe,
Schafft den Thermometer fort.
Börsen sind hier in der Nähe,
Deputirtenkammern dort.

Nicht des Schicksals gold'ne Wage,
Halb Percent macht heiß und kalt.
Schweiß und Frost, des Tages Plage,
Wird notirt für Jung und Alt.

Um die Grade zu bestimmen,
Ob ein Fallen, Steigen nah;
Künden Blicke, leise Stimmen,
Was in aller Welt geschah.

Und das Triebrad der Maschine
Lenkt der Eigennutz so rasch,
Daß Verlust stets im Gewinne,
Heißt mit Recht: Agiotage!

3.

Rebus.

Es werden Fürst und Volk stets mehr getrennt,
Wer nah dem Throne, wird jetzt oft mißachtet,
Die feindlich gegen ihn sich aufgelehnt,
Erblick' ich mancher Orten hochgeachtet.

Vor Zeiten war dies alles umgekehrt.
Den wahren Werth ergründen möcht' ich gerne;
Nicht was die Tagesweisheit schlau uns lehrt,
Doch dunkelt's noch zu sehr auf diesem Sterne.

Seit uns're Erde sich vom Licht' *) getrennt,
Hat sie an Dichtigkeit nicht zugenommen.
La Place, der beider Dunstkreis kennt,
Und wie durch Abkühlung dies so gekomm'n;

Behauptet zwar, daß wir oft sehend blind,
Weil die Planeten es ja klar beweisen,
Daß Jene, die die Sonne fern umkreisen,
Specifisch leichter als die Nahen sind.

---

*) Von der Sonne.

4.

Tagebuch-Blätter.

Am Adriatischen Meere.

1.

Deine Schwäche
Ward belauscht.
Von der Woge
Wild umrauscht,
Steuert sicher
Doch an's Ziel
Der leichte Kiel;
Denn es hilft kein
Mächtig Ringen,
Expansible
Schwache Dünste
Zu bezwingen.

2.

Auch das Eisen
Hör' ich schmollen.
Möcht' als Pflugschar
Gerne dienen;
Doch man kauft nur
Reels und Schienen.
Braucht die Zeit wohl
Solche Schwingen,
Immer Neues
Uns zu bringen?

3.

Alles Nahe
Zu verachten.
Nur das Ferne
Zu beachten.
Zu entfernen
Was uns eigen;
In der Nähe
Dies zu lernen,
Bin ich ferne
Stets geblieben.

5.

Einst und Jetzt.

Allzulicht sind jene Auen!
Dunkle Wälder will ich schauen,
Wo der Ur das Moos durchwühlte,
Wo nach heißer Römerschlacht
Nebelfeuchte Luft mich kühlte.*)

Urbar ist der Wald gemacht.
Auch die Stätte meiner Siege
Dient den Saaten nun als Wiege.**)

*) Die Donauauen.
**) Das Marchfeld bei Wien.

Komm, laß dich dahin geleiten:
Alles setzt' ich dort auf's Spiel.
Doch der Sonne strahlend Licht
Schauten meine Adler nicht.

Schwache Halme zu durchschreiten,
Bietet kein verweg'nes Ziel.
Wälder such' ich und den Ur,
Keine künstliche Natur!

Ein Himmelsmärlein.

Von

Franz Stelzhammer.

Schwül war der Tag. Die Blumen des Feldes lechzen und die Gräser der Haide beugen sich vom Staub gedrückt. Tief auf athmet das regsame Schnittervolk und wischt sich den Schweiß vom braunen Angesicht. Im lassen Wandel fördert sich der Wanderer, und sehnt sich inniger denn je nach der fernen Heimat, wo sein friedliches Haus zwischen schattenreichen Bäumen steht. — Das größere Vieh auf der Huth liegt käuend im Buschwerk hingestreckt, und wehrt von sich den unersättlichen Fliegenschwarm ab; sich selbst ohrschellend lechzen die Lämmer auf offenem Plan; der Chor der Vögel ist verstummt, und öd und schmachtend wie ein ausgebrannter Tempel liegt das Land weit um.

Doch tröstlich ihr Thierlein, tröstlich ihr Blumen und Gräser, und ihr duldenden Menschen allzumal! Tröstlich! seht wie es im Westen dort gleich einem mächtigen Wolkengebirge sich

thürmet; leuchtend ist der Saum seines Hauptes, tiefblau und dunkel seine Mitte, und der Grund, worauf es steht, ist schwarz. Ho, wie er wächst, der Riese, wie unverzagt sein geharnischt Haupt den Pfeilern der Sonne entgegen trotzet; wie sein bleigrauer Mantel sich dehnt durch die Himmelsbläue; wie er funkelnde Blicke schießt, wie sein grollendes Wort, sein mächtiger Fußtritt dumpf hallet durch das weite Himmelsgewölbe! Seht, schon kämpfet er mit Phöbus, dem Lichtgebornen, dessen flammende Pfeile scharf nieder hageln auf sein Schlachtgewand; sein Helmbusch lodert in heller Glut, entzunden vom Flammenschild des raschen Sonnengottes; doch vergebens; mit hochgeschwungener Keule zertrümmert der Furchtbare des Gottes Schild, daß Himmel und Erde aufleuchten in jähem Gewitterschein; zahllos wachsen des schwarzen Würgers Schaaren aus dem Grunde des Meeres empor; ihre Rosse dampfen und stampfen, daß die Lüfte dröhnen und die Bäume des Waldes erbeben; die goldbepanzerten Streiter des Gottes werden überwältigt und sinken, und ein Restchen entflieht in eiligem Jagen ostwärts nach der flammenden Sonnenburg — die Schwarzen nach mit wildem Rasen, daß die zertretenen Lüfte heulen, daß die schlummernde See aufschäumt und die friedliche Waldung wimmert! —

Darauf wird die Sonnenburg mit feuriger Kugel bespielet und mit prasselnden Kränzen bedroht, daß das Gemäuer kracht; zum Sturme singen die Schwarzen einen gräßlichen Schlachtgesang, und zermalmen die zackigen Felsenwände — des Daches Sparren, die Säulen der Wände werden versengt und die Burg verwüstet bis in den Grund. Sieh! dort lodert ein Pfeiler — die tausendjährige Eiche — Roß und Reiter triefen von Schaum und Schweiß, daß die geblähten Wolken bersten, und ihre Flut fast das Land ertränkt. — Der Kampf ist vollendet. — Da jauch-

zen die schwarzen Sieger die Triumph-Hymne, daß die Erde erschaudert und die Vesten des Himmels zittern. —

Ausgehaucht ist des Herzens Grimm und mählig auch verhallet der Jubel; die meisten der Kämpfer strecken sich ausruhend nieder über das weite Himmelsgefild, nur einzelne kühne Truppe streifen Beute suchend über die Wahlstatt, und zücken das Schwert zum Todesstoß über die annoch Lechzenden da und dort, schmücken sich mit den goldenen Ringen und Ketten derselben, tauschen ihre finsteren Waffen um gegen das schimmernde Wehrgehäng, traben dann zurück im eitlen Prunk zu den Ihrigen, und sinken gleichfalls auf die breiten Kissen der Ruh, nichts ahnend und nichts träumend von dem, was geschehen könnte und bald geschieht. —

Seht, im Westen wird es hell und heller, der weisere Sonnengott tritt sacht und lauschend aus dem Hinterhalt, den er im tollen Gedränge gesucht hatte; er winkt mit seinem Heldenaug' die ringsum zerstreuten Seinen zusammen, und sie eilen auf schimmerndem Lämmergewölk, seinem Winke folgsam, schnell und geräuschlos heran; mit leisem Ruck entblößen sie ihre Schwerter, daß die Erde im fröhlichen Wiederschein funkelt. — Der Gott ist wiedererstanden! jubelt es durch die Regionen, er rüstet sich, die Schmach zu rächen! — Des Menschen zages Herz schlägt dem Wiedererstandenen freudig entgegen; die Blumen und Gräser nicken ihm heiteren Gruß; die verstummten Vögel des Waldes erwachen wieder, und die muntere Schwalbe schwirrt spionirend durch die Lüfte, und verkündigt der leuchtenden Schaar den günstigen Augenblick zum Wiederangriff.

Der Gott hört es, und muthig und rasch sprengt er vor — sein zerborstener Schild ist wieder geschmiedet und blank; er schwingt ihn und sein Racheschwert, daß die Wolken aufflammen und die Häupter der Berge erglühen, und hui, geht's fort in hur-

tigem Flug über die schwebenden Nebelbrücken im hohen Himmelsraum, — das flüchtigste Aug' vermag nicht dem eilenden Sonnengott zu folgen! — Schon ist er dort, wo die schwarzen Würger in üppigen Träumen schwelgen, — erst steht er und überblickt den Haufen, dann winkt er den Seinen, und auf den Wink stürzen sie hin über die Schläfer, und ertränken sie im Meere ihrer Strahlen; kein Getöse, kein Schlachtlärm wird gehört, nur emporringen siehst du manchen Starken, wie sich in Brünsten der Qualm emporringt durch die Flammen. Vergebens! Der Gott siegt, und die Freudenröthe seiner Wangen verherrlicht den Himmel und verklärt die Erde; Schwalben und Lerchen taumeln jubilirend dem Sieger entgegen, und der tausendstimmige Chor der andern Vögel schallet ihm Preis entgegen; die Blumen streuen ihm süßen Duft, und dem Wald entschwingt sich ein leiser Hall der Verwunderung; die lebenden Wesen athmen so leicht und empfinden so wonnig, und des Menschen Herz, von diesem Schauspiel ermuntert und ermuthigt, hofft auf — daß gleicher Weise auch einst das Licht der Wahrheit siegen werde über die Finsterniß des Wahns.

Noris.

Erzählung.

Von

Josephine von Németházy.

Die Sonne verschwand, die Blumen schlossen ihre Kelche und die Luft war ganz von jenen süßen Düften erfüllt, welche die Gewächse aller Art an schönen Abenden im Hochsommer aushauchen. Zwei Männer durchschritten im lebhaften Gespräche das parkähnliche Wäldchen bei Mareuil. An den, der schönen Ansicht wegen gelichteten Stellen erblickte man die großartigen, im neuen Style aufgeführten Gebäude des Schlosses Mareuil, nach welchem der Jüngere der beiden Wandernden, der eine Mappe unter dem Arme trug, mit Bewunderung blickte.

»Wie reich, wie geschmackvoll, Doctor,« rief er. »Es muß ein Vergnügen sein, einen Sommer hier zuzubringen, die Gegend ist reizend, für die Jagd günstig und mich würde die schöne Menschenrace mit ihrer pittoresken Tracht vor Allem anziehen.«

„Sie haben Recht," sagte Doctor la Grange, „die Gegend gleicht einem Paradiese."

„Und alle diese weitläufigen Besitzungen, dem Marquisate von Mareuil gehörend, sind nun das Eigenthum meines Freundes Maucourt."

„Ja, mein Herr. Kennen Sie Herrn Robert Maucourt schon lange?"

„Erst vergangenen Winter lernt' ich ihn in Paris kennen. Da lud er mich ein, nach Mareuil zu kommen; er wünscht, daß ich ihn in Lebensgröße male, und desgleichen seine Eltern nach ein paar alten verwitterten Gemälden copire."

„So, so."

„Sagen Sie mir doch, warum Maucourt mich nicht selbst zum Marquis, zu Herrn v. Noris, begleiten will. Ich gestehe, daß ich mich ein wenig vor dem Empfange des menschenfeindlichen Sonderlings fürchte. Und da Maucourt's Vater ein Jugendfreund des alten Marquis war, und diesem die wichtigsten Dienste leistete, — so erzählte mir der Sohn — da Robert und Noris Jugendgespielen waren, würde es freundlich und mir vortheilhaft sein, wenn er selbst mich vorgestellt hätte."

„Wer weiß!"

„Ist Ihnen der Marquis schon persönlich bekannt, lieber Doctor?"

„Ich habe ihn als Kind auf den Armen getragen."

„Wie? Ach, entschuldigen Sie! dann gilt mir's gleich. — Sagen Sie mir gefälligst, wie kam Maucourt in den Besitz der Güter seines Freundes."

„Sie wollen sagen: seines Herrn; Pierre Maucourt war der Intendant der Familie Noris."

„Ach! davon hat mir Robert nichts gesagt."

„Sie werden wohl thun, ihn nicht daran zu erinnern; er hört es nicht gern.“

„Ich habe mir sein Verhältniß zu dem Marquis nie erklären können. Als ich fragte, warum sie sich nie sähen, da sie doch so nahe...... erwiderte er mir mit innigem Bedauern, Herr von Noris sei trotz der glänzenden Gaben, womit ihn die Natur beschenkt, stets grenzenlos leichtsinnig und stolz gewesen. Diese beiden Fehler seien Schuld an dem Verfalle seines Vermögens, seiner Gesundheit, er sei zu einem gewöhnlichen Wüstling herabgesunken, und nun, aus Mangel, gezwungen, auf seinem alten Castell Noris zu leben, kenne er keine Schranken in seinem wilden Menschenhasse.“

La Grange blickte einige Augenblicke gegen Himmel. „Ja,“ sagte er endlich, „einige Wahrheit liegt in Maucourt's Worten, aber waren Sie je so glücklich, einen Menschen zu finden, welchen die Natur ohne Fehler schuf? Leichtsinnig und stolz! Ersterer ist ein Jugend-, letzterer ein Familienfehler.“

„Da Sie den Marquis so gut kennen,“ entgegnete St. Herminie, „bin ich beruhigt, und hoffe die alte Burg Noris betreten zu dürfen, ohne erschossen oder von Hunden zerrissen zu werden.“

„Wer hat Sie so etwas befürchten lassen?“

„Maucourt, der kaum solch' einem Schicksale entging, obgleich er der Jugendfreund des Marquis ist. Aber die Anfälle von Spleen.“

„Lernen Sie die Menschen, welche Sie beurtheilen wollen, selbst kennen; man darf nie nach den Worten eines Dritten Schlüsse ziehen.“

„Ach!“ rief St. Herminie, „welch' eine schöne gothische Capelle.“

„Es ist die Gruft der Maucourt's," sagte la Grange, „Robert hat sie bauen lassen."

Sie näherten sich dem reichen, zierlichen Gebäude, als sich nahe an der Mauer desselben, aus dem Gebüsche die greise Gestalt eines Mannes erhob. Derselbe war in einen abgetragenen grünen Jagdrock gekleidet, seine weißen Haare unbedeckt, und in den Händen trug er ein Bündel Kräuter. Die etwas unheimliche Erscheinung grüßte freundlich nickend, als von der entgegengesetzten Seite rasche Schritte gehört wurden, welche aber der Gehende beim Anblicke von Leuten mäßigte.

„Ach, Herr Maucourt," sagte der Maler, „Sie treffen uns eben auf dem Wege nach dem verwünschten Schlosse."

„Ihre Wahl, mein Freund, eine Künstlergrille!" — Der so sprach, war ein Mann in der Blüthe der Jahre. Sein Äußeres ziemlich nichtssagend, bis auf das Auge, welches scharf, durchdringend blickte, und sich dann meist wie sinnend zu Boden senkte.

„Aber, lieber Freund," entgegnete St. Herminie, „Sie wissen, daß ich mir um jeden Preis eine Copie von dem Portrait der schönen Herzogin für mein historisches Bild verschaffen muß, und nirgend als in der Ahnengallerie des Herrn Marquis weiß ich's zu finden."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß das alte Steinnest einen Gegenstand enthielte, welcher für einen Elegant wie Sie Werth haben könnte."

„Woraus kann die Kunst die Historienmalerei besser schöpfen, als aus der Geschichte."

„Ich kümmere mich nur um die Geschichte," sagte Maucourt nachlässig, „um Vergleiche mit der Gegenwart anzustellen, und meine Überzeugung zu befestigen, daß alle Institutionen der Vergangenheit nichts taugen."

„Muß Alles gestürzt werden?“

„Ein Mensch taugt so viel als der Andere. Warum soll der Eine einen Palast bewohnen, der Andere eine Hütte? — Nichts gilt als Genie! Ja, Geist, Kunst! das sind die Götter unserer Zeit.“ —

„Sagen Sie lieber Industrie, Combination. Auch werden wir nur dann am Ziele der Vollkommenheit stehen, wenn alle feudalistischen Erinnerungen verlöscht, ausgerottet sind.“

„Aber das Alterthum, das Mittelalter bieten doch die Beispiele höchsten Heldenmuthes, und die Romantik hat mit den Troubadours aufgehört.“

„Wozu brauchten wir sie? Ach,“ fügte Maucourt hinzu, den alten Mann gewahrend, „sieh da, unser ehemaliger Forstwart, guten Abend, Laurent.“

„Nein,“ murrte Laurent, „nicht Euer Forstwärter; jener des Hauses Noris.“

„Der gute Mann,“ fuhr Robert Maucourt fort, „hat wahrscheinlich an der Gruft meiner Väter gebetet. Mein Vater im Paradiese, er war der Wohlthäter, der Abgott der Landleute seiner Unterthanen.“

„Die alte Wucherseele, die Gott verdamme,“ sagte der alte Grünrock, in dessen Augen es zu leuchten begann. „Und seine Väter! War unser alter Intendant mehrfach? Es ist nur Einer in der gestohlenen Erde mit seinem Weibe hier begraben.“

Maucourt's gleichgiltiges Gesicht verzog sich nur eine Secunde. „Entschuldigen Sie den Greis,“ sagte er. „Eine Kugel hat vor Jahren den Kopf gestreift, und sein Hirnkasten kann sich noch immer nicht davon erholen. Übrigens,“ setzte er etwas wärmer hinzu, „sollte man Verrückte nicht so allein in der Welt

umher streifen lassen. Wenn man ihn allein begegnet, Gott weiß, wessen er fähig ist.« —

Laurent suchte im Gebüsche seine Kappe, und als er sie aufgesetzt, entfernte er sich langsam brummend, und mit finstern Blicken zurücksehend.

»Nun St. Herminie,« begann Maucourt, »wann werden Sie mit meinen Familienbildern anfangen? Ich lasse meinen Saal im Renaissance-Geschmack dazu einrichten.«

»Ach, mit den zwei, drei Stücken werde ich schnell fertig sein!«

»Doctor! — St. Herminie, entschuldigen Sie, ich muß dem Doctor nur ein paar Worte sagen.«

»Zu Ihrem Befehl, Herr Maucourt.«

»Hören Sie, la Grange, da meine liebe Schwester mir ihren Aufenthaltsort in Paris nicht nennen will, was mich übrigens auch wenig beschäftigt, und sie ihre Pension durch Sie bezieht, lassen Sie sie gefälligst wissen, daß sie in Zukunft sich wohl mit weniger begnügen könne. Der Schlösserbau, das Adelsdiplom, welches ich jeden Tag erwarte, das kostet, lieber Freund; ein einfaches Mädchen, wie Sophie, muß sich behelfen können.«

»Fräulein Maucourt erhält nur 6000 Francs jährliche Rente, mein Herr, und da sie außerdem nach des so reichen Vaters Tode kein Erbtheil erhielt —«

»Hat sie Ansprüche? — Der Vater reich? — Nun, wenn sich in letzter Zeit ein bedeutendes Vermögen fand, so hatte ich es hauptsächlich miterwerben helfen. Sophie hat keinen Theil daran. Was ich ihr gebe, ist freier Wille, reine Großmuth. Ich, der ich selbst einen Namen, ein Haus gründe, ich kann nicht mehr thun. — Im Gegentheile könnte sie zum Ruhme der Familie —«

„Aber Fräulein Sophie könnte heirathen, und auch Familie haben wollen.“

„Unmöglich, nein, la Grange, das kann, das darf nicht sein. Wo ist sie? Man beschwatzt sie vielleicht. Sophie hat nun sieben- bis achtundzwanzig Jahre; ich werde es aber hindern!“

„Aber Herr Maucourt, es war ja nur eine Idee von mir. Ich weiß von nichts.“

„Was Sie auch für Ideen haben,“ sagte Robert, sich mit seinem ostindischen Sacktuch den Schweiß von der Stirne wischend. „In welche Angst haben Sie mich über die Zukunft meiner Schwester versetzt. Sie wissen, wie wunderlich sie immer wird, daß sie durchaus nicht zum heirathen taugt, und daß sie selbst mehrmals erklärte, frei bleiben zu wollen, und ihre Versicherung, daß sie in Paris bei ruhigen Leuten eingezogen lebe, beruhigte mich.“

„Seien Sie auch ferner ruhig, Herr Maucourt, und lassen Sie Ihrer Schwester die kleine Rente, sie könnte unzufrieden werden.“

„Nun ich will sehen, was ich thun kann.“ Er wandte sich an den Maler. „Ich will Sie nicht aufhalten, lieber Freund, grüßen Sie Herrn von Noris bestens von mir, und kommen Sie Beide zum Souper nach Mareuil zurück.“

Er entfernte sich grüßend.

St. Herminie fragte den Doctor, ob Maucourt daran denke, sich zu verheirathen; er hatte beide im Gespräche den Namen Sophie nennen hören.

„Möglich,“ antwortete la Grange, „daß er heirathe, aber er findet schwer, was er sucht, seine Gemahlin soll von gutem Hause und reich sein, Sophie, von welcher wir sprachen, ist seine Schwester.“

„Ach, das Kind, welches ich im neuen Schlosse in Miniatur gemalt sah. Ein liebliches Köpfchen, welches, wie Robert sagt, höchst überspannt und excentrisch wurde. Wo lebt diese Sophie?“

„Entschuldigen Sie, ich will nicht lügen, Sophie, nicht im besten Einvernehmen mit ihrem Bruder, wünscht, daß ihr Aufenthalt unbekannt bleibe, und da sie ihre Pension durch mich bezieht, mußte ich mein Ehrenwort geben, darüber zu schweigen.“

St. Herminie verbeugte sich und fragte, ob der alte Mann von vorhin wirklich wahnsinnig sei.

„Er ist ganz vernünftig, wenn man ihn nicht zum Zorne reizt.“

„Aber Niemand reizte ihn. Sagen Sie mir, lieber Freund, wie Maucourt zu den Leuten in der Gegend hier steht. Ich sprach mehre, und obgleich sie sich vielleicht, mir mißtrauend, nicht deutlich äußerten, scheint es mir doch, als sei er nicht beliebt.“

„Nehmen Sie, was ich sage, nicht als meine feste Überzeugung, ich behalte dergleichen für mich; allein die Unterthanen und alten Diener des Noris meinen, der ehemalige Intendant und Günstling des alten Marquis habe dessen Vertrauen mißbraucht, und auf schlaue Art den Untergang des Hauses herbeigeführt. Sie meinen, nach dem Tode des Marquis habe er als Vormund, und sein Sohn als Spielgenosse, alles gethan, um den jungen Erben zu einem müßigen, leichtfertigen Leben zu verleiten, seine Erziehung vernachlässigt, und dann erst die Maske liebevoller, dienstfertiger Freundschaft von sich geworfen, als alle Besitzungen und die ganze Schuldenlast des jungen Marquis in ihren Händen waren. So meinen die Leute hier herum, und der alte Forstwart, welcher nun Haushofmeister, Kammerdiener, Stallmeister, kurz, einen jungen Burschen ausgenommen, die ganze

Dienerschaft des Herrn Marquis repräsentirt, dieser hat das Unglück, in eine Art von Wuth zu kommen, so oft er Maucourt erblickt. Es ist wahr, daß sein Kopf in Folge eines Streifschusses geschwächt worden, und er nicht die Kraft besitzt, seine Gedanken zu verbergen. Es wäre gut, wenn diese Kraft auch andern mangelte.« —

»Hier ist Noris,« sagte la Grange, da sie an einen Ausgang des Wäldchens gelangten, und vor ihnen lag, von mäßigen, dunkelgrünen Bergen dicht umgrenzt, ein altes, zum Theil verfallenes Schloß, mit spitzen Thürmen, hohen Bogenfenstern und Erkern. Ein kleiner See vor demselben gab in ungewissem Wiederscheine der Abenddämmerung das Bild der verfallenden Größe wieder.

„Ich gestehe, daß ich mich eingeschüchtert fühle,“ sagte St. Herminie halb leise. — „Wie kann nur der Marquis hier wohnen bleiben?«

»Maucourt liebt es nicht, wenn man Tancred von Noris Marquis nennt. Er hat das ganze Marquisat an sich gebracht, versteht sich, ohne den Titel, aber es ärgert ihn, daß ein Anderer den Namen seiner Besitzungen führt. Er würde viel geben, Noris von hier zu vertreiben, obgleich er selbst ihm keine andere Stätte ließ.«

„Die ganze Sache dünkt mich nicht geheuer. Sagen Sie Alles, Doctor, — mich bindet an Maucourt nur flüchtige Bekanntschaft, und ich denke, daß ich nicht lange sein Gast bleiben werde.«

»Nun denn, sagte ich zu viel, kann ich es doch nicht mehr zurück nehmen. Man sagt, daß die Maucourt's Alles thaten, um in Paris den Credit, den guten Ruf des Marquis zu vernichten, damit man sich von ihm zurückziehe, und er ausschließ-

lich in ihren Händen bleibe. Leider that sein Leichtsinn ihnen hierbei gute Dienste, aber wessen Schuld war auch das?«

»Und bleibt Herrn v. Noris kein Mittel übrig, sich eine bessere Zukunft zu gründen?«

»Lieber Freund, man ließ ihn so wenig als möglich lernen, und das Gefühl seiner unterdrückten Talente, seines vernachlässigten Geistes quält ihn vielleicht mehr, als der schlau entzogene Glanz und Reichthum.«

Sie betraten das Schloß. Im Hofraum war es leer, kühl, hier und da wuchs Gras. Sie traten an eine halb geöffnete Thüre, es war eine niedere Zelle, welche ein edles arabisches Roß, den letzten Rest von des Marquis elegantem Haushalte, beherbergte. Ein junger Bauer fütterte das Pferd.

»Ich werde Sie dem gnädigen Herren melden,« rief Laurent, welcher von dem alten gewölbten Säulengange herab sah. Er fuhr in eine alte Livree von zweifelhafter Farbe, und deutete den Untenstehenden den Weg über eine in Stein gehauene Treppe an.

»Ich glaube mich wahrhaft in einen Roman versetzt,« sagte der Maler, als er die düsteren Gemächer mit verblichenen Tapeten und Schildereien, sammt dem ganzen Anhang von Vernachlässigung und kahler Armuth sah. »Aber,« setzte er hinzu, »ich begreife, daß der stolze Sprößling der Noris hier nicht gerne Fremde empfängt, und ich bereue es, hier eingedrungen zu sein.«

Herr von Noris ließ nicht lange warten. St. Herminie konnte sich nicht enthalten, ihn beinahe mit den Blicken zu verschlingen, da er so viel Sonderbares und Widersprechendes über ihn gehört. Der Marquis mochte fünf- bis sechsunddreißig Jahre zählen. Seine Züge waren fein, edel, etwas scharf, ausgezehrt

und bleich. Auge, Haar und Bart schwarz, die Gestalt schlank, doch trug die ganze Erscheinung das Gepräge der Müdigkeit.

St. Herminie stammelte eine Entschuldigung.

„Lassen Sie das,“ antwortete Herr v. Noris, „wer von meinem Freunde la Grange gebracht wird, ist mir willkommen.“ Er warf sich auf ein altes, mit Leder überspanntes Ruhebett, und deutete seinen Gästen, ein Gleiches zu thun.

„Sie kommen von Mareuil?“

„Ja,“ fiel der Doctor ein, „Herr St. Herminie ist von Maucourt, welchen er erst seit kurzer Zeit kennt, dahin geladen.“

„Sehr viel Heldenmuth, das heißt, zu mir zu kommen. Denn Herr Maucourt hat Ihnen ohne Zweifel gesagt, daß mein alter Laurent wahnsinnig ist, ich besessen bin, kurz, das alte Steinnest von Narren bewohnt sei, und daß ich die Leute erschieße, die mein Hund nicht zerreißt. Ach, läugnen Sie es nicht.“

„Nun, es ist allerdings, — aber ich bin — ich habe die Bitte an Sie, Herr Marquis, das Portrait Ihrer Frau Urgroßmutter copiren zu dürfen.“

„Und aus Liebe zur Kunst stürzten sie sich in solche Gefahr. Copiren Sie indessen so viel und so lange es Sie freut. Ich bin schon lange nicht mehr so glücklich, irgend Jemand gefällig sein zu können.“

St. Herminie holte Athem. Die Ruhe und Unbefangenheit des Marquis befreiten ihn allmälig von seiner Verlegenheit.

„Werden Sie auch den nächsten Winter hier zubringen, Herr Marquis?“ fragte der Doctor.

„Wahrscheinlich; gewiß hat Maucourt den Wunsch blicken lassen, daß ich gehe. Nicht? Er wünscht auch diese Ruine umzubauen und mit seinem künftigen Wappen zu zieren. Aber

das soll er nicht. Entschuldigen Sie, mein Herr," wendete er sich an St. Herminie, „daß ich mit dem Doctor solche Dinge plaudere. Kommen Sie, so oft es Ihnen beliebt. Ich werde um Ihretwillen bedauern, daß meine Keller mit Schutt angefüllt sind, und ich keinen andern Koch habe, als meinen alten Laurent."

„Ach, mein Gott," seufzte la Grange.

„Warum sagen Sie das so bedauernd? Laurent wiegt ein Haus voll unnützer Schlingels auf. Sie können nicht denken, wie aufmerksam ich bedient werde. Ich staune, daß er, — Sie kennen, wie gering meine Mittel sind, daß er meinen Haushalt mit allem Nöthigen, selbst mit manchen Bequemlichkeiten versieht. Er hat mein Schlafzimmer mit schönen, neuen Tapisserien versehen. Meine Wäsche ist fein und schön. Meine Garderobe stets nach dem neuesten Geschmacke. Für die Küche, Wein, Wild und Fische ist bestens gesorgt. Sagen Sie, la Grange, ist er nicht ein Zauberer? Auch läßt er die neuesten Bücher von Paris kommen; da zieht er aber gewiß Sie, Doctor, zu Rathe, denn der alte Jäger kann kaum lesen, also wäre es wunderbar, ihm die so fein gewählte Lectüre zuzuschreiben. Bekennen Sie nun?"

La Grange verbeugte sich, einige Worte murmelnd, die Herr Noris für ein Eingeständniß nahm.

St. Herminie war beruhigt. Er fand den Marquis höflich, würdevoll und durchaus ohne Bitterkeit, und ohne sich seiner ärmlichen Lage zu schämen, wie es bei reich gewesenen Emporkömmlingen meist der Fall ist. Es dunkelte; Noris scherzte über einen alten eisernen Armleuchter, welchen Laurent mit ein paar Kerzen besteckt, auf den Tisch stellte. Als la Grange und St. Herminie sich empfahlen, begleitete sie der Marquis an das Thor, wo ein großer, zottiger Hund an ihn aufsprang und die mächtigen Tatzen auf seine Schultern legte. „Mein ein-

ziger Freund," sagte Noris, fügte aber, als la Grange ihn ansah, hinzu: „Sie sehen, daß ich schlechten Witz mache, denn hier steht Doctor l'a Grange, und dort hinkt Laurent." Er drückte la Grange die Hand, grüßte St. Herminie, rief seinen Hund und kehrte ins Schloß zurück.

Schweigend gingen beide einige Zeit, dann sah der Maler nach dem Schlosse zurück. Der Mond spiegelte sich im See, und warf seine lichten Strahlen auf das graue Castell.

„Ich werde oft von der Erlaubniß des Marquis Gebrauch machen," sagte St. Herminie. „Aber, — sehen Sie doch, la Grange, dort am Saume des Waldes, auf dem bemoosten Felsstück, sitzt eine weiße Gestalt, eine weibliche, ganz gewiß, — sehen Sie, ganz unbeweglich scheint sie nach dem erleuchteten Bogenfenster des alten Schlosses zu sehen."

„Warum nicht gar!"

„Doctor, Sie müssen blind sein, wenn Sie das nicht sehen!"

„Ich für meinen Theil sehe nichts, und will mich auch nicht im Walde verspäten. Kommen Sie nur. Maucourt wird böse, wenn wir ihn warten lassen." Der Doctor schien verdrießlich und beschleunigte seine Schritte. Der Maler folgte ihm, und in weniger als einer halben Stunde hatten sie Mareuil erreicht.

Die weißen Statuen des wohlgepflegten Parkes schienen im Mondlichte von ihren Piedestals herab zu nicken. Der Duft der seltensten Blumen, die nach alter Weise symmetrisch geschnittenen Taxushecken, die Wasserkünste des Bassins, mit ihren großen Goldfischen, und im Hintergrunde das schöne, größtentheils erleuchtete Schloß, dies alles hätte des Gastes Aufmerksamkeit angezogen, aber er dachte an den ehemaligen Eigenthümer, den eingebornen Gebieter dieser Herrlichkeiten, und er fühlte sich beklom-

men, wenn er dachte, daß er nun vor Maucourt treten würde. Dieser saß im Saale, an einer reich besetzten Tafel.

„Nun, kommt Ihr endlich!" rief er. „Ich dachte schon, Herrn v. Noris ohne Zweifel glänzende Bewirthung habe Euch abspänstig gemacht."

Maucourt war erhitzt, die Beleidigung, welche ihm der alte Laurent in Gegenwart eines Fremden zugefügt, wirkte nachhaltig, obgleich er sich im ersten Augenblicke beherrscht hatte.

Der Genuß der feurigen Weine, die er nun den Gästen bot, und denen er sich höchst selten hingab, entfesselte seine Zunge mehr, als es sonst geschah, und die menschenfreundliche Schonung, das innige Bedauern über den moralischen und materiellen Sturz seines Jugendfreundes wurde heute nicht, wie gewöhnlich, zur Schau getragen.

„Nun, St. Herminie," sagte er, als dieser und la Grange Platz genommen, „es freut mich, Sie noch am Leben zu sehen. Haben Sie die Erlaubniß erhalten, die Sprachwerke von Noris benützen zu dürfen?"

„Allerdings, Herr Maucourt; Ihr furchtbarer Marquis hat uns aber sehr artig empfangen und entlassen."

„Der arme Teufel. Es freut mich, daß Sie ihn nicht in seinen Paroxysmen sahen. — Glauben Sie nicht auch, Doctor, daß es eigentlich meine Schuldigkeit wäre, für ihn Sorge zu tragen, damit er sich und Anderen unschädlich würde."

„Wie glauben Sie, mein Herr?"

„Nun, daß er an Verstandeszerrüttung leidet, so gut als der alte Narr, welchem Sie heute begegneten."

„Ah, das müßte zuerst erwiesen werden."

„O, wenn ich Zeugen bringe, daß er gewaltthätige, unsinnige Handlungen begehen wollte."

„Und Sie könnten noch weiter gehen?“ rief la Grange, die Hände faltend.

„Und wie weit bin ich gegangen, mein Herr, wenn's beliebt? Schließen auch Sie sich an die bösen Zungen meiner Neider an? — Was that ich? War's unsere Schuld, meines Vaters und meine, daß unser Mündel nichts taugte? Haben wir nicht all' das Unsere aufgeopfert, um seine Thorheiten und Launen zu befriedigen? Ist nicht Alles rechtmäßig, gesetzlich unser geworden? Wer kann das Gegentheil behaupten?“

„Niemand, Herr Maucourt; beruhigen Sie sich, das Gesetz kann Ihnen nichts anhaben.“

„Und was sonst noch für unheimliche Dinge in Noris vorgehen! Nun, das alte Schloß hat sich Tancred ausbedungen, und ich weiß, daß eine weiße Person nächtlicher Weile dort umher streift, auf meinem Territorium, daß sie nach dem chinesischen Pavillon verschwindet; Gott weiß, was man gegen mich anspinnt. Ich habe von dem unverschämten Schlingel Laurent den Schlüssel von dem Pavillon fordern lassen, und er ließ mir sagen, der Pavillon gehöre seit undenklichen Zeiten zum Castell Noris, und da der Herr Marquis noch Herr desselben, bleibe auch der Pavillon sein Eigenthum! Ich gehe nie mehr nach Noris, ich habe es verschworen, sonst würde ich mir vom Herrn v. Noris selbst die Erklärung ausbitten.“

„Ach, legen Sie doch nicht so viel Werth auf solche Kleinigkeiten, die ein Irrthum, eine Klatscherei sein können,“ meinte der Doctor.

Maucourt aber fuhr fort, sich bitter zu beklagen, wie ungerecht man hier gegen ihn sei, und wie das einfältige Volk noch immer an dem Namen und den Erinnerungen der alten Familie hänge.

Als er bemerkte, daß seine Zuhörer wenig erwiederten und trübe vor sich hin sahen, hob er die Tafel auf, und man ging zu Bette. —

Herr von Noris stand auf dem Söller seines Schlosses, und sah, an einen Pfeiler gelehnt, hinab, ob St. Herminie, welchen er im Laufe von wenigen Wochen lieb gewonnen, nicht käme. —

Plötzlich schlug Hector, der Hund, an, und der junge Maler trat aus dem Gebüsche, und bald zu dem Harrenden.

„Endlich," rief der Marquis. „Beeilen Sie sich doch gefälligst, junger Freund, denken Sie, daß ich als Einsiedler und Gefangener lebe. Ich verlasse das Haus so selten, denn ich liebe es eben so wenig, bedauert als gehöhnt zu werden."

„Darf ich bitten, mich anzuhören?"

„Sie haben mir Etwas von Wichtigkeit zu sagen!"

„Wie man's nimmt, Herr Marquis. Es widert mich an, eine zweideutige, doppelzüngige Rolle zu spielen; aber Sie selbst wollten nicht, daß ich mit Maucourt breche, und mir gab er keine persönliche Veranlassung. Ich unterrichtete Sie von dem schlechten Streiche, an welchem ich verkappt Theil nehmen sollte, nämlich mit ihm und einem Diener herzukommen, und Sie zum Zorne, zu gewaltthätiger Handlung zu reizen, wovon ich und sein Bedienter Zeugen sein sollten; das war der Plan, welchen ich, so fein verhüllt er mir ihn vortrug, durchsah, und durch meine Weigerung vereitelte. Nun that er mir noch einen Vorschlag."

„Welchen denn?"

„Er will die weiße Dame kennen lernen, die auch Ihnen ein Räthsel ist. Da er aber selbst nicht gerne auf Abenteuer aus-

zieht, hat er mich damit beauftragt. Ich aber werde Nichts gegen Ihren Willen thun, Herr Marquis.«

»Ich, lieber Freund, will selbst von der Partie sein. — Sie wissen, daß ich erst seit Kurzem die geheimnißvolle Gestalt gewahrte; da ich von Ihnen hörte, daß sie sich am Ende ihrer nächtlichen Promenade stets in den chinesischen Pavillon zurückzieht, begehrte ich den Schlüssel zu demselben von Laurent, der ihn mit einer Hartnäckigkeit weigerte, die mir beinahe verdächtig würde, kennete ich nicht die Treue und Ergebenheit des armen Alten.«

»Also doch!«

»Da fortgesetzter Widerspruch und Strenge seinen Zustand stets verschlimmern, drang ich nicht weiter in ihn. Ich fand in einem alten Bureau meiner Mutter manche Schlüssel, welche sämmtliche Lusthäuser öffnen, und wir Beide wollen nächste Nacht das Abenteuer im Pavillon bestehen. Aber Ihr Ehrenwort, daß Sie bis dahin gegen Jedermann schweigen.«

„Ich werde Ihrem Wunsche genügen, Herr Marquis. Auch gegen Maucourt.«

»Nein, das verlange ich nicht. Da Maucourt Sie hierzu aufforderte, und die weiße Erscheinung ihn beunruhigt, mögen Sie ihn von Allem genau in Kenntniß setzen, was wir dort finden werden. Ich wette, es ist nur eine unbedeutende Grille des alten Laurent, der dort vielleicht einen heimlichen Gehilfen verbirgt.«

„Sie können wohl recht haben! Ach wenn Sie wüßten, wie ich meine Arbeiten in Mareuil beeile, um von Maucourt los zu kommen! — Wie traurig ist es, kein Vermögen zu haben und die Kunst an verächtliche Menschen verhandeln zu müssen!«

»Lassen Sie das! Maucourt ist ein Elender, ein Undank-

barer. Er gleicht seinem Vater. Das ist aber kein Grund für Sie.«

„Er ist mir widerwärtig, so gut als die Antlitze seiner werthen Eltern. Nur das Gesicht seiner kleinen Schwester gefällt mir.«

„Die arme kleine Sophie. Die liebte mich sehr, ich glaube mehr als ihren Bruder. — Meine Mutter gab ein Fest in dem Park zu Mareuil. Alle Gäste und Hausgenossen waren mythologisch gekleidet. Ich weiß nicht mehr, was ich vorstellte. Robert war ein Faun, und einige kleine Mädchen kleidete man als Amoretten. Darunter Sophien. Das Kind freute sich unendlich; es schlief kaum aus Freude, und wußte nicht, daß es ein Abschiedsfest war, denn ich sollte zum erstenmale nach Paris, und Robert mich begleiten. Die Kleine erfuhr, ich weiß nicht durch wen, daß ich ginge und vielleicht ein Jahr ausbleiben würde; da erschrack sie so sehr, daß sie an der Statue der Diana zusammensank, und ohnmächtig zu Bette gebracht werden mrßte. Es war ein gutes, zart organisirtes Kind. Jedenfalls dem Herrn Bruder unähnlich.«

„Wissen Sie aber, Herr Marquis, daß Sie ihm so viel Furcht eingeflößt haben, daß er um keinen Preis allein zu Ihnen kommen oder Sie im Walde begegnen möchte?«

„Er kam anfänglich mehrmals; der Ton unverschämter Vertraulichkeit, dessen er sich bediente, wurde immer höhnender, und ich konnte mich nicht enthalten, die Flinte, die aber nicht geladen war, auf ihn anzulegen, und ihn zu vertreiben. Hector, der es sah, sprang bellend auf ihn zu, — nun habe ich Ruhe vor ihm.«

„Er erwartet mich zum Nachttisch, ich soll bestimmt sagen, ob ich am Pavillon lauern werde.«

„Sagen Sie es zu, schweigen Sie aber; davon, daß ich mitgehe, eben so von unserm Entschluß, nach Algier zu gehen!«

St. Herminie verließ den Marquis, mit dem Verspre-

chen, um 10 Uhr Abends wieder zu kommen; dann ging er nach Mareuil zu Maucourt, den er im Parterre seines Schlosses mit la Grange streitend traf.

„Ich hätte Sie nicht für einen Geisterseher gehalten,“ sagte der Doctor.

„Wer sagt das auch?“

„Wenn Sie die weiße Gestalt für den Schatten eines ermordeten Weibes erklären!“

„Ich! ich? — St. Herminie, haben Sie nicht gehört, was die Leute hier erzählen? die Bauern? Ich halte die Erscheinung durchaus für materiell, das ist aber nicht hinlänglich, um das Ereigniß in Abrede zu stellen.“

„Welches Ereigniß? Herr Maucourt.“

„Als Herr von Noris noch Eigenthümer dieser Herrschaften war, und in Mareuil wohnte, da brachte er eine Geliebte von Paris mit sich. Beide pflegten oft nach dem chinesischen Pavillon zu gehen, von wo er einst allein zurückkehrte, das Mädchen blieb verschwunden.“

„Und in welchem Zusammenhange steht das Verschwinden jener Person mit der weißen Erscheinung?“

„Man kennt des Marquis Heftigkeit, vielleicht Eifersucht. Genug, der nahe See kann das Opfer verschlungen haben, und die Abergläubischen halten die weiße Dame für den Schatten der Ertrunkenen.“

„Aber,“ sagte der Doctor, „der See müßte den Leichnam ausgeworfen haben!“

„O, man kann Leichname so gut beseitigen, als andere Ankläger. Übrigens la Grange, kenne ich Ihre allerdings löbliche Schonung und Vorliebe für die Familie Noris. — Ich gehe voran, und wir schweigen von der Mordgeschichte.“

„Ich kann heute nicht das Vergnügen haben, an dem Souper Theil zu nehmen,“ entgegnete la Grange kurz, „ich bin beschäftigt.“

„Legen Sie sich keinen Zwang an,“ antwortete Maucourt. „St. Herminie, ich erwarte Sie.“

Er ging. Schon wollte der Maler dem Doctor das Vorhaben von heute Nacht mittheilen, da er meinte, daß der Marquis es vor dem treuen, bewährten Freunde schwerlich geheim halten würde. Doch sich seines Wortes erinnernd, schwieg er davon, und bat la Grange, ihm zu sagen, was ihm von der fraglichen Mordgeschichte bekannt sei.

„Maucourt ist doch der bösartigste Verläumder, den ich kenne,“ war die Antwort. „Er weiß sehr gut, daß diese Dirne heimlich entwich, und zwar nicht in den See, sondern nach Paris zurück, und mit des Marquis Portefeuille und unbedeutenden Wechseln, die sie mit sich nahm. Herr von Noris konnte nicht ahnen, daß diese Begebenheit zu solchen Gerüchten Anlaß geben würde.“

„Warum wollen Sie mich aber mit dem schlauen Betrüger allein lassen?“

„Ich habe einen gefährlichen Kranken. — Gute Nacht, St. Herminie.“

Maucourt schien erfreut und unruhig zugleich, als er bei Tische hörte, daß der Maler das Abenteuer enthüllen wolle. Er traute ihm nicht ganz, St. Herminie war zu wenig Heuchler, um ihn mit falscher Ergebenheit zu täuschen, oder verbergen zu können, daß er den Marquis liebenswürdiger finde.

Als sein Gast ihn verlassen, mit dem Versprechen, alles genau zu erforschen und zu berichten, schüttelte er den Kopf.

„Ich traue dir nicht,“ murmelte er. „Was wohl im Pavillon gegen mich angezettelt wird? — Gutes durchaus nicht.“

„O, sie können mir nicht zu, aber Tancred kann mich nicht im ruhigen Besitze lassen. — Ich an seiner Stelle könnte es auch nicht. Ich will nachschleichen, und mich selbst überzeugen, aber vorsichtig. — Ich stecke zwei geladene Pistolen zu mir. — Kömmt's zu etwas — je nun, wenn eines dieser kleinen Dinger zufällig losgeht, — bin ich vielleicht von einem Gegner befreit. Auch Nothwehre ist gestattet, wenn man mich etwa anfällt."

Er steckte die Pistolen zu sich, hüllte sich in seinen Mantel, und nahm leise schleichenden Schrittes den Weg nach Castell Noris und dem chinesischen Pavillon.

Der Marquis und St. Herminie erreichten den Pavillon ungesehen, denn der Mond war hinter Wolken verborgen. Durch die wohlgeschlossenen Fensterladen drang kein Lichtschimmer, und das kleine Gebäude schien gänzlich leer. Und doch hatten Beide die weiße Gestalt aus den Fenstern des alten Schlosses beobachtet, wie sie, von den Bäumen schlecht verborgen, auf einem Felsstücke saß, und unverwandt nach dem Schlosse zu sehen schien. Es war noch nicht eilf Uhr, als sie sich erhob, und sie waren ihr unbemerkt gefolgt. Sie hatten, durch Gebüsche gehindert, nicht deutlich sehen können, ob sie wirklich in den Pavillon getreten, aber es mußte so sein, oder sie hatte dort verschwinden müssen, weil das Haus frei stand. Der Marquis öffnete leise die Thüre, und sie fühlten sich eine hölzerne Treppe hinauf. Ehe sie noch deren Ende erreichten, gewahrten sie Licht im Vorzimmer.

Gleich rechts schimmerte Helle aus einer halboffenen Thür. Vorsichtig hinein blickend, sahen sie ein altes Weib, welches strickend eingenickt war.

„Eine schöne Entdeckung," flüsterte der Marquis. „Ist das

die Grazie, die meinen würdigen Freund Maucourt beunruhigt, und ist sie es, die, ein weiblicher Ritter Toggenburg, so starr nach meinen Fenstern sieht?«

Wie unfreundlich auch Tancred's Stellung war, erhielt seine angeborne heitere Laune doch leicht die Herrschaft, und St. Herminie hatte Mühe, ihn am lauten Lachen zu hindern. Doch tönten von der andern Seite Laute — ein Gespräch.

Beide nahten sich der entgegengesetzten Seite; sie traten hinter eine bunt bemalte spanische Wand, die sie den Augen des alten Weibes entzogen haben würde, wenn es aus dem Nebenzimmer getreten wäre. Und nun sahen sie an der Wand ein Fenster angebracht, durch welches das Vorgemach bei Tage Licht erhielt, und durch welches man in das Zimmer der Sprechenden blicken konnte. Ein leichter, durchsichtiger Vorhang ließ den Marquis das sogenannte chinesische Cabinet erkennen. Alle Meubles, Gemälde, Teppiche waren im chinesischen Geschmack. Dazu eine ziemliche Anzahl Pagoden auf den Schränken, und eine wunderliche Uhr, mit einem Glockenspiele, das aber längst gebrochen war. Auf einem Ruhebette lag die Gestalt, welche als weiße Dame so viel Aufmerksamkeit erregt hatte. — Sie schien zart und leidend. Ihre goldfarbenen Locken, welche bis auf die blendend weißen Schultern herabfielen, bedeckten zum Theil ihr Gesicht, welches, da sie den Kopf auf die feine magere Hand stützte, nicht zu erkennen war. Auf einem Tischchen, dicht neben an, stand eine Lampe, welche die Scene hell beleuchtete. Vor der Dame saß ein Mann, welcher die linke Hand der Ruhenden in seinen Händen hielt. Das graue Haar, sein Anzug, Alles an ihm dünkte den Freunden bekannt. Er drehte endlich den Kopf; es war la Grange. Bald hätte ein Ruf des Staunens die Lauscher ver-

rathen, welche nun den Athem an sich hielten, da der Doctor zu sprechen begann.

„Beherrschen Sie sich, Fräulein," sagte er bittend, „ich fordere nur das Unabwendbare. Ihre Entfernung ist dringend nothwendig. Sie wollten meinen Rath nicht hören. Hätten Sie sich dem Schlosse nicht genähert."

Die Dame ließ die rechte Hand sinken, und hob das Haupt. Ihre bleichen, feinen Züge hatten einen beinahe kindlichen Ausdruck. Aber ihr feuriges, dunkelblaues Auge schien von der Glut des Gemüthes überzusprühen, welche die zarte Hülle zu verzehren drohte. „Sie können sprechen und rathen," rief sie, „wie aber ist ein Rath, der das einzige Glück, die einzige Seligkeit meines traurigen Lebens vernichtet, so leicht befolgt!"

„Ich gebe es zu, meine Freundin," entgegnete la Grange sanft, „daß es ein schweres, schweres Opfer ist. Aber was thun? Maucourt ist argwöhnisch. Er wird nicht ruhen, bis er die Geheimnisse des Pavillons kennt. Selbst die Neugier des Marquis ist erwacht."

„O Gott, ich stürbe, sollte er je erfahren, daß ich es gewagt."

„Seien Sie ruhig. Ich habe Marton befohlen, morgen mit dem frühesten Ihre Sachen zu packen. Mein Wagen erwartet Sie am Ausgange des Waldes; aber mein Gott, Sie weinen! Liebe, liebe Sophie, beruhigen Sie sich, wir werden Alles für den Marquis thun, was nur immer möglich ist, Laurent und ich."

Der Marquis, welcher in höchster Spannung gehorcht hatte, flüsterte: „Mein Gott, es ist die arme kleine Sophie!" — Sophie bemeisterte das krampfhafte Schluchzen, dem sie sich einige Augenblicke hingegeben.

„Gestehen Sie nur, la Grange," sagte sie mit selbsterstickter Stimme, „daß es auf der weiten Erde kein unglückliche-

res Geschöpf gibt, a's mich. — O, alles was mein Herz zermalmen kann, lastet auf mir! — Habe ich nicht den tödtenden Schmerz, Vater und Bruder verachten zu müssen? O mein Gott, vergib ihnen ihre Vergehen! Habe ich nicht sehen müssen, wie sie das Haus zu Grunde richteten, dem sie Alles schuldeten. Und dann, wie sie ihren Herrn, der zu jung, zu unerfahren, zu edel war, ihre Tücke zu durchschauen, wie sie ihn umgarnten mit höllischen Netzen, ihn plünderten. zum Bettler machten,« — sie bebte convulsivisch, dann erhob sie sich rasch; vor la Grange hinknieend, verbarg sie ihr Gesicht in seinen Händen. »Ach, mein Freund, mein Vater,« fuhr sie fort. »Es ist mir nicht gegönnt, das Unrecht der Meinen gut zu machen. Ich kann nichts für Tancred thun. Versprechen Sie mir, ihn nie zu verlassen. Er ist nicht gewohnt, für sich zu sorgen, nicht dazu geboren. Ich werde in ein Kloster treten, als die geringste der Schwestern, damit ich keiner Ausstattung bedarf, und Sie werden die kleine Rente dann für ihn verwenden.«

»O nicht doch! In ein Kloster, das dürfen, das sollen Sie nicht, Sie würden zu unglücklich sein.« Er erhob sie, und setzte sie sanft nieder auf das Ruhbett.

»Es gilt gleich, wenn ich ihn nicht wieder sehen soll. Selbst nicht das Haus, was ihn birgt! Was hab' ich noch in der Welt zu thun? Sie und Laurent werden das Nöthige für ihn kommen lassen, ohne daß er es ahnt.«

»Es gehört wahrhaftig nur die nachlässige Unwissenheit eines großen Herrn dazu, um nicht zu gewahren, daß er ohne irgend die geringste Einnahme, ohne einen andern Besitz als die alte Burg, unmöglich so leben könne.«

»Ach, wie schlecht, wie elend lebt der Erbe von Noris, und durch wessen Schuld? — Daß er nie etwas ahne, mein Freund,

er muß meine Familie hassen, verachten, und auch mich. Er würde die geringe Hülfe verschmähen, wüßte er, von welcher Hand sie kommt. Wie peinlich auch meine Lage — ich verlebte doch hier einige glückliche Stunden. Ich arbeitete für ihn, — und Abends, als ich nach seinen Fenstern sehen konnte —«

»Ja, das war es, was uns fort treibt.«

In diesem Augenblicke wurde die Thür weit aufgerissen, und Maucourt polterte ins Zimmer. Mit den Worten: „Hab' ich Euch und Euer höllisches Complott!“ fing er seine Schwester heftig zu schelten an; dann wollte er seinen Zorn über den Doctor ausgießen.

Sophie war bei seinem Eintritte wie verwandelt. Das zarte, klagende Geschöpf saß stolz, ernst, und hörte schweigend die Drohungen des Erzürnten an. Als sich aber seine Wuth gegen la Grange kehrte, erhob sie sich, und deutete nach der Thür. „Entfernen Sie sich!“ sagte sie ruhig und fest. — „Ich bin mündig, und Ihnen über meinen Aufenthalt und meine Schritte keine Rechenschaft schuldig. Ich dulde nicht, daß ein Freund in meiner Behausung beleidigt werde. Gehen Sie!“

„Du wagst, Elende! Deine Behausung! Dies ist mein Gebiet. Und wenn du —«

„Erhitzen Sie sich nicht. Dieser Pavillon gehört zum Schloß Noris, und ich hatte ihn für kurze Zeit von dem Castellan Laurent gemiethet.«

„Du hast dich also mit dem boshaften Narren gegen mich verschworen. Ich werde Eure Ränke vernichten, und auch den

Taugenichts, den stolzen, intriguanten Marquis! — Du aber, elende Dirne, und du, grauer Kuppler, ich lasse Euch einsperren.« Er faßte den Kragen vom Rocke des Doctors.

Da hielt Noris nicht länger an sich. Er trat schnell hinein und rief: »Halt, Maucourt, ich bin da, um auf alle Beschuldigungen zu antworten. Wagen Sie es aber nicht, diesen Engel, der das Unglück hat, Ihre Schwester zu sein, oder diesen ehrwürdigen Mann zu beleidigen.«

Die Erscheinung ihres wüthenden Bruders hatte Sophien's Muth und Stolz bestärkt. Jene des Marquis brach beide. Sie sank besinnungslos zurück. Tancred und la Grange stützten sie, und nachdem sie mit St. Herminie's Hülfe, der gefolgt war, die Ohnmächtige auf ihr Bette getragen, wollte der Marquis sich neuerdings an Maucourt wenden, aber dieser hatte für gut gefunden, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. Man rief der alte Marton, um ihrer Gebieterin beizustehen, als plötzlich ganz nahe ein Schuß gehört wurde.

Man fand Maucourt schwer verwundet an der letzten Stufe der Stiege liegen. Eilig die Flucht nehmend, war er geglitscht, und im Herabstürzen das eine der scharf geladenen Terzerole in seiner Tasche losgegangen. —

Dies ist ungefähr der Inhalt der Erzählung, welche der Maler St. Herminie auf einer Kunstreise durch Deutschland einem kleinen Kreise von Freunden mittheilte. »Nun, und das Ende?« fragte man.

»Das mögen Sie sich gefälligst selbst ausmalen. — Ob Herr von Noris und ich wirklich nach Algier gingen, wie wir einst

wollten — ob Sophie, nach dem Tode ihres ohne Testament verstorbenen Bruders dessen einzige Erbin, das Unrecht ihrer Familie zu sühnen versuchte, und ob der Marquis seinen Unwillen gegen die Maucourt's auch auf die kleine Sophie übertrug, das überlasse ich Ihrer Phantasie zu errathen.«

Der Sammtmantel.

Novelle.

Von

A. P. Augesky.

Hedwig legte das Buch bei Seite, in welchem sie gerade gelesen. Eine Stelle, welche die Beschreibung eines Diamantencolliers enthielt, das einer Dame von ihrem fürstlichen Verehrer zum Geschenke gemacht worden, hatte die ganze Handlung des Romanes in den Hintergrund geschoben, und ihrer Einbildungskraft den Schmuck in seinem funkelndsten Glanze vorgezaubert. Es fiel ihr bei, daß ihre Schwester Ida ebenfalls ein herrliches Collier besitze. Eine rasche Lust trieb sie an, es zu besichtigen. Sie wußte, daß Ida nicht zu Hause sei. Sie begab sich in Ida's Zimmer, das an das ihrige stieß, und die Gegenstände, welche auf der Toilette lagen, mit schnellem Blicke überfliegend, nahm sie ein Etui zur Hand, öffnete es und hob den schimmernden Diamantenputz heraus. Eine selige Freude durchlief ihre Brust, als sie die reinen, klaren Steine betrachtete, welche bei jeder Wen-

dung ihr die schärfsten Farbenblitze in bunter Wandelbarkeit entgegenwarfen. Sie konnte sich nicht enthalten, das Geschmeide um ihren Nacken zu legen. Lange betrachtete sie sich in dem Spiegel. Sie schien nicht besonders zufrieden. Gegen das Collier ließ sich nichts einwenden, aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß die blendenden Diamanten ihren bräunlichen Teint noch dunkler hervortreten ließen. Das war ihr nicht angenehm. Noch mehr verstimmt wurde sie, als sie gestehen mußte, daß derselbe Schmuck über Ida eine wunderbare Hoheit und Anmuth verbreite. Diese Wirkungen konnte sie an sich selbst nicht finden, wenn sie sich nicht eine offenbare Unwahrheit sagen wollte. Ein leichter Anflug von Neid zog über ihr Herz. Sie konnte sich über ihre Gefühle selbst keine Rechenschaft geben. Sie hatte ja die Wahl zwischen zwei Schmuckgegenständen gehabt. Vor ihr hatten das Collier und ein ganz moderner Korallenschmuck gelegen. Ida hatte es ihrer Willkür freigestellt, sich das eine oder das andere zu nehmen. Schon damals waren ihr die Diamanten wünschenswerther erschienen, aber die Korallen standen gerade in der Mode, und es verdroß sie, daß die rothe Zierde Ida in einer eigenthümlichen Frische erscheinen ließ, und ihr eine Eigenschaft verlieh, welche sie bisher als den einzigen, aber nicht unbedeutenden Vorzug vor ihrer Schwester betrachtet hatte. So geschah es, daß sie sich bald zu den Korallen entschloß. Und jetzt war es ihr doch wieder nicht recht, daß sie nicht auch mit den Diamanten schalten konnte. Nicht den Besitz mißgönnte sie ihrer Schwester; sie hatte nur darüber einen heimlichen Groll, daß sich an Ida alles besser ausnahm, als an ihr. Bei hundert Sachen hatte sie diese Erfahrung gemacht. Das mußte doch irgend worin seinen Grund haben. Wäre sie ganz unparteiisch gewesen, so würde sie diesen bald aufgefunden haben. Ida war schlank und zart gebaut, und

über die gewöhnliche Größe hinaus. Jedes Kleidungsstück nahm daher an ihrem Körper ein gefälliges Aussehen an. Eben so waren alle ihre Bewegungen, alle ihre Manieren von einer gewissen Grazie, einer angebornen Delicatesse begleitet, die sie auf den ersten Blick vor andern auszeichnete, und ein wohlthuendes Gefühl von harmonischer Befriedigung in der Brust des Beschauers hervorrief. Hedwig war kleiner und beleibter. Ihre Achseln standen dem Kopfe viel näher, als dies bei Ida der Fall war. Das gab ihrer Erscheinung einen viel gewöhnlicheren Ausdruck. So große Mühe sie sich auch nahm, so sehr sie auch den Kleidermacher und die Marchandemode quälte, so wollte doch weder ein Anzug noch ein Hut jenes Distinguirte an ihrem Körper zeigen, was an ihrer Schwester mit Recht gerühmt und bewundert wurde. Ja, es hatte sich öfters ereignet, daß ein neuer Hut, womit sie sich unleidlich und häßlich vorkam, auf dem Kopfe ihrer Schwester so untadelhaft und reizend erschien, daß sie gar nicht begreifen konnte, wie das zuging, und nicht selten vor innerm Verdrusse bittere Thränen vergoß. Sie war jetzt siebenzehn Jahre alt, Ida hatte um zwei Jahre mehr, und dennoch war es schon einigemale vorgekommen, daß man Ida für die Jüngere hielt. Alle diese unlieben Bemerkungen liefen jetzt neuerdings durch ihren Kopf. „Ich weiß gar nicht,“ murmelte sie bei sich, „wie wir Schwestern sein können. Sie ist blond, hat blaue Augen und ein blasses Gesicht, und ich bin gefärbter im Antlitze und habe schwarze Haare.“ Sie legte bei diesen Worten die Prätiosen wieder an ihre Stelle, sah etwas fester in den Spiegel, strich sich ihre glänzenden Scheitel gleich, war damit zufrieden und warf von der Seite noch einen stechenden Blick in das Glas, wodurch ihr Auge ein besonders lebhaftes Feuer zeigte. Solchen Glanzes konnte sich das Auge ihrer Schwester nicht rühmen. Im Vergleiche mit dem ih-

rigen war es matt und todt. Über ihre Nase wollte sie sich in gar keinen Streit einlassen; denn sie war fest überzeugt, daß ein etwas aufgeworfenes Näschen einem Frauenzimmer viel hübscher stehe, als eine längliche herabgesenkte Nase, dergleichen Ida besaß, und wenn auch ihr Mund ein klein wenig zu breit sein mochte, so waren dafür ihre Lippen viel frischer und üppiger, als jene ihrer Schwester. Über ihre Gesichtsbildung war sie daher beruhigt. „Ich begreife nicht," nahm sie ihr Selbstgespräch wieder auf, „wie es denn kommt, daß meiner Schwester alle Huldigungen der Männer zufliegen, und daß man mich nur so nebenbei wie eine gutgelaunte Person mitlaufen läßt. Nach meiner Meinung müßte sie doch wegen ihrer stolzen Ruhe und Kälte Jedem unaussprechlich fade vorkommen. Ich fühle ganz anders. Ich könnte mir das Affectirte, das Gezwungene nimmermehr angewöhnen. Ich gebe mich, wie ich bin. Aber ich weiß schon; sie kann sich verstellen, und legt jedes Wort auf die Wage und mißt jeden Blick früher ab, und rechnet genau aus, ob sie viel oder wenig künstlichen Ausdruck hineinbringen soll. Das hat sie schon oft zu meinem Ärger gethan. — Und die Männer finden das für hübsch. Ich müßte mich selbst auslachen, wenn ich mich so spreizen und zieren wollte. Das ist aber Alles Koketterie bei ihr. O, sie weiß das Ding fein anzufangen. Sie mißgönnt mir jede Eroberung. Wenn ich mich noch an den Secretär erinnere, der mir voriges Jahr die Cour machte. Ich konnte ihn schon mein nennen. Hat sie doch da alle Springfedern in Bewegung gesetzt, um ihn mir abwendig zu machen, und seine Huldigung zu empfangen. Und wie sie dann ihren Zweck erreicht hatte, wies sie ihn kalt und stolz zurück. Das war aber der verdiente Lohn seines Wankelmuthes. Bei mir hatte er sich blamirt und von ihr wurde ihm der Rücken gewiesen. Ich darf gar nicht daran denken, sonst

überläuft mich die Galle. Aber so ist sie; sie nimmt auf Niemanden Rücksicht. Alles will sie besitzen. Stets muß sie das Schönste haben. Ihre Kleider, ihre Hüte, ihre Shawls sind alle vom süperbsten Stoffe. Sie ruht nicht eher, bis sie das Beste und Vortrefflichste hat. Da weiß sie tausend Wege, um ihre Wünsche zu erfüllen. Ihr neues Spitzenkleid könnte eine Fürstin tragen. Ich habe kein solches. Erst den vorigen Winter hat sie einen Mantel bekommen. Der braune Sammt schillert so schön, und die Façon ist so elegant. Der meinige ist dagegen ein unförmlicher Sack. Da hat sie sich aber durch tausenderlei Künste bei der sächsischen Kammerfrau, die bei uns auf Besuch war, in Gunst zu setzen gewußt, und diese hat ihr den Mantel fir und fertig aus Dresden zugeschickt. Das ist ihr aber nicht genug. Sie hat schon wieder um einen neuen von blauem Sammt geschrieben. Und blos, weil ich einmal den Wunsch geäußert habe, einen blausammtnen zu besitzen. Das geschieht aus reiner Bosheit, um mir zuvorzukommen; denn sie weiß schon, wenn sie einmal einen blauen Mantel hat, werde ich mir nicht ebenfalls einen solchen machen lassen, daß wir in Einer Farbe mitsammen über die Promenade hüpfen. Jetzt sind wir schon im Spätherbste. Der Winter wird kommen. Ich werde meine alte Kapuze umwerfen können, und sie wird sich bald in braunem, bald in blauem Sammt brüsten. Und das muß ich mir Alles so gefallen lassen, und die Mutter sagt nichts dazu, und gibt ihr überall Recht. Nein, es ist zum Verzweifeln!« —

Hedwig schwieg jetzt. Ein paar Thränen wollten ihr in die Augen schleichen. Sie unterdrückte jedoch diese wehmüthige Regung, um einem unbestimmten Gefühle von Zorn und heimlicher Rache nachzuhängen, worin sie eine Art von Beruhigung und Wohlgefallen fand. Sie schlich von der Toilette hinweg, und

warf noch einen Blick im Zimmer umher. Der Plafond schien ihr schöner gemalt und die Tapeten geschmackvoller, als in ihrem Zimmer. Auch ließ sich bei Ida Alles besser stellen. Das weiche Sopha hatte einen bequemen, dunklen Platz, und der Schreibtisch gewann das Licht von der linken Seite. Bei ihr war es nicht so. Sie dünkte sich in Allem beeinträchtigt und verkürzt. Selbst die Astern und übrigen Blumen an Ida's Fenstern schienen ihr frischer und ausgesuchter zu sein, als die ihrigen. In einem Zustande von leichtem Übelbefinden kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sie mochte nicht einmal ihre Lectüre wieder zur Hand nehmen; denn die Erinnerung an den Abstand zwischen ihren qualvollen Kümmernissen und der seligen Gefeiertheit der Heldin des Romans machte ihr nur neuen Verdruß. Sie war unschlüssig, womit sie sich beschäftigen sollte. Sie empfand keine Lust, sich zum Clavier zu setzen, und jede andere Arbeit widerte sie an. Sie hätte auch für gar nichts die gehörige Aufmerksamkeit verwenden können, denn ihre Gedanken sammelten sich unwillkürlich auf einem einzigen Puncte, wie sie sich aus ihrer Zurücksetzung erheben, und Ida's Anmaßung in die gehörigen Schranken zurückweisen solle. Die Unsicherheit der zu ergreifenden Mittel, die geringe Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges und das Bewußtsein einer gewissen Unbehülflichkeit machten sie zornig und traurig.

Jetzt öffnete sich die Thüre. Die Kammerjungfer trat ein und sagte: „Gnädiges Fräulein! Es ist Jemand vom Kaufmann Winterberger draußen, der ein Packet an Fräulein Ida zu übergeben hat. Er sagt, es wäre aus Prag gekommen.“ Wie ein electrischer Schlag wirkte dieser Bericht auf Hedwig. Der Gedanke: „Ha, das ist der Mantel!“ fuhr ihr blitzschnell durch die Seele. Sie verbarg ihre Bewegung, und erwiderte: „Aha, ich weiß schon.

Bring' das Packet nur herein.“ Die Kammerjungfer entfernte sich, und kehrte nach ein paar Secunden mit dem Packete zurück. Hedwig deutete ihr an, es auf den Tisch zu legen, und als die Zofe wieder draußen war, blickte sie eine Weile wie betäubt auf den angelangten Gegenstand. Sie holte einige Male tiefen Athem aus beklemmter Brust, und war unschlüssig, ob sie es wagen sollte, das in der Nähe zu betrachten, was sie schon seit lange mit Furcht erwartet hatte. Endlich erholte sie sich. Rasch eilte sie zu dem Packete, machte die Schnüre los, und öffnete das dicke Papier. Ein leichtes Tuch war noch darum geschlagen. Sie legte es auseinander und ein unwillkürliches Ach entfuhr ihren Lippen, als sie den schönsten blauen Sammtmantel erblickte. Sie hob ihn empor, und betrachtete ihn nach allen Seiten, während die innere Bewegung ihr ein heftiges Herzklopfen verursachte. Alles vereinte sich daran, was sie jemals an einem Mantel gewünscht hatte. Der Sammt so fein und weich und von eigenthümlichem Blau, die Mitte zwischen dunkel und licht haltend. Die breite Atlaseinfassung harmonisch zu dem Stoffe passend, und doch wieder mit Reiz hervorstechend. Besonders waren jedoch die Ärmel von wundersamer Arbeit. Durch feine Verschnürung in enge Falten gepreßt, zogen sie gleich das Auge auf sich. Dabei hatten sie noch vorne eine breite Öffnung und waren kurz, nur wenig über den Elbogen reichend, und am gehörigen Platze angebracht, daß man bequem und schnell hineinschliefen konnte. Die innere Seite zeigte den reinsten weißen Atlas in gefälligen Vierecken abgenäht. Hedwig konnte vor Bewunderung nicht zu sich kommen. Sie hob ihn mit beiden Händen empor, und wendete ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite. „Wie edel und eigenthümlich der Schnitt davon ist,“ sprach sie zu sich. „Man erkennt sogleich, daß man etwas Besonderes, etwas Aus-

ländisches vor sich hat. Er ist so federleicht, und muß doch wohlthuend warm sein.« — Sie hing ihn um und fuhr in die Ärmel hinein, stellte sich vor den hohen Ankleidspiegel, und war entzückt über ihr Aussehen. Sie mußte sich gestehen, daß kein einziges Stück ihrer Garderobe so gut zu ihrem Gesichte, zu ihrer Figur passe, wie dieser Mantel. Das schöne Blau milderte ihren dunkeln Teint, und der Sammt schmiegte sich weich und fügsam an ihren Körper. Er war wie für sie angemessen und bestimmt. Sie konnte sich nicht davon trennen. Sie legte die Hände graziös vorne über einander, und drehte sich vor dem Spiegel bald nach der rechten, bald nach der linken Seite. In allen Richtungen gewann sie ein vornehmes, distinguirtes Aussehen. Auch über den Rücken hinab sank der Mantel so angenehm in der gehörigen Länge, und legte sich so geschmeidig, daß man eine reizende Taille vermuthen konnte. Nachdem sich Hedwig lange selbstgefällig betrachtet hatte, drängte sich auf einmal ein quälender Gedanke in ihren Kopf. Sie schlug beide Hände vors Gesicht, als wollte sie das unangenehme Bild ungesehen an sich vorüberziehen lassen. Das ging jedoch nicht an, sie konnte sich den Anblick nicht ersparen. »Und diesen Mantel soll Ida auch besitzen!« rief sie schmerzhaft aus. »Und ich soll nichts mein nennen, was mich freuen könnte? Die Boshafte, die Nimmersatte soll Alles verschlingen, und durch ihre Schlauheit mir jede Freude vergällen? Wie wird sie sich da wieder prahlen, und mitleidig auf mich niederblicken, und mit spöttischem Tone sagen: Hörst du, du könntest schon einen andern Mantel haben! Die Abscheuliche!« — Hedwig fing jetzt über die Vorstellung der sie bedrohenden Kränkung bitterlich zu weinen an, aber gleich wieder sich ihrer Schwäche schämend, trocknete sie sich schnell die Augen, nahm den Mantel herab und warf ihn auf den Tisch. »Sie thut mir Alles mit

Fleiß,« fuhr sie erbittert fort, »sie ärgert mich, wo sie kann und mag, und ich bin die Närrin und dulde es so ruhig. Ich könnte ihr auch manchen Possen spielen.« —

Ihre Blicke fielen auf den Mantel. So reizend nahm er sich selbst in seiner Unordnung aus. Das Weiße stach so lieblich von dem blauen Sammt und Atlas ab. Der Neid erwachte neuerdings in ihrem Herzen. Sie konnte den Besitz eines so herrlichen Kleidungsstückes ihrer Schwester nicht verzeihen. Lebhaft tauchte inzwischen der Wunsch auf, es selbst zu haben. Sie sah keine Möglichkeit ab, wie sie dazu gelangen könnte. Mancherlei Gedanken flogen ihr durch den Kopf. Sollte sie die Ankunft des Mantels läugnen? Das Packet war aber durch mehrere Hände gegangen. Sie konnte zwar in den Umschlag etwas ganz anderes, etwa ein altes Tuch oder ein abgetragenes Kleid legen, als wenn man Ida zum Besten hätte haben wollen; wo sollte sie jedoch schnell ein solches Stück hernehmen, das man nicht als ihr Eigenthum erkannt haben würde, und was that sie mit dem Mantel selbst? Sie hätte sich erst mit Jemand anderen in Verbindung setzen müssen. Das verursachte allerhand Weitläufigkeiten. Sie sah ein, daß solche Vorkehrungen nichts taugten, und doch hätte sie gar so gerne ihre Schwester um die Freude an dem Mantel gebracht. Auf einmal kam ihr in den Sinn, daß sie ihn nur zu verderben brauche. Sie erschrak im ersten Augenblicke vor diesem Gedanken. Noch nie war sie auf einen so boshaften Einfall gerathen. Eine heimliche Stimme mahnte sie auch von der Schändlichkeit eines solchen Verfahrens ab. Schon war sie im Begriffe, der leisen Warnung Folge zu leisten, da erinnerte sie sich, wie oft Ida absichtlich ihren Freuden in den Weg getreten wäre, wie oft sie in ihre Brust Kummer und Verzweiflung geworfen hätte, und sie rief freiwillig den garstigen, zur Flucht gewendeten Gedanken

wieder zurück. „Sie verdient es," sagte sie zu sich selbst, „sie verdient es. Schon lange hätte ich Ursache gehabt, mich an ihr zu rächen. Jetzt ist die günstige Gelegenheit da, ich darf sie nicht entschlüpfen lassen." Mit Vorliebe verweilte sie jetzt bei der schadenfrohen Idee, und suchte mit Ruhe und Berücksichtigung aller Möglichkeiten ihre Rache ins Werk zu setzen. Das kürzeste war, eine Schere zu nehmen, und hin und wieder Schnitte in den Sammt zu machen. Weder zerschnitten noch geflickt konnte Ida den Mantel brauchen. Es schien jedoch nicht wahrscheinlich, daß auf irgend eine zufällige Art Schnitte in einen verpackten Stoff kommen konnten. Risse! ja Risse, das wäre etwas anderes. Aber wie sollte sie diese Risse anbringen, daß es den Anschein habe, als wären sie durch eine Unvorsichtigkeit entstanden? — Sie konnte aber auch ein paar Löcher hineinbrennen. Freilich hätte das einen Brandgeruch im Zimmer verursacht, und vielleicht auf die Vermuthung einer ausgeübten Bosheit geführt, allein das Zimmer ließ sich ja auslüften, und wer konnte ihr so etwas aufbürden, wenn man sie nicht darüber ertappt hätte. Sie schien wirklich geneigt, so etwas auszuführen, da fiel ihr bei, daß sie auch Schmutzflecke hineinbringen könnte. So etwas dürfte am ersten einem aus der Fremde gesendeten Stoffe widerfahren. Der Mantel mußte bald dort, bald dahin verpackt und verborgen werden, um unangefochten über die Grenze zu gelangen. Da war es leicht möglich, daß er in die Nähe eines Gegenstandes gerieth, der ihn verunreinigte. Schmutzflecke waren bei oberflächlichem Anblicke nicht einmal gleich ersichtlich, nur bei näherer und schärferer Betrachtung kamen sie an den Tag. Im ersten Taumel der Freude und Bewunderung erforscht man eine Sache nicht so genau. Sie vermied auf diese Weise den jähen Schrecken, den ein Loch oder Riß oder Schnitt in dem Mantel auf Ida hervorbringen

mußte. Sie wollte ja nur das Kleid verderben, und wenn sie dabei ihrer Schwester einen Schmerz hätte ersparen können, so würde sie es gerne gethan haben. Sie wußte aber nicht, wie sie das anstellen sollte. Ganz so gehen lassen konnte sie die Sache nicht. Rache mußte sie nehmen, und der Mantel mußte geopfert werden. Sie dachte ernstlich nach, welche Mittel sie anwenden sollte. Wohl konnte sie Tinte darauf spritzen, aber kleine Flecken gaben nichts aus, und große scheute sie sich zu machen; dennoch schien es, als wenn ihr am Ende nichts anderes übrig bleiben würde. Da erinnerte sie sich zufällig, daß sie einmal ein Zündhölzchen, welches nicht anbrennen wollte, hinabfallen ließ, und den andern Tag auf dem blauseidenen Schuhe, auf den das weggeworfene Hölzchen gerathen war, ein paar rothe Flecke bemerkte. Sie wußte damals durch längere Zeit nicht, wie diese Flecken entstanden waren, bis ihr das Zündhölzchen ins Gedächtniß kam, und sie mit einem Stück blauen Taffet den Versuch machte, der sich auch als richtig bewährte. Dieser ganze Vorgang lief ihr jetzt durch den Kopf. Sie lachte innerlich, denn sie hatte gefunden, was sie suchte. Sie wollte nicht einmal so stark rothe Flecken machen, sondern nur hin und wieder eine leichte Veränderung der Farbe bewirken. Das geschah nach ihrem Dafürhalten am besten, wenn sie etwas Wasser in ein Zündfläschchen goß und auf den Mantel schüttete. Solche Bemaklung war nicht bald erklärlich, und konnte leicht durch irgend eine Nachlässigkeit entstanden sein. Je länger sie darüber nachsann, desto räthlicher schien ihr dieser Plan. Eine innere Unruhe trieb sie an, ihn auszuführen. Auf ihrem Schreibtische stand das Zündzeug. Es war von Porzellan, und bildete eine malerische Gruppe von Zigeunern, die um ein Feuer lagen. Ober der Glut hing der Kessel. Eine junge Zigeunerin mit nackten Füßen und blitzenden Augen trug Holz zu. In

dem Kessel befand sich das Fläschchen, und die Zündhölzchen stellten das Reisig vor. Das Ganze nahm sich recht artig aus, und war ein Geschenk von Ida. Hedwig bedachte in diesem Augenblicke gar nicht, daß sie die Gabe ihrer Schwester zu deren Nachtheil benutzen wolle. Ein rachesüchtiger Eifer hatte sich ihrer bemächtigt, der alle andern Gedanken verdrängte. Sie zog das Fläschchen mit zitternder Hand heraus und öffnete es. Sie benöthigte Wasser. Es war ihr ärgerlich, daß sie nicht früher ein Glas voll forderte. Jetzt fürchtete sie Jemanden eintreten zu lassen. Ihr Erfindungsgeist war aber aufgeregt, und sie wußte Rath. Die Blumen standen am Fenster, und wurden allmorgendlich begossen. In den Untertassen befand sich gewiß ein wenig durchgesickertes Wasser. Sie sprang ans Fenster. Richtig fand sie Wasser genug für ihren Zweck. Schnell goß sie davon in das Fläschchen, hielt mit dem Daumen die Öffnung zu und schüttelte es durcheinander, dann eilte sie zu dem Mantel, breitete ihn aus, und hob den Arm empor. Noch einmal fuhr ihr wie ein Blitz das Unrecht, das sie zu verüben im Begriffe stand, durch die Seele. „Halt ein, halt ein!“ schien es ihr zuzurufen. Sie zauderte einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, dann goß sie schnell den Inhalt des Fläschchens hin und wieder auf den Mantel. Kaum hatte sie dies gethan, als sie wie aus einem bösen Traume erwachte. Haß und Neid gegen ihre Schwester waren verschwunden. Mit Schauder erkannte sie das Niedrige und Gemeine ihrer Handlungsweise. Eine namenlose Angst breitete sich über ihre Seele. Jetzt fiel ihr erst ein, was sie früher nicht bedacht hatte, daß der Mantel nicht so schnell trocknen würde, daß nicht Ida die Feuchtigkeit noch bemerken sollte. Woher durften denn die nassen Flecken kommen, als von ihr, die den Mantel übernommen hatte. Sie sah sich jetzt in einer Schlinge ge-

fangen, der sie nicht mehr entrinnen konnte. Was hätte es auch geholfen, wenn sie versuchte, den Mantel abzuwischen. Es war vergebliche Mühe, und sie konnte über dem Versuche noch ertappt werden. Überhaupt durfte Ida jeden Augenblick eintreten, der Mantel lag noch offen da; sie hatte das Fläschchen in der Hand; einige Tropfen waren am Boden verschüttet, das Zündzeug stand auf dem Tische, die Blumenuntertasse daneben, sie selbst in Angst und Verwirrung. Wer hätte bei diesem Anblicke nicht den ganzen Vorgang sogleich überschaut. Wirklich entstand jetzt ein Geräusch im Vorzimmer. Ein jäher Schrecken raubte ihr beinahe die Besinnung. Sie sah sich schon überrascht, verrathen, beschämt, verachtet. Sie wünschte zu sterben, rasch und schnell. Hätte sich vor ihren Füßen ein Abgrund geöffnet, sie wäre ohne Zaudern hineingesprungen. Wie sollte sie diese Schande ertragen! Mit gespanntem Ohre horchte sie auf das Geräusch. Sie unterschied die Stimme ihrer Mutter. Was sollte sie thun, um diese abzuhalten, hereinzukommen, wie sie den Gebrauch hatte. Ein guter Gedanke flog ihr durch den Sinn. Sie sprang ans Clavier, schlug es auf und fing einen rauschenden Walzer zu spielen an. Sie wußte, daß die Mutter das nicht leiden konnte, und sich bei dergleichen Lärm sogleich auf ihr Zimmer begab. Auch diesmal geschah dasselbe. Die Mutter kam nicht herein, und Hedwig konnte nach einer Weile versichert sein, daß sie sich nach ihren Zimmern entfernt habe. Als sie zu spielen aufhörte, fühlte sie sich plötzlich so matt, daß sie kaum vom Sitze aufstehen konnte. Der Kopf sauste ihr, in der Brust wirbelte es krampfhaft auf und nieder und das Herz hämmerte mit gewaltigen Schlägen. Mit aller Anstrengung raffte sie sich auf, legte den Mantel zusammen, wickelte das Tuch darum und faltete das Papier darüber; dann band sie das Packet mit der Schnur zusammen, wie es früher

gewesen sein mochte, und legte es auf einen Stuhl in Ida's Zimmer. Hierauf richtete sie wieder die Blumentöpfe in Ordnung, wischte die Tropfen am Boden mit ihrem Schnupftuche auf, stellte das Zündzeug zurecht und fügte das Fläschchen hinzu. Aber der Stöpsel ging ihr ab. Sie blickte allenthalben umher. In der Eile hatte sie ihn wohin gelegt, und konnte ihn nicht finden. Wenn er etwa in das Packet gerathen wäre! Wenn sie ihn aus Versehen mit hinein gewickelt hätte! Großer Gott, dann war ja Alles klar am Tage. Unter steigender Angst hob sie dieselben Gegenstände zehnmal auf, um den Stöpsel zu entdecken. Das Packet mochte sie um keinen Preis mehr in die Hand nehmen. Alle Mühe war vergebens. Ein kalter Schauer lief über ihren Körper, und machte sie beinahe ohnmächtig. Sie konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten und mußte sich setzen. Diese Angst, diese Qual hatte sie sich nicht vorgestellt. Gerne hätte sie jetzt all' ihren Putz, alle ihre Prätiosen hergegeben, gerne ihrer Schwester den Mantel und alle Herrlichkeiten für die Zukunft vergönnt, wenn sie nur, was sie gethan, wieder ungeschehen hätte machen können. Eine bittere Reue über ihre garstige Handlung ergriff sie jetzt. Sie haschte umsonst nach Mitteln, ihr Vergehen wieder gut zu machen. „Deine Wünsche sind eitel und nichtig," raunte ihr kalt der Verstand zu. Die Ereignisse gehen ihren Weg, und die Folgen entwickeln sich unaufhaltbar aus der That. — Von trostloser Pein überwältigt, schlug sie die Hände vor's Gesicht. Sie erschrack und zog sie schnell wieder zurück. Ein eigenthümlicher, scharfer Geruch entströmte ihrer Hand. Das kam offenbar von dem Zündfläschchen. Auch im Zimmer schien ihr ein feiner, fremdartiger Duft verbreitet, der ihr übel machte. Sie mußte fort, fort aus diesem Gemache. Es kam ihr vor, als wenn sie hier ersticken müßte. Ohne die Dienerin zu

rufen, nahm sie ein Umhängtuch und einen Hut aus dem Kasten. Als sie in den Spiegel schaute, fuhr sie bestürzt zusammen. Ihr Gesicht war widerlich entfärbt und verzogen. Sie konnte diesen Anblick nicht ertragen, und wendete die Augen hinweg. Unter einem Stuhle glänzte ihr etwas entgegen. Es war der Stöpsel zu dem Zündfläschchen, den sie unbemerkt fallen gelassen. Eilig sprang sie hin, um ihn aufzuheben, da hörte sie Ida's Stimme im Vorzimmer, und im nächsten Augenblicke trat diese, von der Kammerjungfer gefolgt, herein. Die Gewißheit, daß der Stöpsel sich nicht in dem Packete befinde, richtete Hedwig's Muth etwas auf. Sie machte sich auf's Läugnen gefaßt. Vielleicht ist der Mantel schon trocken, vielleicht hat die dünne Flüssigkeit gar keine Wirkung gehabt. Diese Gedanken jagten eilig durch ihren Kopf, und gaben ihr einen kleinen Trost. Ida näherte sich freundlich und milde wie immer. Ein sanftes Lächeln spielte um ihre edlen Züge. Sie antwortete der Kammerjungfer, welche den Bericht über das angelangte Packet erstattete: „Ich weiß es schon. Der Kaufmann ist mir gerade begegnet, und hat mich von der Übersendung benachrichtigt.“ Dann ging sie in ihr Zimmer, legte nur schnell den Hut ab, und das Packet nehmend kam sie auf Hedwig zu, die vor banger Erwartung nicht den Muth hatte, zu ihr aufzublicken: „Liebe Hedwig!“ sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit, „du hast einmal den Wunsch geäußert, einen blauen Mantel zu besitzen. Ich habe einen solchen bestellt. Hier ist er, nimm ihn, er ist dein. Er wurde für dich angefertigt. Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber ich glaube, daß er deinen Beifall erhalten wird. Er ist diesmal früher angelangt, als ich vermuthete, da solche Gegenstände gewöhnlich lange auf günstige Gelegenheit warten müssen. Nimm doch, liebe Schwester, mich wird es freuen, wenn ich dir ein Vergnügen damit bereitet habe.“ —

Der Eindruck, den diese Worte auf Hedwig machten, war ein entsetzlicher. Also Ida hatte ihr den Mantel zugedacht, und sie hatte sich selbst durch ihr unsinniges Verfahren die Wonne des Besitzes entzogen, und die Schmach der Entdeckung kam noch hinterher. Zorn, Reue und Rührung stürmten mit einem Male auf sie ein. In ihrem Gehirne hämmerte es, Dunkel legte sich vor ihre Augen, die Knie wollten ihr zusammenbrechen. Sie mußte sich an einen Stuhl halten, um nicht umzufallen. Alles Blut, das ihr früher die Brust zu zersprengen drohte, schoß ihr jetzt in den Kopf. Sie wollte in Thränen ausbrechen, vor Ida niederstürzen und ihr Alles bekennen. Ida verstand alle diese Bewegungen nicht, sondern das plötzliche Erröthen und Erbleichen dem unerwarteten Eindrucke zuschreibend, sagte sie: „Warum zauderst du denn, und willst meine Gabe nicht annehmen? Nimm doch! ich habe mich immer auf den Augenblick gefreut, wo ich dich damit werde überraschen können.“ — Es war nicht daran zu denken, daß Hedwig das Geschenk ihrer Schwester mit Dank annehmen, das Probiren durch eine schnelle Ausflucht hinausschieben, und darauf die vielleicht schon vorhandene Zerstörung des Stoffes wie durch einen Zufall herbeiführen sollte. So weit hatte sie es in der Verstellungskunst und Beherrschung ihrer Affecte noch nicht gebracht. Ihre Gefühle waren zu stürmisch erregt, als daß sie besonnen hätte handeln können. „Du gibst mir diesen Mantel, deinen Mantel?“ stotterte sie mit beklemmter Stimme. „O, wie bist du doch gut und edel!“ dann stürzte sie wie eine Wahnsinnige zu ihrer Toilette, raffte Alles zusammen, was sie an Kostbarkeiten erhaschen konnte, ihren Korallenschmuck, eine Busennadel mit einem geschnittenen Steine, welcher Ida stets gefallen hatte, ihre Ringe und Armbänder, und die vollen Hände Ida hinreichend, rief sie: „Nimm das dafür! Nimm Alles! Du ver-

dienst es. Ich brauche nichts mehr!« Kaum hatte sie diese Worte heraus, so brach auch ihre Kraft; sie ließ das Geschmeide fallen und sank auf einen Stuhl. »Ums Himmelswillen, was hast du?« rief Ida. »Du bist so bleich, dir ist nicht wohl.« — Noch einmal hob sich Hedwig empor. »Ach!« sagte sie, »schon am Morgen war mir so ängstlich. Ich mache zu wenig Bewegung. Ich muß hinaus ins Freie.« — Sie sprang auf und griff nach ihrem Hute. — »Bleib',« sagte Ida, »du wirst doch nicht bei deinem Unwohlsein ausgehen. Ein kühler Wind weht draußen. Du könntest Schaden nehmen.« — »Nein, nein!« stammelte Hedwig, »im Freien wird mir besser werden!« — »So warte,« versetzte Ida, »ich gehe mit dir, ich begleite dich!« Aber Hedwig hatte mit überraschender Eile Hut und Tuch auf sich, und war bei der Thüre hinaus, noch ehe Ida ihren Hut zurecht binden und ihr folgen konnte. Hedwig stürzte die Treppe hinab. Eine fieberhafte Aufregung trieb sie von hinnen. Es war ihr, als verdiente sie nicht unter Menschen zu leben, als müßte sie den Tod suchen. Wie sie unten war und die Glasthüre aufriß, hauchte sie plötzlich eine frostige Luft an, und legte sich wie ein schauriges Leichentuch über sie. Sie fühlte ihre Sinne schwinden, schwankte und sank nieder. Ein bekannter Herr, der in demselben Hause wohnte, wollte eben eintreten, und fing die Zusammenbrechende gerade noch zu rechter Zeit auf, daß sie sich auf den Marmorplatten nicht beschädigen konnte. Inzwischen waren auch Ida und die Kammerjungfer nachgekommen. Ein paar Bediente folgten. Man brachte Hedwig hinauf. Sie schien Niemanden zu kennen. Ihre Augen waren gebrochen und verdrehten sich seltsam in dem Kopfe. Die Mutter kam herbei. Man legte Hedwig zu Bette und ließ den Arzt rufen. Die erhaltene Auskunft gab diesem freilich wenige Anhaltspuncte. Unterdessen wendete er die geeigneten Mittel an.

Ida wich nicht von Hedwig's Bette. Der Mantel war ganz vergessen worden. Hedwig schien nicht zu sich kommen zu wollen. Ein heftiges Nervenfieber brach aus. In ihren Phantasien entdeckte sie die ganze Geschichte. Man untersuchte den Mantel. Er zeigte sich von breiten, rothen Flecken entstellt, an denen der Stoff ganz mürbe war. Jetzt war freilich Alles erklärt. Hedwig schwebte lange in Gefahr. Mehrere Concilien wurden gehalten. Ida widmete ihr die treueste Pflege, und wachte Tag und Nacht bei ihr. Ein günstiges Geschick bewahrte sie vor Ansteckung. Endlich zeigte sich Hoffnung zur Besserung. Man ließ inzwischen einen ganz gleichen Mantel anfertigen, und gelobte sich Verschwiegenheit über das Vorgefallene. Als Hedwig in soweit hergestellt war, daß man nichts mehr zu besorgen hatte, brachte ihr Ida das Packet, und öffnete es vor ihren Augen. Sie schien mit einiger Spannung etwas zu erwarten. Als sie aber den reinen, glänzenden Sammt erblickte, lächelte sie beruhigt, und dachte wohl, daß die Anwendung ihres Mittels wirkungslos geblieben wäre. Keine Sylbe wurde über das Geheimniß gesprochen; aber Hedwig's Benehmen war seit ihrer Krankheit ganz verändert. Still und bescheiden, fand sie nur ein Vergnügen in Ida's Nähe. Alles, was sie ihr an den Augen absehen konnte, suchte sie ihr zu thun. Jeder Schmuck, den sie erhielt, schien sie nur darum zu erfreuen, weil sie Ida damit ein Geschenk machen konnte. Aller Haß, aller Neid war verweht und vergangen, und seit sie den prunkhaften Mantel der Eifersucht selbst zerstörte, schmückte sie der weit schönere der schwesterlichen Liebe.



Der treue Wachposten.

Von

Fürst Friedrich Schwarzenberg.

Welch' ein Glanz am Himmelsbogen
Hat die Czaarenstadt umzogen? —
Welch' ein Glanz hat wohl die Nacht
Heut' zum lichten Tag gemacht? —

Laden wohl die Glockenklänge
Zu der Freude Lustgesänge,
Oder wohl zu einem Feste ein? —
Dann mag dieses prachtvoll sein!

Doch — das ist ja dumpfes Stöhnen!
Näher! Näher! — Hört ihr's tönen? —
Das ist nicht der Freude Ruf:
Das ist Ruf, den Angst erschuf!

Seht ihr! Seht ihr, wie die Flammen
Prasselnd, in sich selbst zusammen
Sinkend, wieder neu ersteh'n!
Hört ihr! Hört ihr Hilfe flehn?

Alles eilet, sucht zu flüchten
Durch die Nacht, der Tageslichten;
Denn des Elementes Hohn
Spottet selbst des Czaaren Thron!

Mauern stürzen dort zusammen,
Alles lodert hell in Flammen,
Rette, wer sich retten kann,
Herr und Diener, Jedermann!

Doch wer ist's, der an der Schwelle
Wieder in die Glutenhelle
In die Flammen rückgekehrt?
'S ist ein Priester, hochgeehrt!

Der entgeht dem Flammenrachen
Nimmer, nimmer, sein Erwachen
Ist in einer andern Welt,
Wenn kein Wunder ihn erhält!

Doch der Herr der Sternenheere,
Thronend über Land und Meere,
Schirmt mit seiner Vaterhand
Seinen Diener unverwandt.

Denn vor seinem Tritte weichen
Stets die Flammen, als ein Zeichen,
Daß des Glaubens frommes Bild
Hier ihm wird ein Cherubsschild.

Die Monstranze in den Händen
Will er sich zur Rückkehr wenden,
Doch da fesselt seinen Schritt
Eines Mannes fester Tritt.

Von Paulowsky Grenadieren
Steht an des Palastes Thüren
Noch ein Mann auf seiner Wacht
In der hellen Flammennacht.

»Mensch, was thust du! — Such' zu fliehen,
Eh die Flammen dich umziehen,
Wo die Flucht unmöglich ist,
Und du nicht zu retten bist!«

»»Herr, für meine Pflicht zu geben
Bin ich schuldig stets mein Leben!««
Spricht die Wach, — zu Gottes Ehr'
Präsentirt sie das Gewehr.

»»Man hat hier auf mich vergessen
In den heißen Flammenessen,
Abgelöset bin ich nicht,
Weiche d'rum vom Posten nicht.««

„„Gebt mir euren Priestersegen,
Herr, an dem mir viel gelegen,
Daß auf meiner letzten Bahn
Er mich leite himmelan!““

„„Und dann sagt es meinem Czaaren,
Daß von seinen treuen Schaaren
Ihm ein Krieger heut' erblich,
Der noch nie vom Posten wich.““

„„Mehr will ich von Euch nicht fodern,
Eilet, eh die Flammen lodern,
Daß sie nicht mit mir hinab
Zieh'n Euch in ihr Glutengrab!““

Und er kniet zur Erde nieder,
Und der Priester segnet wieder,
Wie er es schon oft gethan,
Einen auf der letzten Bahn.

Eilt dann durch die Schreckensstufen,
Immer lauter hört er rufen:
„Rette, wer sich retten kann,
Herr und Diener, Jedermann!“

Doch den Glutenqualm zu dämpfen
Ist vergebens jedes Kämpfen,
Und von Rauch und Qualm umstaubt,
Senkt der Krieger d'rin sein Haupt.

Doch es träufeln Engellieder
Auf sein sterbend Antlitz nieder:
Denn für treu erfüllte Pflicht
Schmerzt der Tod, der schwere, nicht!

Und zu Gott hinaufgetragen,
Wird es ihm dann ewig tagen
Für die Treu', auch seinen Lohn
Findet er an Gottes Thron!

Und es geht von Mund zu Munde,
Und zum Czaaren kommt die Kunde
Von der Wache, die die Pflicht
Auch im Flammentod nicht bricht.

Stolzer schlägt die Brust des Czaaren,
Denn er weiß, daß in den Schaaren
Seines Heer's der Schwur der Treu'
Mehr als bloße Formel sei!*)

---

*) Zu diesem characterisirenden Zuge rührender Selbstaufopferung und echt militärischen Pflichtgefühls findet sich ein würdiges Seitenstück bei der großen Ueberschwemmung in St. Petersburg, bei welcher eine Schildwache sammt ihrem Schilderhause auf einer Eisscholle die Newa hinab, vor dem kaiserlichen Palaste vorüber getrieben wurde, wo der Kaiser, auf einem Balcon stehend, dem unheilvollen Treiben des Stromes zusah. Der schwimmende Wachposten aber präsentirte, als er seines Monarchen ansichtig wurde, kaltblütig sein Gewehr, und überließ sich, als er aus der Nähe des Kaisers war, wieder ruhig dem regellosen Willen der reißenden Fluten, in denen er auch, gleich wie jener in den Flammen, sein Grab fand.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechtes.

Ein Wiegenlied.

Von

Wilhelm Marsano.

Sei gegrüßt mir, kleines Wesen,
In der Wiege stillem Reich,
Von der Mutter Arm gebettet
In den Flaum so lind und weich;
Alles was das äußre Leben
Bringet, — es berührt dich kaum —
Ohne Dornen deine Rosen —
Und dein Schlummer ohne Traum!

Gold'ne Engel schirmen freundlich
Dich mit leisem Flügelschlag,
Denn der Tag, wo du geboren,
Ward dein Auferstehungstag.
Auferstanden aus dem Dunkel,
Tratst du in des Daseins Licht:
Noch kennst du nur Morgenröthen,
Noch des Abends Schatten nicht.

Mutterauge ist die Sonne,
Die ob deinem Leben glänzt,
Und der weiche Arm der Mutter
Ist's, der deine Welt begrenzt,
Drinnen lächelst — schlummerst — lebst du —
Alles Andre liegt noch weit:
Bald doch werden diese Grenzen
Anfang der Unendlichkeit!

Du wirst denken, wenn Du wachest,
Und im Schlummer kommt der Traum,
Schmerz und Freuden — Lieb und Thränen
Alles hat im Leben Raum:
Dann auch mögen dir die Engel,
So wie heut zur Seite steh'n,
Dann auch mögen dich die Menschen
So wie heute lächeln seh'n.

Lebe — wachse — und gedeihe,
Segne Gott dich allerwärts,
Jungfrau einst an Form und Geiste
Bleibe stets ein Kind dein Herz,
Sonnengold und Mondessilber
Hüll' dein ganzes Leben ein,
Von der heut'gen kleinen Wiege —
Fern soll deine letzte sein! —



Ueber die Haide!

Von

Carl Elmar.

Kommt ein Reiter jung wie Mai,
Trägt im jungen Herzen
Doch des Leids schon mancherlei,
Kann es nicht verschmerzen:
»Leben ist ein Haideland,
»Hat viel Dorn und Sonnenbrand,
»Spärlich rinnt der Freudenquell —
»Darum Rößlein fliege schnell
»Über die Haide!«

Tritt ein Mägdlein hold heran
Zum verhängten Zügel:
»Reiche schnell den Perlenmund,
»Küsse mich im Bügel!

„Küß' wie Sturm die Welle mich!
„Heuern laß von Andern dich,
„Deren Herz an diesem Ort, —
„Meines drängt im Sturme fort
„Über die Haide!“

Dunkel naht ein Leichenzug —
Wird ein Freund begraben:
„Willst nicht tauschen Freund mit mir?
„Nicht statt meiner traben?“ —
Wie aus Friedensharfen traut,
Flüstert ihm ein Geisterlaut:
„Glücklich, wer hinüber ist!“ —
„Hurrah Gaul! wie träg' du bist!
„Über die Haide!“

Horch — Gesang — horch — Jubelklang
„Seid gegrüßt, ihr Zecher!
„Freiheit ist mein Herzenslieb,
„Reicht mir einen Becher!
„Dem Erwachen bring' ich's aus,
„Denn sie schläft im Moderhaus,
„Eingesenkt von Gram und Schmach!
„Lebet wohl! ich flieg' ihr nach
„Über die Haide!“

Und der Jüngling hält am Ziel,
Haide liegt im Rücken,

Gräber laden ein den Gast,
Und Cypressen nicken —
Aus der Ferne — bitt'rer Hohn!
Hallt's ihm nach, wie Zecherton,
Wie der Kuß von Sturm und Well',
„Rößlein flog doch allzuschnell
„Über die Haide!“



Der Patriot.

Novelle.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von

L. Fürstedler.

1.

Der verhängnißvolle 21. Juni des Jahres 1809 fand die alte, ehrwürdige Kaiserstadt Wien in beispielloser Aufregung. Waren doch am Morgen dieses Tages die eisernen Reiter Napoleon's, jene furchtbar anzusehende Schaar, womit der Weltunterjocher den Muth der Tapfersten einzuschüchtern hoffte, in gewaltigen Colonnen zum Thore hinausgezogen, um auf der weiten Ebene des Marchfeldes die Macht der Österreicher in den Staub zu treten; stand doch da draußen Held Carl mit seiner begeisterten Armee, um, im Angesichte der Hauptstadt, das Schicksal des Vaterlandes zu entscheiden, und den unüberwindlichen Garden des Frankenkaisers zum ersten Male das Wort „besiegt“ auf die noch makellosen Banner zu schreiben. Was Wunder also, daß sich

drinnen in den Mauern so mancher sehnte, mit unter der heiligen Schaar der Österreicher zu fechten; daß, während Viele am Geschicke des Vaterlandes verzweifelten, Einige schon kühne Pläne hegten, wie der Feind, besiegt vom Schlachtfelde fliehend, in Wien, seinem Sammelplatze, bis auf den letzten Mann vernichtet werden konnte; daß endlich Tausende sich auf Basteien, Linienwälle, Thürme und Dächer drängten, um den fernen Donner der Kanonen zu hören, und mit Fernröhren nach dem Ausgange der Schlacht zu spähen.

Den Franzosen ward da freilich bange; sie hielten die Lauscher und Späher überall zurück, wo sie nur immer konnten; allein dennoch blieb manches Plätzchen frei, und ward auf das eifrigste benutzt.

So standen auch gegen Mittag auf dem Linienwalle bei St. Marx einige Männer aus dem Bürgerstande, und blickten mit ernsten Mienen, ohne den bangen Gedanken Worte zu leihen, hinaus gegen Aspern, wo sich Pulverdampf, Staub und der Rauch brennender Dörfer gleich einer schweren Gewitterwolke über der Ebene ausbreitete. Unter ihnen bemerkte man einen besonders hohen, kräftig gebauten Mann in einfacher aber sauberer Kleidung, mit einem breiten, ehrlichen Gesichte, auf dem sich ein begeisterter Ausdruck von Kühnheit und Hoffnung abspiegelte. Sein dichtes, schon stark mit grau gemischtes Haupthaar hing ihm in großen Ringeln über den Nacken, und unter seinen buschigen Braunen blitzten ein Paar kluge und entschlossene Augen hervor.

Lange stand er stumm unter seinen Gefährten, und blickte durch ein großes Auszug-Fernrohr aufmerksam nach der Gegend des Kampfes. Von Zeit zu Zeit wischte er die Gläser seines Fernrohres mit dem Rockärmel rein, und setzte dann mit doppelter Aufmerksamkeit seine Forschung fort. Endlich trocknete er sich

den Schweiß vom Antlitze, und wendete sich im breiten Tiroler-Dialecte zu seinem Nebenmanne:

„Gott sei Lob und Dank, Johannes, mir scheint, jetzt haben sie ihn; 's ist zwar weit hinaus ins Marchfeld, und mein Perspectiv da ist auch nicht viel werth, spielt alle Farben und zeigt trüb; aber so viel hab' ich doch schon weg, daß die Blauen rückwärts gehen und die Weißen vorwärts.“

„Was du sagst, Sebastian,“ entgegnete der Angeredete, sich durch seine Sprache bald als ein ehrliches Wiener Stadtkind verrathend, „also bekommt er einmal seinen Thee, der kleine Bonaparte. Ah! du mein Herr, wie möcht' mich das freuen, wenn das übermüthige Volk heimgeschickt würde. Wirthschaften sie doch bei uns wie die Kruzzen, nicht einmal die Wiener Zeitung kann ich mehr ansehen, haben den kaiserlichen Adler davon weggerissen, und drucken Lügen hinein, über die wir uns, meiner Seel', schämen müssen.“

„Wahr ist's,“ fiel ihm ein Dritter ins Wort, „was muß sich unser guter Kaiser von uns denken, wenn ihm so was vor die Augen kommen sollte; und indem er ein Zeitungsblatt aus dem Sacke zog, begann er folgende Tirade zu lesen: „Die Siege Napoleon des Großen sind nicht nur die Wunder und der Stolz des Jahrhunderts, sie sind auch das Glück und die Wohlthat der Nationen ....“

„Laßt sie lügen, so viel sie mögen,“ nahm der Tiroler wieder das Wort, welcher inzwischen eifrig sein Fernglas benützt hatte, „es glaubt's ja doch kein Mensch, und am End' sind sie jetzt schon dafür gestraft.“

„Wie, was, gestraft, geschlagen?“ fragten mehrere Stimmen durcheinander; „habt Ihr was gesehen, Sebastian? seht Ihr die furchtbaren Eisenmänner, was machen sie?“

„Mir scheint, Bruder, die machen nicht mehr viel; ich habe sie anfangs in einer ganzen Schaar anreiten gesehen, und es fiel kein Schuß, obschon sie kaum vierzig Schritte von den Unsrigen waren. Da wurde mir bang; habt ihr nicht gesehen, wie mir der Schweiß ausbrach. Als ich wieder hinschaute, sah ich eine große, große Rauchwolke, und als der Wind die wegblies, war nur hier und da mehr einer von den Eisernen zu sehen. Ich glaub', die sind hin.“

„Die Eisenmänner hin!“ jubelten alle Anwesenden.

„Ach, meine Herren,“ krächzte eine heisere Stimme dazwischen, „ach! ein großes Unglück, wenn die Franzosen geschlagen werden, dann kommen sie über die Donau zurück, lassen ihre Wuth an der Stadt aus, zünden unsere Häuser an, massacriren uns arme Wiener ....“

„Seit wann sind denn Sie ein Wiener, und wo steht denn Ihr Haus, wenn ich bitten darf?“ fuhr ein stämmiger, wohlgenährter Bürger den Unglücksprophcten an, der sich nun, da die Umstehenden etwas bei Seite traten, um dem Fragesteller Platz zu machen, als ein kleines, hageres Männchen, mit stechenden, schwarzen Augen, braungelbem Gesichte und sehr armseliger Kleidung darwies.

„Laß ihn gehen, Schwager,“ sprach der Tiroler dazwischen, „wenn sie ihn massacriren, wie er fürchtet, so ist wenig Schade darum, die Freude wollen wir ihnen gerne lassen.“

Lautes Gelächter der Umstehenden und ein wüthender Blick des Kleinen begleitete diese Rede.

„Und das Haus, welches ihm zusteht,“ fuhr der Tiroler ernsthaft fort, „können sie auch anzünden, ich glaube, das wäre das Zuchthaus.“

Neues Gelächter der Umstehenden.

„Aber uns,“ schloß der Sprecher, mit furchtbarem Ernste die Braunen zusammenziehend, „uns und unseren Kindern sollen sie kein Haar krümmen, die Bluthunde; ich habe sechs geladene Stutzen zu Hause, und ein Anderer hat eine Kanone, die Bürger haben noch ihre Waffen, und die armen Leute, denen sie das Brot aus den Bäckerläden vorm Mund wegnehmen, werden schon auch ihre Knittel finden. So wollen wir sie packen, wenn sie geschlagen über die Donau zurückkommen, und keiner soll wieder aus der Stadt, so wahr mir Gott und die heilige Jungfrau helfe!“

Die hohe Gestalt des Tirolers hatte sich bei dieser Rede ehrfurchtgebietend aufgerichtet, bei Nennung der heiligen Namen zog er fromm den Hut und bekreuzte sich; die Umstehenden blickten schweigend und begeistert mit funkelnden Augen zu ihm empor — nur der kleine Hagere war verschwunden.

„Was habt Ihr da wieder angefangen,“ unterbrach ein schöner junger Mann dieses Stillschweigen, indem er sanft die Hand auf die Schulter des Tirolers legte, „was habt Ihr geredet vor dem elenden kleinen Wicht, der, wie wir vermuthen, ein Angeber und Verräther im Solde der Franzosen ist; denkt doch um Gottes willen an Euer Weib und Kind, Herr Sebastian, und stürzt Euch nicht muthwillig in die Gefahr.“

„Es ist wahr, er hat Recht!“ tönten von mehreren Seiten die Stimmen der Umstehenden; und viele derselben drängten sich enge um ihren Sprecher zusammen, als wollten sie ihn mit ihren Leibern gegen eine nahende Gefahr schützen.

Er aber stand noch immer aufrecht, den Hut in der Hand, und blickte gen Himmel. Plötzlich wandte er sich mit herzlichem Tone zu dem jungen Manne:

„Du hast Recht, Carl, ich bin unvorsichtig, ich red', wie

mirs ums Herz ist, und bring' am Ende noch Andere ins Unglück; aber ich denke, jetzt wird es mit der Angeberei ein Ende haben. Wenn einer von den Blauen da drüben noch herüberkommt, so werden sie für was Anderes zu sorgen haben, als unsere Reden aufzufangen. Gewinnt nur der Erzherzog die Schlacht, wie ich's fest glaube, so können sich die Franzosen auf die Reise machen.«

Diese Gründe fanden zwar nicht ganz unbedingten Glauben bei den ehrlichen Bürgersleuten; allein sie äußerten doch eine etwas beruhigende Wirkung, und ließen den Wunsch laut werden, nach Hause um Weib und Kinder und das ohnehin schon verspätete Mittagmahl zu sehen.

Der Tiroler mochte ihnen nicht folgen.

»Ich kann nicht heimgehen,« sagte er ernst und fest zu Carl, der ihn überreden wollte, »ich kann nicht an Weib und Kind denken, und am allerwenigsten ans Mittagessen, wenn es sich um das Schicksal meines Vaterlandes und meines Kaisers handelt. Geh du mit den Männern heim, und tröste mein Weib und meine Tochter; ich komme bald nach.«

Mit diesen Worten setzte er sein Fernrohr wieder ans Auge, und blieb regungslos stehen, während Carl und die andern Bürger den Heimweg antraten.

2.

In einem sauberen Zimmer eines nieblichen Vorstadthauses saßen um diese Zeit zwei besorgte Frauen mit Thränen im Auge an einem gedeckten Tische, auf welchem sich mehrere Speisen befanden, die aber noch ganz unberührt schienen. Die zwei Trauernden waren des Tirolers Weib und Tochter, ersteres eine rüstige und noch immer hübsche Vierzigerin, in einfacher Bürgertracht, mit dem characteristischen Anhängsacke und dem einfachen weißen

Häubchen; letztere ein wohlgebildetes Mädchen von achtzehn Jahren, mit einem länglichten, regelmäßigen Antlitze, dunklem Haar, frischen rothen Lippen, und im Ganzen viel kleiner und zarter, als man es bei dem Kinde so rüstiger Eltern erwartet hätte. Sie war auch etwas mehr modisch gekleidet, aber immerhin noch tausendmal einfacher, als heutzutage die geringste unter ihren lieblichen Landsmänninnen.

Die Beiden saßen einander stumm gegenüber; die Blicke der Mutter fielen bald ungeduldig auf die Zimmerthüre, bald mit dem Ausdrucke unverholenen Ärgers auf die unberührt dastehenden Speisen; die Tochter hingegen blickte fast unverwandt mit ihren zwar nicht großen und sprechenden, aber diesungeachtet sehr ausdrucksvollen Augen auf einen mächtigen Wandschrank, der hinter seinen statt der Glastafeln mit grünem Zeuge überspannten Flügelthüren irgend einen drohenden Gegenstand zu bergen schien.

„Wo er nur wieder bleibt, der heillose Mann,“ nahm endlich die Mutter unwillig das Wort, „jetzt rennt er schon seit dem Frühstück mit seinem Gucker draußen herum, und vergißt aufs Nachhausekommen und aufs Essen, als ob es bei den schweren Zeiten ein Kinderspiel wäre, eine gute Feiertags-Mahlzeit verderben zu lassen. Ich mein', die Unsrigen können die Schlacht auch recht gut gewinnen, ohne daß er den ganzen Tag hinausguckt.“

„Freilich können sie das,“ entgegnete das Mädchen mit bewegter Stimme und in etwas gereiztem Tone; „Gott gebe, daß sie gewinnen; aber, Mutter, können Sie den Vater schmähen, daß er seinen Kaiser und sein Vaterland über Alles liebt, können Sie ihn beschimpfen, weil er die Feinde haßt, die uns so unglück-

lich machen, und uns noch obendrein den Schimpf anthun, öffentlich zu drucken: wir fühlen uns durch ihre Gegenwart beglückt!«

„Nun, das ginge mir noch ab, daß du mir gute Lehren gibst," erwiderte die Mutter zornig; dann fuhr sie etwas sanfter fort, „ich schimpfe und schmähe ja den Vater nicht; glaubst du denn, daß nicht auch ich mich kindisch freuen werde, wenn einmal wieder der gute Kaiser Franz nach Wien zurückkommt; aber der Vater soll nur immer denken, daß er ein Geschäft und ein Weib und eine Tochter hat, die ohne ihn zu Grunde gehen, und er soll sich nicht in solche Sachen einlassen, wie die mit den Gewehren da ... " und sie deutete bei diesen leise gesprochenen Worten furchtsam auf den großen Wandschrank.

„Du lieber Himmel," seufzte das Mädchen, „auch ich gäbe ja gerne meine schönen Perlen dafür, wenn die unglückseligen Gewehre aus dem Hause wären; sie können uns noch alle ins Unglück stürzen. Aber der Vater weiß wohl, was er thut; wenn die Wiener ihre Feinde umbringen wollten, so wäre es ja ein ehrlicher, gerechter Krieg, und wer recht thut, der braucht Niemanden zu fürchten."

„Recht oder Unrecht, das kümmert mich nicht," zürnte die Mutter, „mir scheint freilich auch, daß sie nicht unrecht hätten, aber mein Mann braucht nicht dabei zu sein.... Doch da kommt er ja ... nun warte ..."

Und wirklich hörte man die Schritte eines nahenden Mannes auf dem hölzernen Gange, der zum Wohnzimmer führte.

„Ach nein, das ist Carl," rief das Mädchen aufspringend, und sein Gesicht schien bis an den Hals in Blut getaucht; „um Gottes willen, wo ist der Vater?" fragte es dann mit ängstlicher Hast den Eintretenden.

„Nur ruhig, liebe Leopoldine," tröstete dieser die schöne

Fragerin, indem er zugleich die Mutter ehrerbietig begrüßte, „der Vater schickt mich eben her, um Ihnen zu sagen, daß er bald nachkommen werde, und um Sie über sein Ausbleiben zu trösten; er steht noch draußen auf dem Linienwall, und sieht eifrig hinüber ins Marchfeld, wo ...“

„Und wie steht es dort?“ unterbrach ihn Leopoldine mit einem plötzlichen Aufblitz der Begeisterung, und erröthete neuerdings über ihre heftige Frage.

„Nun, wenn wir uns nicht täuschen, so sind die Franzosen so gut als geschlagen, sie ziehen sich bereits in die Lobau zurück, die Eisenmänner sind gänzlich aufgerieben.“

„O Gott, o Gott!“ schrie Leopoldine freudig auf, und klatschte in die Hände, „die Franzosen geschlagen, die Eisenmänner vernichtet. O du guter Gott!“

„Willst du still sein, heilloses Mädel,“ beschwichtigte ängstlich die Mutter, „wenn dich ein Franzose hörte, es sind noch Einquartierungen im Hause.“

Doch würde diese Drohung schwerlich den überwallenden Patriotismus der jungen Wienerin gedämpft haben, wenn nicht zugleich Carl etwas schüchtern die Frage gestellt hätte:

„Besitzen Sie den Schlüssel zu jenem Kasten?“

„Was wissen Sie von dem Kasten?“ fragten Mutter und Tochter zugleich, und beide wurden bleich, indem sie fragten.

„Sie entschuldigen, daß ich mich da gleichsam in ein Familien-Verhältniß mische, aber die Umstände erfordern es dringend, daß ich Sie von Allem unterrichte. Der Vater war unvorsichtig, er hat draußen auf dem Walle etwas von geladenen Gewehren gesprochen. Der kleine französische Sprachmeister, den Sie ja kennen, und den wir immer für einen Spion halten, ist eben auch dabei gestanden ..... der Vater hat ihn beleidigt .....

hat ihn lächerlich gemacht..... der Kleine hat sich plötzlich entfernt....«

»Jesus, Maria und Joseph!« kreischte die Mutter, und Leopoldine sank, bleich wie die Wand, auf einen Stuhl.

Carl stürzte besorgt zu ihr, und ergriff ihre schlaff herabhängende Hand, indem er ihr zugleich ein Glas Wasser vom Tische reichte.

»Nur Muth, meine Theuren,« sprach er mit Entschlossenheit, »jetzt ist es nicht Zeit zum Wehklagen, sondern zum Handeln; ich zweifle nicht, daß der Kleine den Vater denunciren wird, mit dem Vater war über den Punct gar nicht zu reden. — Sie kennen ihn ja, — es ist jetzt an uns, ihn zu retten; geben Sie schnell den Schlüssel her, wenn Sie ihn besitzen, und lassen Sie uns die Gewehre wegschaffen.«

»Das ist unmöglich,« entgegnete Leopoldine, die inzwischen wieder ihre Besinnung gefunden, »wir haben den Schlüssel nicht, und wenn wir auch den Schlüssel hätten, so könnten wir die Gewehre doch nicht hinaustragen; denn in dem Zimmer, dessen Fenster gerade neben unserer Thüre auf den Gang geht, wohnt ein kranker französischer Officier, und der steht den ganzen Tag über am Fenster, und paßt.... auf mich.«

»So,« antwortete Carl gedehnt; doch ein vielsagender Blick des Mädchens beruhigte ihn schnell, und er kam alsbald wieder auf seinen Rettungsplan zurück.

»Wer hat also den Schlüssel?« fragte er die Mutter.

»O, mein Jesus! der Alte trägt ihn bei sich,« schluchzte diese, »ich hab' es immer gesagt, daß da noch ein Unglück geschieht, aber ich muß stets unrecht haben. Doch warte, da fällt mir was ein; der Franzose neben uns hat ein Auge auf meine Leopoldine, er war schon einige Male bei uns im Gewölbe,

hat allerlei gekauft, und hat dabei immer das Mädchen angeblickt und ihm Schönheiten gesagt, die es freilich nicht verstand, weil es nur deutsch kann. Wie wäre es, wenn Leopoldine unter einem gescheidten Vorwand zur Nachbarin ginge. Der Franzose käme gewiß gleich hinüber, und wir könnten indessen den Kasten aufsprengen und die unglückseligen Gewehre forttragen.«

Carl sah bei diesem Vorschlage mit ernsten, unverwandten Blicken das Mädchen an, das erst vor Unwillen erröthete, dann aber mit einer Würde und Feierlichkeit, wie man sie bei diesem Alter und Stande kaum vermuthet hätte, zur Antwort gab:

»Das thue ich nicht; verlangen Sie mein Leben von mir, Mutter, und ich will es mit Freuden hingeben; aber verlangen Sie nicht meine Schande.«

»Wie, du ungerathenes Kind,« zürnte die Mutter, »du dummes, eigensinniges, hoffärtiges Ding,« und sie schien bereit, noch eine Flut von Schmähungen folgen zu lassen; allein Carl nahm ihr das Wort vom Munde.

»Beruhigen Sie sich,« sprach er mit Nachdruck und Bestimmtheit, »wenn Rettung möglich ist, so werde ich Euch retten. Ich habe einen Plan gemacht, der höchst wahrscheinlich Alles zum Besten enden wird. Allein Sie müssen mitwirken; Leopoldine kleide sich schnell an, und gehe dem Vater entgegen. Sie bleiben zu Hause, verbergen Ihre Angst so gut als möglich, und suchen nur zu verhindern, daß der Schrank nicht eher geöffnet wird, als bis der Vater und ich zugegen sind. Es hängt Alles von Ihrer Ruhe und Klugheit ab. Doch ich sehe, Sie sind schon fertig,« wendete er sich dann zu dem Mädchen, das indeß sein Häubchen aufgesetzt und ein Tuch umgenommen hatte, »nun kommen Sie in Gottes Namen; ich werde Ihnen das Weitere unter Weges sagen.«

Mit diesen Worten bot er dem Mädchen den Arm, nahm seinen Hut und führte es fort. Die Mutter sank erschöpft auf einen Stuhl und konnte weder ihrem Ärger noch ihrem Zweifel Worte geben; das bestimmte und imponirende Wesen des jungen Mannes hatte sie wider Willen zum Gehorsam gezwungen — was sonst eben nicht ihre Sache war.

3.

Die zwei jungen Leute gingen im eifrigen aber leise geführten Gespräche durch mehre Gassen. Dann blieben sie einen Augenblick stehen, Leopoldine reichte ihrem Freunde zärtlich die Hand und sprach mit dem Ausdrucke des innersten Vertrauens:

»Ja, Carl, Sie werden den Vater retten, gehen Sie mit Gott, ich werde Ihnen ewig dankbar sein; verlangen Sie von mir Alles was ich thun kann . . .«

„Kein Wort von Dank, geliebte Leopoldine,« entgegnete der junge Mann feurig, »mein Leben gehört Ihnen . . . seien Sie klug und besonnen, und der Himmel gebe seinen Segen dazu.«

Mit diesen Worten eilte er fort, und auch Leopoldine verfolgte mit größter Eile ihren Weg.

Es mochte ungefähr fünf Uhr Nachmittags sein, als der Tiroler, den wir auf dem Linienwalle in eifriger Beobachtung der Schlacht zurückgelassen haben, aus dem alten finsteren Burgthore gegen das Glacis zuschritt. Der Weg über die Esplanade war damals noch bei weitem nicht so freundlich, als er jetzt ist. Gruben wechselten da mit Hügeln, Lehmgründe mit Kiesel- und Mauerschutt und die zahlreichen, schmutzigen Buden eines kleinen Trödel-Marktes bedeckten den Platz zwischen den kaiser-

lichen Ställen und dem Gebäude der ungarischen Garde wie ein Zigeunerdorf. Auf diesem unfreundlichen Wege schritt Herr Sebastian in großer Aufregung dahin, Hut und Fernrohr in der Hand tragend, und sich von Zeit zu Zeit mit seinem großen rothgewürfelten Sacktuche Kühlung zufächelnd. Mehre Bekannte grüßten ihn, ohne daß er es wahrgenommen hätte; sein glänzendes Auge blickte starr vorwärts, seine ohnedies große und kräftige Gestalt schien noch größer und gewaltiger. Auf der Brücke, welche vom Burgthore über den Stadtgraben führte, hatte er einige Worte mit einem Manne des Bürger-Corps gewechselt, welches dort Wache hielt; er schien durch die erhaltene Auskunft in gleichem Maße verstimmt und beunruhigt, und schritt desto hastiger vorwärts. Als er gegen die leerstehenden Buden des Trödelmarktes kam, ward sein Gang allmälig langsamer; er blieb öfter stehen, murmelte einzelne abgerissene Worte vor sich hin, sah einige Male gegen Himmel und warf dann plötzlich einen erschreckten Blick ringsumher. Es schien ihn eine unwiderstehliche Seelenangst befallen zu haben; eine jener unerklärlichen Ahnungen, die oft auch den Kühnsten am Vorabende einer großen That bewältigen und seinen oft erprobten Muth, wenn auch nur auf Augenblicke, niederbeugen. So herrscht in der Natur, vor nahenden Gewittern, eine kurze bange Stille, die sich dann entweder in furchtbaren Wettersturm oder in milden befruchtenden Regen löset.

In dieser Stimmung war der Tiroler bis in die Mitte des Trödelmarktes gekommen. Hier trat er plötzlich in eine der leeren Buden, legte Fernrohr, Hut und Sacktuch auf den Boden und sank andächtig auf die Knie. Seine Hand erhob sich, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, dann falteten sich seine Finger zum Gebete und er blieb, gesenkten Hauptes, wohl eine Viertelstunde in dieser Stellung.

Sichtlich gestärkt und mit heiterem, fast verklärtem Antlitze stand er nun auf, nahm die abgelegten Gegenstände wieder zur Hand und trat rasch aus der Bude.

Kaum zwei Schritte vor ihm gewahrte er seine Tochter, die bei dem Anblicke des Vaters laut aufschrie und ihm mit einer Hast entgegenflog, als hätte sie ihn schon für todt gehalten.

»Nun, nun, Tinchen,« sprach der Tiroler lächelnd, »was ist denn das wieder; wie kannst du denn so unvorsichtig sein, und hier unter den öden Buden allein herumspazieren; wie leicht könnte dir ein Franzose begegnen und dir einen rechten Schimpf anthun.«

»O! Vater,« antwortete Leopoldine noch beinahe athemlos, »ich hatte nicht Zeit an so was zu denken ... ich suche Sie ... denn Carl; ... der kleine Sprachmeister ... die Gewehre ...« und sie rang vergebens nach Fassung, um ihre Nachricht zusammenhängend vorzutragen.

»Nun ... um Gotteswillen, haben sie die Gewehre schon?« forschte der Vater erschreckt.

»Nein, keineswegs; aber verzeihen Sie mir nur, der Schreck und die Überraschung, Sie so plötzlich zu sehen, haben mich ganz verwirrt gemacht. Lassen Sie mir nur einige Augenblicke Zeit, um mich zu fassen, und ich werde Ihnen Alles mittheilen, wie es mir Carl aufgegeben.«

»Aber Carl, der Teufelsjunge, was hat er Euch denn in den Kopf gesetzt; dem werd' ich tüchtig den Text lesen, wenn ich ihn wiederseh', dem jungen ...«

»Ach! Vater,« bat Leopoldine, »zürnen Sie ihm nicht, er wird Sie, er wird uns Alle vom Untergange erretten;« und sie hing sich, da sie inzwischen wieder aus der Budenreihe hervor auf die offene Straße gekommen waren, wo sich zahlreiche Fußgänger hin und her bewegten, fest an des Vaters Arm,

und begann flüsternd ihre Eröffnungen, die bald einen Sturm wechselnder Empfindungen in seiner Seele erregten. Erst schien er heftig erzürnt, blieb alle Augenblicke stehen, und wollte sich einige Male vom Arme des Mädchens losreißen, bald aber schien ihn ihre eindringliche Rede zu fesseln; er ward ruhiger, stellte mehre Gegenfragen, deren Beantwortung ihn sichtlich befriedigte, und endlich sprach er, die Hand des Mädchens ergreifend:

„Ja, Leopoldine, das ist Gottes Finger. Als ich durch die Stadt heimging, befiel mich eine unerklärliche Angst; mir war es, als säße mir ein Messer an der Kehle. Vor dem Burgthore traf ich einen Freund, der an unseren Plänen Theil genommen; ich unterrichtete ihn von dem muthmaßlichen Ausgange der Schlacht; er dagegen machte mir eine Mittheilung, nach welcher unser Vorhaben gänzlich unausführbar sein mußte. Da erkannte ich, daß ich Euch und mich zwecklos einer großen Gefahr ausgesetzt habe, da kniete ich in der Bude, aus der du mich kommen gesehen, entmuthigt nieder; da bat ich den Allmächtigen, daß er mir einen rettenden Engel sende, und da sandte er — dich. Ja, nun will ich getröstet meinem Schicksale entgegen gehen, es mag mit mir geschehen, was da wolle; ich weiß, daß der Himmel mit mir ist, und wem Gott beistehet, der braucht sich vor Menschen nicht zu fürchten.“

Leopoldine schien zwar von den frommen Gesinnungen, welche ihr Vater an den Tag legte, tief ergriffen, aber keineswegs so sehr beruhigt, als er es sein mochte.

„Ich bewundere Ihr Vertrauen auf Gott, lieber Vater; allein ich kann Ihnen auch nicht verhehlen, daß ich noch so manches Unglück befürchte; und sehen Sie nur,“ fuhr sie erschreckt fort, während sie in die Straße, die zu ihrer Wohnung führte, einlenkten, „sehen Sie nur, wie die Leute uns be-

fremdet und traurig ansehen ... o Gott! es ist gewiß schon Etwas vorgefallen.«

In diesem Augenblicke winkte ein Nachbar, halb hinter dem Hausthore versteckt, dem Tiroler, näher zu treten. Er folgte, begleitet von seiner Tochter, dem Winke.

»Um Gotteswillen, Sebastian,« rieth der gute Nachbar dringend, »geh' nicht nach Hause; ich lasse dich hinten durch meinen Garten hinaus, ich geb' dir Geld so viel du brauchst; fliehe nach Ungarn, sonst fangen sie dich, sperren dich ein, erschießen dich ... sie sind schon in deinem Hause und warten auf dich.«

»Dank dir, Bruder,« entgegnete der Tiroler gerührt durch diesen Beweis aufrichtiger Freundschaft, und schüttelte dem wackern Nachbar treuherzig die Hand; »aber ich muß nach Hause gehen, ich muß, sag' ich dir; denn sonst opfre ich einen Andern, Unschuldigen, der aus Liebe für mich und die Meinen sein Leben daran gesetzt hat, und der uns mit dem Beistande Gottes wohl auch helfen wird.«

Bei diesen Worten erkannte erst Leopoldine die Gefahr, der sich ihr junger Freund ausgesetzt hatte. Sie sah ein, daß die Feinde, im Falle ihr Vater nicht nach Hause käme oder schuldig befunden würde, den armen Carl als Geißel behalten würden. Sie hing sich, erbleichend, fester an den Arm des Vaters; aber sie zweifelte nicht einen Augenblick lang, was ihre Pflicht sei.

»Lassen Sie uns fliehen, Vater,« flehete sie mit halbersterbender Stimme, »nehmen Sie den Antrag des guten Nachbars an; ich will Sie begleiten, und wenn es in den Tod wäre.«

»Nein, gutes Tinchen,« entgegnete der Tiroler, und zwei Thränen perlten in seinen Augen, »wir gehen nach Hause; ich

will deinen Carl nicht verlassen, so wahr Gott und er mich nicht verlassen werden.“ Und noch einmal drückte er dem Nachbar kräftig die Hand, und schritt mit seiner Tochter anscheinend ganz wohlgemuth und wie von einem Spaziergange heimkehrend, seinem Hause zu.

Da standen schon viele Neugierige auf der Straße, die mit Fingern nach ihm deuteten, und vor dem Hausthore standen zwei bärtige Grenadiere vom Oudinot'schen Corps mit gekreuzten Kolben. Sie zogen ihre Gewehre zurück und ließen die Ankömmlinge eintreten; dann setzten sie ihre Büchsen wieder klirrend auf den Boden, und ein Gemurmel des Schreckens lief durch die vor dem Hause versammelte Menge.

4.

In dem einfachen Wohnzimmer, worin wir die in gleichem Maße erzürnte und besorgte Gattin des wackern Tirolers zurück gelassen, befand sich nun eine beiweitem zahlreichere, wenn gleich nichts weniger als angenehme Gesellschaft. Zunächst an der Thüre standen zwei Grenadiere, eben so wild und bärtig, als die am Hausthore, gleichfalls mit gekreuzten Kolben; im Hintergrunde des Zimmers lehnte Carl in einer Fensterbrüstung, eifrig mit einem französischen Officiere sprechend, der sich vollkommen geläufig im Deutschen ausdrückte, und wie es schien, ein Elsaßer war; nebstdem bemerkte man noch einen Civilbeamten, einen unwillig auf- und abgehenden Sergeanten, und endlich die Hausfrau, welche sich alle Mühe gab, um ihre Angst zu verbergen und ihren unwillkommenen Gästen die Zeit zu verkürzen.

„Ich bitte nur einen Augenblick sich zu gedulden, werther Herr,“ sprach sie zu dem Civilbeamten, „mein Mann muß gleich da sein; er hat nur einen kleinen Handel zu schließen . . .

Sie wissen ja, ein Trödler hat Tag und Nacht keine Ruh'.... und wenn er wüßte, daß die Herren schon da sind, würde er gewiß nicht versäumen, das Vergnügen zu haben. Doch da kommt er schon," unterbrach sie sich, und erblaßte, indem sie ihren Gatten, die Tochter am Arme, ganz ruhig ins Zimmer treten sah.

Er grüßte die Anwesenden alle der Reihe nach, zuletzt den Sergeanten, der sich hoch aufrichtete und ihm einen grimmigen Blick zuwarf. Dann wandte er sich an Carl mit der Frage, was die Wachen am Thore und vor der Thüre zu bedeuten haben.

Statt des Gefragten trat ihm der junge Officier mit freundlicher Miene entgegen und antwortete:

„Dieser Herr hat sich vor einer Stunde bei mir in Ihrem Namen angefragt, wann Sie sechs Gewehre, die Sie gestern in einer Auction auf dem Lande zum Behufe Ihres Geschäftes angekauft hätten, der Vorschrift gemäß, in unsere Verwahrung abliefern könnten; weil heute, des Feiertages und der bevorstehenden großen Ereignisse halber, das Depot nicht geöffnet sei. Kurz darauf erhielt ich die Anzeige, daß Sie sechs geladene Gewehre in Ihrem Hause verborgen haben, um davon gegen unsere sieghaften Truppen einen schlimmen Gebrauch zu machen. Ich habe mich daher mit der nöthigen gerichtlichen Assistenz zu Ihnen verfügt, um zu untersuchen, ob die Gewehre wirklich geladen seien; weil ich in diesem Falle die Anzeige für gegründet halten müßte. Ich bitte, mir die Gewehre zu zeigen."

Der Tiroler griff gelassen in die Tasche und holte den Schlüssel zum Gewehrschranke hervor; aber während er diesen öffnete, warf er einen Blick zurück auf Carl, in welchem man deutlich lesen konnte: „wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren."

Die Thüren des Kastens flogen auf; man erblickte darin sechs stattliche Scheibenstutzen in schönster Ordnung aufgehängt.

Der Sergeant griff hastig hinein und holte eines der Gewehre heraus ... er zog gewandt den Ladstock und warf ihn in den Lauf ... alle Anwesenden schienen zu Bildsäulen erstarrt ....

Der Ladstock sprang von der Gewalt des Wurfes bis über die Hälfte aus dem Laufe; dann fiel er ganz in denselben zurück, so daß man kaum die Spitze bemerkte.

Bei diesem Anblicke athmete der Tiroler leise aus tiefer Brust, als sei ihm eine Last vom Herzen genommen. Der Sergeant dagegen schien mit dem Erfolge seiner Prüfung noch nicht zufrieden; er entfernte den Ladstock aus dem Laufe, öffnete die Batterie und blies mit aller Gewalt seiner kräftigen Lunge oben in die Mündung. Man hörte die Luft zischend durch das Zündloch entweichen. Unwillig warf der Franzose das Gewehr bei Seite und langte nach einem zweiten.

Aber der Officier hielt ihn zurück.

„Genug," sagte er, „wir haben uns überzeugt, daß die Gewehre nicht geladen seien. Wir wollen diesen ehrlichen Bürger nicht länger belästigen; denn da er selbst die Anzeige gemacht hat, und das Gewehr, welches wir untersuchten, wirklich ungeladen war, so ist es klar, daß die Denunciation nur auf einem Mißverständnisse beruhe. In einer Stunde können die Gewehre in meine Wohnung gebracht werden; ich werde sie dort übernehmen, den Empfangschein dafür ausstellen, und sie weiter abliefern, sobald sich dazu Gelegenheit darbietet."

„Leben Sie wohl," wandte er sich dann an die noch von den mannigfaltigsten Empfindungen bewegte Familie, „und entschuldigen Sie die Ungelegenheit, die ich Ihnen verursachen mußte."

Und höflich grüßend entfernte er sich mit dem Civilbeamten und der Wache.

Nach wenigen Minuten kam er allein wieder zurück und wandte sich ernst an den Tiroler:

„Herr,“ sprach er, „ich habe diesmal fast schon mehr gethan, als ich zu verantworten vermag; ich kenne Ihre Pläne, sie sind unüberlegt und können nur Unheil über Sie und Ihre Mitbürger bringen. Stehen Sie davon ab; denken Sie, daß es nur durch die kluge Verwendung Ihres jungen Freundes möglich geworden ist, Ihnen jene Schonung zu beweisen, daß ich das zweite Mal nur als unerbittlicher Richter in dieses Haus treten könnte.“

Die edle Handlungsweise des Feindes scheuchte die finsteren Wolken von der Stirne des Tirolers; er faßte freundlich die Hand des Franzosen, schüttelte sie und sprach in seiner treuherzigen Tiroler-Weise:

„Freund oder Feind, ist mir alleins; aber du bist ein braver Mann. Das Glück ist auf Eurer Seite gewesen, vielleicht kommt's bald auf die unsere. Gott wird entscheiden zwischen unserem Kaiser und Eurem ... (hier unterdrückte er gewaltsam einen derben Fluch) bis dahin will ich ruhig zuschauen, ich versprech' es dir — aber wenn's losgeht, kann und mag ich nicht der Letzte sein.“

„Ich nehme Ihr Wort an,“ entgegnete der Officier, „und bitte zugleich dies schöne Kind“ — er deutete auf Leopoldine — „und ihren klugen Freund, Sie öfter daran zu erinnern. Nun leben Sie Alle wohl, und denken Sie manchmal an Ihren freundlichen Feind.“

Rasch wandte er sich zur Thüre, und ehe noch die gerührte Familie Zeit gehabt hatte, ihm ihren wärmsten Dank auszudrücken, hörte man schon seinen schweren Säbel die Treppe hinabklirren.



„Ein braver Kerl, der Franzos," rief der Tiroler, indem er zugleich hinauseilte und die äußere Thüre sorgfältig verriegelte. „Aber jetzt," sprach er dann zurückkehrend, „laßt uns vor Allem die Schüsse aus den verd— Gewehren ziehen."

„Wie, die Gewehre sind doch geladen!" riefen Alle erstaunt.

„Freilich, Ihr werdet's gleich sehen, alle sind geladen, bis auf das Eine, welches der wilde französische Schuft herausgefischt hat. Das eben ist Gottes wunderbare Fügung."

Wohl wäre er gerne sammt seiner Familie auf die Knie gesunken, um dem Allmächtigen im inbrünstigen Gebete zu danken; allein der Augenblick drängte. Mit Eifer machte er sich, unterstützt von Carl, ans Werk, und in wenigen Minuten waren die fünf Schüsse aus den Gewehren gezogen und aus der Wohnung entfernt. Dann luden der Tiroler, Carl und auch die zarte Leopoldine jedes zwei Gewehre auf ihre Schultern — denn damals waren noch nicht die Zeiten, wo sich ein Bürgersmädchen geschämt hätte, Etwas über die Gasse zu tragen — und verfügten sich damit in die Wohnung des Officiers.

Als sie wieder heimkehrten, empfing die Hausfrau, deren Groll bei der vorhergegangenen Schreckens-Scene gänzlich dahin geschwunden war, ihren Mann mit offenen Armen an der Zimmerthüre, und preßte ihn mit überströmenden Augen an die Brust.

„Du lieber, böser Mann," schluchzte sie, „diesmal hat dir Gott geholfen; aber, nicht wahr, du versuchst ihn nimmer, und denkst in Zukunft an dein armes Weib ..."

„Und an Ihr Kind," fügte Leopoldine hinzu, indem sie ihre schönen Hände um den Hals des Vaters schlang.

»Und nun,« fuhr die Mutter eifrig fort, indem sie ihren Mann zum großen Speisetisch zog, auf dem man mehre duftende Schüsseln, eine große Flasche alten Österreicher und vier nette Gedecke bemerkte, „nun laß uns Gottes Gaben genießen und den überstandenen Schrecken vergessen.«

»Ja, meine Alte,« rief der Tiroler, »das wollen wir; Gott zu danken vermag ich jetzt nicht, ich bin zu voll von weltlichen Dingen; aber morgen lassen wir eine heilige Messe lesen, und suchen dort dem Himmel einen Theil unserer großen Schuld abzutragen.«

Während des Essens, bei welchem nur Leopoldine eine fast müßige Zuseherin spielte, erzählte der Tiroler seinen Lieben die Ereignisse des Nachmittages. Darauf füllte er alle Gläser und brachte ein begeistertes »Vivat« für den »guten Kaiser Franz« und den »Heldenbruder Carl.« Ihm folgte der junge Gast mit einem »Lebehoch« für den französischen Officier, und Alle thaten ihm herzlich Bescheid. Nun erhob sich auch schüchtern die holde Leopoldine, und sprach mit bebender Stimme, oft von Thränen unterbrochen:

»Noch Einer sitzt mit uns zu Tische, dem wir, nächst Gott, Alles verdanken ... der sich für uns der Gefahr eines frühen Todes aussetzte ... dem wir nie lohnen können, was er für uns gethan ... er soll leben und glücklich sein!«

»Närrisches Mädel,« lachte der Vater dazwischen, indem er hoch sein Glas schwenkte, »glaubst wohl gar, ich hätt' auf ihn vergessen. Nun, vielleicht kann ich ihm doch durch Etwas danken; umarm' ihn, ich weiß, Ihr habt Euch lieb; er soll dein Mann sein und für's Fortkommen laßt nur mich sorgen. Aber, das sag' ich Euch, die Hochzeit wird nicht eher, als bis unser Vater Franz wieder in seiner Burg sitzt.«

Und so geschah es auch. Als am 29. November die Kanonen von den Wällen donnerten, um der frohen Stadt die heiligen Momente des im Riesendome zu St. Stephan abgehaltenen Tedeums zu verkünden, standen Carl und Leopoldine vor dem Altare ihrer Pfarrkirche und wechselten die Ringe, und Eltern und Nachbarn standen gerührt dabei; und Alle waren glücklich. —

Das Mädchen von Nettuno.

Reiseerinnerung.

Von

Ludwig Norbert.

1.

Die Künstlerkneipe in München.

„Was fangen wir mit dem Reste des Abends an?“ fragte ich den Maler Miller, nachdem wir eben mit dem Auspacken unserer Koffer fertig geworden waren. — „Es ist zu schlechtes Wetter,“ entgegnete mein Reisegefährte, „als daß ich Sie noch in den neuen Straßen Münchens herumführen könnte; aber ein Stück Münchner Künstlerleben kann ich Ihnen heute doch noch zeigen, das Sie gewiß interessiren wird — wir wollen in die Malerkneipe gehen.“

Es war einer der frostigsten Octobertage des vorigen Jahres; wir hüllten uns bis an das Kinn in unsere Paletots ein, machten uns auf den Weg nach dem Anger, an der Frohnfeste

vorbei, und standen endlich vor dem bescheidenen Gebäude des Stubenvollbräues. Durch ein niederes Thor kamen wir in den mit Fässern angefüllten Eingang, und dann rechts durch eine schmale Thüre und über einige Stufen abwärtssteigend in die Künstlerkneipe. Ich stand angenehm überrascht und glaubte mich in eine mittelalterliche Trinkstube versetzt. Da noch keine Zecher da waren, konnte ich mir Alles gemächlich beschauen. Die Wände und Decke des nicht sehr großen Zimmers sind mit Täfelwerk verkleidet; in der Mitte der Stube steht ein eichener Strebepfeiler, welcher auf hölzernen Consolen an seinen vier Seiten die plastischen Gestalten des Bildhauers, Malers, Zeichners und Architekten trägt. Die Holzwände sind in gleicher Weise mit den Statuetten der vorzüglichsten Künstler auf schöngeschnitzten Tragsteinen geziert, in deren Mitte die Büste des Königs Ludwig unter gothischem Thürmchen. An den Balken der Decke und Wände hängen bei vierzig gemalte Wappenschilde jener Staaten, welche durch Künstler in München vertreten sind. Die eichenen Tische, die gußeisernen Leuchter, die Pendeluhr mit dem zierlich gearbeiteten gothischen Holzgehäuse, die Stühle mit den hohen schöngeformten Lehnen — Alles trägt den Charakter des Mittelalters. Gegenüber den Scheibenfenstern steht ein altdeutscher grüner Kachelofen, dessen rechte Seite nachstehende Inschrift trägt:

„Aus Erden Gott den Menschen macht
Nach seinem Bild, durch sein Allmacht
Das Leben in ihn geußt,
Daß er sich, Gott lobsingend, freut,
Bis umb is g'laufen seine Zeit,
Vom erdnen Leib die Seel sich reißt.

Auch ich aus Erden bin gemacht,
In deutscher Art mein Leib erdacht,
Die Künstlerzunft sie wollt's so han.
Und kunt man auch nit geben mir
Den Odem, zu erzähln, was hier
Die Künstler han gesagt, gethan:

Verkündt doch Alls hie eine Zeit,
Wo der Altvodern Weis ward g'ehrt,
In deutscher Sitt' und Kraft, gemehrt
Durch Kunstbegier und Rührigkeit,
Weil unter König Ludwigs Schutz
Gar schön sich's lebt, der Fremd' zum Trutz."

Auf der linken Seite stehen die Verse:

„Meister Schmid allhier und sein Geselln gemacht mich han,
Wie geheißen war nach des Baumeisters Plan,
Als nach unsers Herrn Geburt gezählet war
Eintausend achthundert zwei und vierzig Jahr.
Will's Gott, werd ich Saecula hier stan,
Manche Zecher vor mir heimgehn lan.

Wann des Schneegeflimmers Glast
Gunt im Frei'n nit Ruh und Rast,
Magst Du gern zum Freund mich kiesen,
Doch mußt fein die Thüre schließen,
Und auch selber zu mir kommen,
Soll dir seyn zu Nutz und Frommen,

Wie es Brauch
Bei großen Herren,
So sie auch
Gar klein noch wären.«

Das traulichste Plätzchen der Stube ist aber die sogenannte »Brandwache,« das ist eine große Erkervertiefung links, wo auf einer Consolenbank altdeutsche Zechpokale, irdene Trinkbecher mit Reliefs und andre Humpen prangen. In diesem Winkel sitzen gewöhnlich die letzten Zecher, verlöscht das letzte Licht — daher sein Name. Zwei kleinere Seitenzimmer sind gleichfalls im mittelalterlichen Geschmacke eingerichtet. —

»Ja, das verstehen meine Landsleute,« sagte Miller, nachdem wir uns in der Brandwache, ein paar Krüge trefflichen Münchnerbieres vor uns auf dem Tische, niedergelassen hatten, »das verstehen sie, selbst in das bürgerliche Leben poetische Elemente hinüberzutragen und dem prosaischen Alltagstreiben eine künstlerische Färbung zu geben. Da hätten Sie den Künstlermaskenzug im Carneval 1841 sehen sollen — einen großartigern, sinnreichern Mummenschanz kann sich die kühnste Dichterfantasie nicht erfinden. Oder unsern Maifesten sollten Sie beiwohnen, oder andern Künstlerbelustigungen — da gibt es Laune, Witz und heitern Scherz im Überfluß. So etwas kennen Ihre Wiener-Künstler nicht; in Wien existirt überhaupt kein eigentliches Künstlerleben —«

»Der Grund davon,« warf ich ein, »liegt vielleicht weniger in unsern Künstlern, als in den Verhältnissen unserer Residenzstadt selbst.«

»Aber auch in Ihren Künstlern — der esprit de corps,

der Sinn für Lebenspoesie, der freiere Geist mangelt ihnen; ich meine der Masse, einzelne Ausnahmen gibt es wohl.«

„Daran ist die Stellung Schuld, die sie der übrigen Gesellschaft gegenüber einnehmen. Unsre höhern Stände betrachten und behandeln die Künstler wie Handwerker — sie haben eben kein tieferes Verständniß für die Kunst und daher auch keine Achtung vor derselben.«

„Darüber ließe sich noch gar Manches sagen,“ meinte Miller, „aber sehen Sie, da kommen schon ein paar unsrer lustigen Brüder, der Maler Tempesta und der Architekt Fapresto.“

Und zwei stämmige Gestalten in blauen Blousen, mit grünen Mützen, langen Bärten und dampfenden Meißnerköpfen traten in die Stube, und als sie Miller sahen, auf ihn zu.

„Endlich bist du wieder einmal da, altes Haus!« rief Tempesta, „wo hast du denn so lange gesteckt?«

„In Italien, dann —«

„Das ist doch zum Recensentenholen! in Italien? — da war ich diesen Sommer ja auch; da haben wir uns also verfehlt?«

„Ich habe den Winter und Frühling dort zugebracht und den Sommer in Wien.«

„In Wien?! dort hast du wohl viel profitirt?« warf spöttisch Tempesta hin, setzte sich mit Fapresto zu unserm Tische, und rief: „Kellnerin, meinen Birkmeier und Bier!«

„Du bist auch Einer von Jenen,« grollte Miller, „die auf die Wiener-Künstler geringschätzend herabsehen, ohne sie zu kennen.«

„Nun, sei nur nicht böse!“ besänftigte ihn Tempesta, „ich lasse mich ja belehren. So erzähle uns doch etwas davon;

steht die Kunst in Wien wirklich auf einer bedeutenden Stufe?«

„Die Kunst im Allgemeinen wohl nicht, aber einzelne Künstler,“ sagte Miller. »Und es ist ohnehin zu verwundern, daß die Kunst dort noch so viel wahrhaft Gutes schafft, da sie sich fast gar keiner äußern Begünstigung, fast gar keiner großen Mäcene erfreut. Bei uns ist die Kunst ein Pfropfbaum, der nicht im Volksboden seine Nahrung erhält, sondern mit Zweigen und Wurzeln in die Lüfte ragt; dort sitzt er wohl naturgemäß in der Erde, kommt aber nicht zur ganzen blühenden Entfaltung, weil ihn kein Sonnenschein von oben begünstigt. — Zudem hört man die meisten Künstler über die Akademie und den Kunstverein klagen —“

»Ach, über die Akademieen und Kunstvereine klagen die Künstler fast an allen Orten!« warf Fapresto ein.

„Weil sie eben sicherlich nirgends so sind, wie sie sein sollten,“ entgegnete Miller. „Übrigens beginnt jetzt in Wien ein gesunder Naturalismus sich geltend zu machen, um den leeren Formenidealismus der Schule zu überwinden. Und glücklicherweise geht diese Richtung gerade von drei trefflichen Professoren der Akademie aus, von Danhauser, Waldmüller und Steinfeld, welche schon dafür sorgen werden, daß sie nicht ins Extrem verfällt.«

„Und was machen die Nazarener?« fragte Tempesta.

„Sie malen dort so gut wie hier nach alten Holzschnitten und alten Bildern; legen wie die Mönche in ihren Werken das Gelübde der geistigen Armuth ab und nehmen bei den Todten zu leihen; der Eine malt byzantinisch, daß man fürchtet, seine Gestalten stürben unter seiner Hand an der Abzehrung, der Andre altdeutsch, daß man glaubt, seinen Figuren säße die Einfalt

und die Gicht in allen Gliedern; die Meisten „brauen ein Ragout aus Andrer Schmaus —“

„Ganz wie bei uns,“ bemerkte Tempesta.

„Hoho, ihr übertreibt als echte Factiosos!“ brummte Fapresto.

„Danhauser,“ fuhr Miller fort, „hat heuer in einem schönen Gemälde „die Zinspfändung,“ eine geistreiche Satyre gegen diese Richtung gemalt, ein echt Hogarth'sches Bild. Überhaupt, sage ich euch, ist das ein ganzer Künstler, vor dem man Respect haben muß! — ich habe Bilder von ihm gesehen, über die in allen Journalen und Künstjahrbüchern eine Menge Lobreden geschrieben worden wären — wenn er zufällig in München, Berlin oder Düsseldorf leben würde, statt in Wien. Der hat Ideen und Humor, und versteht auch das Malen wie Wenige. Er wird gewiß noch der Gründer einer echtnationalen östreichischen Malerschule werden. Ja, ich sage euch, der Mann wird uns Allen in Zukunft noch viel zu schaffen machen.“ *)

„Aber warum schickt er denn keine Bilder auf unsre Ausstellungen, damit wir ihn kennen lernen?“ fragte Fapresto.

„Aus übergroßer Bescheidenheit, weil er noch immer mit sich selbst nicht zufrieden ist, wie jeder echte Künstler. Ich traf ihn oft in der Wiener Künstlerkneipe „beim Lothringer,“ und lernte in ihm immer mehr einen der anspruchslosesten, herzlichsten und gediegensten Menschen kennen und lieben, ein wahres Muster eines Künstlers.“

„Nenne uns doch auch Andre!“ fiel ungeduldig Tempesta ein.

*) Leider macht der im Frühjahre 1845 erfolgte Tod des wackeren Künstlers diese Prophezeiung zu Nichte.

„Von Gauermann, Geiger, Raffalt, Allemand, Feid, Amerling und Andern werde ich euch ein andermal erzählen," entgegnete Miller.

„Aber sage uns noch, wie steht es denn mit der Bildhauerei in Wien?" fragte Tempesta.

„Für die runden in sich abgeschlossenen Formen der Plastik ist der Geschmack des Publicums noch zu flach, er muß sich dafür erst mehr durchbilden und abrunden," sagte Miller. „Ihr bester Bildhauer Ludwig Schaller, den wir gewiß Alle hochschätzen, lebt ja unter uns hier in München — er hatte wohl keine Lust, in Wien sein Talent an Meerschaumpfeifen zu verschwenden; und das müssen nun eben die meisten Bildhauer dort thun, um leben zu können." —

„Aber warum machen sie nicht Statuen und andere plastische Arbeiten für reiche Private, oder für monumentale Bauten, oder für öffentliche Brunnen?" sagte Tempesta.

„Letztere läßt man von Ausländern machen," antwortete Miller, „die reichen Private kaufen nichts, und monumentale Bauten — ach Gott! da können sie noch lange Meerschaum-Pfeifen schneiden!" —

„Also geschieht in der Architektur auch nicht viel?" fragte Fapresto.

„In der Architektur? — ja; gebaut wird unendlich viel, aber lauter Zinshäuser. Vier Wände machen vier Ecken, vier Ecken ein Haus — so baut man Kartenhäuser. Es werden mitunter wohl auch einige Kirchen, Palais und öffentliche Gebäude gebaut. Aber um was sie in der Historienmalerei zu viel Styl haben, haben sie in der Architektur zu wenig. Am besten gefiel mir noch das neue Criminalgebäude mit seiner charakteristischen Façade im toscanischen Rusticostyl."

„Da haben wir hier doch ganz andere Sachen aufzuweisen," meinte Fapresto.

„Ja, fast gar zu viel," sagte Tempesta; „sieht es doch wahrlich hier aus, als hätten alle Völker der Welt ihre Baumeister nach München geschickt, um da eine praktische Bauschule im Großen zu gründen. Künftige Generationen werden daraus nicht klug werden, was unsere Zeit eigentlich für einen Baustyl hatte." —

„So klug sind wir wohl selbst noch nicht," bemerkte Miller; „wenn uns nur nicht eher das Geld ausgeht, bevor wir unsern zeitgemäßen nationalen Styl gefunden haben!" —

„A propos, weißt du," fiel Tempesta ein, „daß unser flinker Baumeister Fapresto jetzt gar Improvisator geworden ist?" —

„Wie so?" fragte Miller.

„Neulich fielen ihm wieder zwei neue Zinshäuser aus dem Stegreife ein, zur großen Überraschung des Publicums," sagte Tempesta lachend.

„Da brauchst du ja nicht mehr nach Wien zu gehen," wandte sich Miller an Fapresto, „um an dem Neubau des Stephansthurmes zu lernen, wie man für die Ewigkeit baut."

„Schlechte Witze!" brummte Fapresto, und stand auf, um einige eintretende Künstler zu begrüßen.

„Aber was gibt es denn hier in München Neues in der Kunst?" fragte Miller den Tempesta, „ist kein interessantes Bild im Kunstverein ausgestellt?"

„Ach ja freilich! Ein Bild, von dem die ganze Stadt spricht," sagte Tempesta, „von unserm Maler Werner." —

„Ist Werner hier?" —

„Nein, er hat das Gemälde von Rom hieher vorausgeschickt, er selbst wird aber diese Woche noch nachkommen.“

„Was stellt das Bild vor?“ fragte Miller hastig.

„Ein Mädchen von Nettuno; es ist wirklich reizend und brillant gemalt, und wird von Vielen der gerühmten Sakontala Riedl's vorgezogen. Dies Bild soll ihm aber auch 100,000 Gulden einbringen.“ —

„Wie so?“ —

„Das werde ich dir ein andermal erzählen,“ sagte Tempesta kurz abbrechend, indem eben wieder einige Freunde zu ihrem Tische traten. —

Indessen hatte die gewöhnliche Kneipstunde geschlagen, und bald war das ganze Zimmer von Künstlern und Schriftstellern angefüllt; darunter gar Manche, die europäischberühmte Namen hatten. Nun ging's laut und lustig her. Da wurde über neue Kunsterscheinungen debattirt, dort Witz und Humor losgelassen, dort frische Satyren ins Carricaturenbuch gezeichnet. Der Eine theilte Reiseerlebnisse und Studien, der Andere Pläne für den Mummenschanz des nächsten Carnevals mit. Allenthalben ertönten lärmendes Leben und heiterer Scherz, kräftige Toaste und derbe Standreden; das Klirren der Gläser und manch fröhlich Lied klangen darein.

2.

Das Gemälde.

Den folgenden Tag früh Morgens ging ich mit Miller in die Kunstvereins-Ausstellung, um wo möglich ungestört das gerühmte Gemälde Werner's beschauen zu können. Gleich beim

Eintritte blickte uns aus einem Seitenzimmer das „Mädchen von Nettuno“ im besten Lichte entgegen. Die Säle waren noch ganz leer; nur vor Werner's Bilde saß eine elegante Dame mit einem alten Herrn, die sich bei unserm Eintreten rasch und sichtbar ärgerlich nach uns umwandte, und uns ein jugendlich schönes Gesicht, geistreiche blaue Augen und eine üppige Fülle blonder Locken sehen ließ. Miller grüßte leichthin; die junge Dame aber fixirte ihn einen Augenblick, stand dann schnell auf und wandte sich mit den Worten: „sieh da, lieber Vater! unser freundlicher Reisegefährte vom Chamounixthale,“ an Miller: „erinnern Sie sich wirklich Ihrer Landsleute nicht mehr, Herr Miller? und unsers zwar kurzen aber heitern Zusammenseins in der südlichen Schweiz im vorigen Jahre?“ Miller hatte indessen den Bankier Perger und seine Tochter wieder erkannt, und freute sich herzlich, sie so zufällig in der Heimat wiederzusehen.

„Die Kunst hatte uns damals miteinander bekannt gemacht,“ sagte der alte Herr, „und nun erneuert wieder die Kunst unsere abgebrochene Bekanntschaft — das ist ein schöner Zufall!“

„Ich hatte von jeher der Kunst meine schönsten Genüsse zu verdanken,“ — warf Miller verbindlich hin.

„Ich verdankte aber Ihnen seitdem einen angenehmen Erfolg in der Malerei;“ fiel Manuela, so hieß das schöne Mädchen, ein, „erinnern Sie sich noch der interessanten Landschaftsskizze, welche Sie mir in Chamounix in mein Reisealbum zeichneten und die mir so große Freude machte? — Später malte ich hier in München nach Ihrer Skizze ein Ölbild, an welchem alle Kenner besonders die Composition lobten — ein Lob, das freilich nur Ihnen gebührt. — Aber erzählen Sie uns doch, ob Sie Ihr damaliges Project, nach Rom zu reisen, ausführten?“

„Ja wohl," sagte Miller, „ich lebte bis diesen Sommer in Rom, und der Aufenthalt daselbst macht einen neuen Abschnitt in meinem Künstlerleben."

„Dort waren Sie gewiß auch viel mit Werner zusammen, dem Maler dieses Bildes, welches jetzt ganz München bewundert?" fragte Manuela hastig ausforschend, aber fast verlegen über ihre eigene Frage.

„Nein," entgegnete Miller trocken.

„Warum denn nicht?" fragte Manuela sichtbar pikirt durch Miller's Antwort, „Sie kennen ihn doch wohl?"

„Ja, aber ich achte ihn nicht," versetzte Miller kurz.

„Halten Sie also dies Gemälde für kein bedeutendes Kunstwerk?" fragte Manuela mit mühsam unterdrücktem Unwillen.

„Ich habe es ja noch kaum je ruhig angesehen," entgegnete Miller, indem er seine scharfen Blicke bedächtig über das Bild streifen ließ. „Ja, das Gemälde ist wirklich bedeutend," fuhr er langsam fort, „die Idee tritt klar hervor, die Anordnung ist einfach und schön, die Zeichnung edel, das Colorit naturwahr und brillant. Es ist unstreitig das beste Bild Werner's, es ist das Werk eines wahrhaft großen Talentes."

„Und Sie achten ihn dennoch nicht?" fragte Manuela, welcher diese Anerkennung des Künstlers wohl zu thun schien.

„Ich bezog dies Wort nur auf den Menschen Werner," sagte Miller fest.

„Sie klagen den Charakter eines Abwesenden an?" sprach Manuela gereizt.

„Ich würde es auch ihm selbst gegenüber thun," sagte Miller finster und streng, „aber dieses Gemälde klagt ihn bitterer an, als ich — Werner verdient, daß ihn dies Bild als

ewigmahnendes Rachegespenst verfolge; der Lorbeer, den er damit erntet, ist die Grabesblume eines gebrochenen Herzens.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fiel ihm der alte Herr lebhaft in die Rede, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir über Ihre harte Äußerung Aufklärung gäben. Ich interessire mich für den Maler Werner.“ —

Manuela war plötzlich bleich geworden und eine Thräne zitterte in ihrem Auge; sie hatte sich von Miller weggewendet und betrachtete starr das Gemälde. Miller hatte ihre Bewegung nicht bemerkt, und sagte ernst: „Ich spreche sehr ungerne von Werner; doch nach der Wendung, die unser Gespräch genommen, und auf Ihre Aufforderung hin, bin ich dazu jetzt verpflichtet. Um Sie nicht zu langweilen, will ich Ihnen nur kurz die einfache Geschichte dieses Bildes erzählen, welche in Rom unter den Malern genug bekannt ist und Wernern um unsere Achtung brachte.“ — Wir setzten uns, und auf die wiederholte Bitte des alten Herrn begann Miller:

„Im letzten Winter wurde unter den Künstlern im Café Greco zu Rom auf einmal viel und lebhaft von einem Mädchen in Nettuno, Carlotta, gesprochen. Ein dänischer Landschaftsmaler war auf einem Ausfluge durch die römische Campagna zufällig bis ans Meer gekommen und hatte im Orte Nettuno bei einem wohlhabenden Pächter zugesprochen. Dort sah er nun die Tochter dieses Pächters, Carlotta — und fand plötzlich, daß Nettuno die reichste Ausbeute für Landschaftsstudien gäbe. Erst nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst kam er nach Rom zurück, und erzählte uns nun im Café Greco mit all' der gemüthlichen Schwärmerei und milden Begeisterung, die den Dänen eigen ist, von der ergreifenden Schönheit und dem eigenthümlichen Liebreiz Carlotta's. Die Schönheit ist

unser angewiesenes Bereich, und Sie können sich daher denken, welche Sensation diese neue Entdeckung unter den Malern machte. Der eine sah schon im Geiste in Carlotta ein Modell zu seiner begonnenen Sakontala, der Andre zu einer skizzirten Madonna oder zu einer projectirten Judith — Alle waren aber darin einig, man müsse vorerst eine Kunstwallfahrt nach Nettuno machen, um selbst zu sehen, ob der Däne nicht übertrieben habe. Jede Woche pilgerten nun ein paar Dutzend von uns nach Nettuno, und Alle brachten die Bestätigung der seltenen Schönheit Carlotta's zurück. Die Kühnern suchten sie wohl auch für sich oder ihre künstlerischen Zwecke zu gewinnen — allein Carlotta lehnte es immer ernst und bestimmt ab, sich malen zu lassen, und wußte überhaupt durch ihr Benehmen und ihr ganzes Wesen jeden Zudringlichen in ehrerbietiger Entfernung zu halten. Ihre ganze Erscheinung war von einem, ich möchte sagen, heiligen Nimbus umgeben, der in Keinem den Gedanken an eine vertrauliche Annäherung aufkommen ließ. Das war die Macht der sittlichen Grazie, die ich selbst noch nie so lebhaft empfand, als Carlotta'n gegenüber. Sie war eine von jenen stillen träumerischen Naturen, die fast wie Somnambule auf der Erde herumwandeln, als sei diese nicht ihre eigentliche Heimat; und um so auffallender stach daher ihr in sich verschlossener Charakter gegen die laute Lebendigkeit der andern römischen Landmädchen ab. Daß das einzige Buch, welches sie zufällig in die Hände bekommen hatte, und das sie wie einen trauten Freund hielt, Petrarca's Gedichte waren, erklärt Vieles, vielleicht auch die wunderbare Schönheit des Blickes, der aus ihren dunkeln Augen wie eine unbewußte aber darum noch zauberhaftere Poesie strahlte. Ihre Stimme war jener klangvolle sympathische Alt, der das Ohr durch seinen Wohllaut gefangen

nimmt, und lange in unserm Herzen nachvibrirt. Adel der Körperformen, Grazie der Bewegung und echtweiblicher Ausdruck des Gesichtes brachten ihre Seelenschönheit zur rührenden äußern Erscheinung. So war Carlotta. — Einzelne Züge davon finden Sie wohl hier auf dem Bilde Werner's; doch gerade den geistigen Ausdruck ihres tiefpoetischen Gemüthes konnte er nicht wiedergeben — der konnte nur von einem verwandten Gemüthe verstanden werden. — Doch weiter in meiner Erzählung.“

„Gerade zur selben Zeit, als wir schon unsre Pilgerfahrten nach Nettuno als fruchtlos einzustellen anfingen, kam Werner in Rom an. Er hörte im Café Greco von Carlotta sprechen, sie begeistert und einstimmig preisen; und äußerte sich sogleich, er müsse eben um jeden Preis ein Bild malen, das Aufsehen machen und ihm dadurch einen erwünschten Zweck erreichen solle — er glaube dies nach dem Gehörten am besten durch Carlotta's Bildniß in einem Genregemälde zu erreichen. Der Däne, den wir seit jenem Ausflug den Carlotta-Entdecker nannten, meinte, die Idee sei wohl gut, aber die Ausführung schwer — denn Carlotta werde sich von Werner ebensowenig wie von den andern Künstlern malen lassen. Dieser Ausspruch reizte Werner's Stolz; und er bot nun dem Dänen eine Wette von hundert Thalern an, daß ihm Carlotta nicht nur zu einem Portrait, sondern selbst im Costüme zu einem Genrebilde sitzen werde, wie er immer wolle. Die Wette wurde angenommen, die Frist auf zwei Monate festgesetzt. Schon nach ein paar Tagen reiste Werner nach Nettuno ab, um dort für diese Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen. Wir waren gespannt auf den Erfolg; die Meisten hofften, er werde die Wette verlieren. Ich fürchtete mit einer dunkeln Ahnung, er werde sie gewinnen;

denn ich kannte Werner's berüchtigtes Glück bei Weibern, das er theils seinem schönen Äußern, theils seinem glänzenden Geiste verdankte; ich kannte seine Energie und seinen Stolz, der kein Mittel verschmähte, um seinen Zweck zu erreichen. In Werner war die Anlage zu einem Teufel und zu einem Gott gelegen. Er war vielleicht ursprünglich kein gemüthloser Mensch — wurde es aber, weil er es scheinen wollte. Gilt es doch in unserm heutigen geselligen Verkehr fast für eine Schwäche, Gefühl zu zeigen, fast für eine Narrheit, von etwas wahrhaft Edlem sich begeistern zu lassen! Wenn bei einer schönen That oder einem hohen Kunstwerk der Poesie die Rührung sich wie milder Thau über unsere Seele ergießt — da wagt es der nächste feine Laffe spöttelnd hin zu treten, und den wohlthuenden Thau in frostigen Reif umzuwandeln. Wie man einst Empfindelei zu weit trieb, so jetzt die Gemüthlosigkeit — bis zur Heuchelei. Nur ursprüngliche oder poetische Naturen kehren sich nicht an dieses prosaische Gesetz der modernen Gesellschaft. Aber Werner war keines von beiden — sein Geist und sein kalter Verstand hatten sein Gemüth überwunden; es war ihm nichts heilig. Ich sah voraus, es würde der Kampf eines Satans mit einem Engel in Nettuno werden.« —

»Noch vor Verlauf der bestimmten zwei Monate erschien eines Mittags plötzlich Werner im **Café Greco**, und lud die anwesenden Maler kalt und ruhig ein, ihm sogleich in sein Gasthaus zu folgen. Dort angelangt enthüllte er triumphirend vor uns dieses Bild, „das Mädchen von Nettuno“ — welches Carlotta in der malerischen Tracht der Nettuneserinnen am Meeresufer sitzend und die Laute spielend darstellt. — Der Däne zahlte die verlorne Wette.“

„Noch denselben Abend sandte er das Gemälde nach München ab. Den andern Morgen reiste er eilig, als triebe ihn ein böser Dämon fort, nach Paris, von wo er, wie ich höre, dieser Tage hier eintreffen wird. — Einige Tage lang sprachen die Künstler in Rom nur von Werner und seinem Bilde, und erschöpften sich in mancherlei Muthmaßungen über dasselbe. Da tritt eines Abends der Vater Carlotta's blaß und verstört in das **Café Greco**, erkundigt sich hastig um Werner, und ob er wirklich abgereist sei. Als wir dies bestätigten und uns theilnehmend um ihn versammelten, bricht er in furchtbare Verwünschungen über Werner aus, und erzählte uns dann mit vielen Unterbrechungen, wie Werner auf seine Weise und, wie er meinte, mit höllischen Künsten, in Nettuno Carlotta's Vertrauen und endlich ihre Liebe erschlichen habe; wie er von ihm seine Tochter zum Weibe begehrt, und Carlotta als Braut eingewilligt habe, sich von Werner malen zu lassen. Als nun das Bild vollendet gewesen, sei er mit demselben unter dem Vorwande, noch Alles in Rom zur Hochzeit zu besorgen, dahin abgereist. Aber drei Tage darauf habe Carlotta von Werner einen Brief erhalten, worin er ihr trocken schreibt, „er reise an demselben Tage nach Deutschland ab, um sich dort mit seiner wirklichen Braut zu vermählen — sein Spiel mit ihr hätte er nur in Folge einer Wette eingegangen; sie möge sich nun einen andern Bräutigam suchen, denn er sage ihr hiermit für ewig Lebewohl.“ — „Nachdem Carlotta diesen teuflischen Brief gelesen hatte,“ fuhr ihr Vater mit krampfhafter Stimme fort, „sank sie bewußtlos zusammen; und als sie wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, war sie — wahnsinnig! Seit dem saß sie jeden Abend am Meeresufer mit der Laute, wie er sie gemalt hatte, und wartete auf seine Rückkehr. Vor zwei

Tagen aber verschwand sie plötzlich, und ist nirgends mehr zu finden. Der Schurke hat mir mein liebes Kind gestohlen!« jammerte der alte Vater, daß es uns in die Seele schnitt. — — Einen Monat später verließ ich Rom — Carlotta war nicht mehr zum Vorschein gekommen.«

Miller schwieg, indem er mit düstern Blicken das Bild betrachtete. Der alte Herr, dessen Miene sich während der Erzählung immer mehr verfinstert hatte, stand rasch auf, gab Millern die Hand und sagte: »Ich bin Ihnen für Ihre Mittheilung sehr verpflichtet, Herr Miller; Sie haben mir dadurch sicher jahrelangen Kummer erspart. Ich bitte Sie recht herzlich, uns hier oft zu besuchen. — — Komm' Manuela!«

Manuela schrack sichtlich zusammen, als wenn sie plötzlich aus einem langen Traume geweckt würde, warf einen halbstarren Scheideblick auf das Gemälde, raffte sich mühsam auf, und sprach mit gepreßter Stimme zu Miller: »Ich danke Ihnen innig, Sie haben mir meine Zukunft gerettet. — Bleiben Sie mein Freund!« setzte sie bewegt hinzu; nahm zitternd den Arm ihres Vaters und ging mit ihm langsam aus dem Saale. —

Wir standen allein im Zimmer. »Ich ahne den Zusammenhang,« sagte Miller ernst, »der Zufall machte mich zum Rächer Carlotta's.«

Ein paar Tage später waren wir wieder in der Künstlerkneipe. Kaum saßen wir dort in der Brandwache, als Tempesta hereintrat und sich zu uns setzte. »A propos,« sagte Miller zu ihm, »wie war es doch neulich mit deiner Bemerkung über Werner's Bild und dessen hohen Preis? Du bist mir die Erklärung schuldig geblieben.«

„Dafür kann ich dir heute auch zugleich die plötzliche Katastrophe der Geschichte erzählen,“ sagte Tempesta, „denn Werner ist vorgestern hier angekommen und heute schon wieder abgereist. Die Sache verhält sich so. Im letzten Herbste lernte Werner hier die Tochter des reichen Bankier Perger kennen, gewann ihre Liebe und warb um ihre Hand. Der Vater Manuela's, der ein großer Kunstfreund ist, willigte in die Verbindung, doch nur unter der Bedingung, daß Werner früher ein Bild male, welches allgemeines Aufsehen errege — der Preis des Kunstwerkes sollte dann Manuela mit einer Mitgift von hunderttausend Gulden sein. — Werner reiste nach Rom und schickte von dort sein „Mädchen von Nettuno“ hieher — sein Sieg war gewiß. Nun kommt vorgestern Werner hier an, eilt im Triumphe und mit seligen Hoffnungen zu Perger — wird aber nicht empfangen. Dafür erhält er gestern Briefe von Manuela und ihrem Vater, worin sie ihm schreiben, daß sie die Geschichte des „Mädchens von Nettuno“ erfahren hätten und ihn nie mehr zu sehen hofften. — Werner kam über die Vernichtung seiner sichern Hoffnung in eine Berserkerwuth, zerschnitt sein schönes Bild und reiste heute nach Algier ab.“ —

„So rettete der Zufall eine schöne Seele und rächte zugleich ein gebrochenes Herz,“ bemerkte ernst Miller. —

Der tolle Hein.

Eine Dorfgeschichte.

Von

Karl Oberleitner.

Die ersten Veilchen blühten wieder am grünen Rande des Waldbächleins; die Frühlingsfalter zerbrachen die Puppen und flatterten zu den duftenden Blumen, als wollten sie ihnen ihre Winterträume erzählen. Noch waren aber die zarten Blumenknospen nicht alle erschlossen und nur einzelne Blätter der Gesträuche und Bäume sahen jungfräulich verschämt aus ihren Hülsen und wuchsen, noch nicht vertraut mit den Küssen des Zephyrs und dem Liebäugeln des Mondes, im warmen Sonnenstrahle, wie Kinder am liebenden Herzen der Mutter, heran. Die munteren Vöglein vollends guckten so neugierig klug in den weiten Jubel der Natur, schmetterten ihre zärtlichen Lieder und tauchten die vorwitzigen Schnäbelchen in des leise vorüberschäkernden Baches klare Welle. War das ein Flattern und Hüpfen, ein

Singen und Kosen, man mochte wohl vergessen, daß dieses nur kurze Zeit währe; hier schien das Leben nur Lust und Liebe, die Natur ein immerblühender Garten der Freude. Jeder hätte dieses gedacht und mit den unschuldigen Geschöpfen mitgefühlt; doch Hein, ein junger Landbursche, schlich gesenkten Kopfes und theilnahmslos an diesen erheiternden Naturschönheiten und dem entzückenden Frühlingszauber vorbei. Ein großer Schmerz mußte sein Herz erfüllen, da er so trübsinnig, der einzige Traurige unter so vielen fröhlichen Wesen, dahinwandelte. Wir müssen ihm aber seine Unempfindlichkeit verzeihen, haben wir einen Blick auf seine früheren Lebensverhältnisse gethan, denn wo uns immer die Vergangenheit als Trauergedanke begleitet, schlummert das Mitgefühl für Freude und Lust. Hein hatte schon in den Tagen seiner Kindheit viel Bitteres erfahren; seine Familie war stets vom Unglück heimgesucht und ein schreckliches Verhängniß schwebte über einige Mitglieder derselben. Der Großvater war zwanzig Jahre hindurch, bis zu seinem Ableben, wahnwitzig, kannte seinen Enkel nicht und hatte ihn nur Ein Mal in einem lichten Augenblicke geliebkos't und mit Thränen der Wehmuth dessen Rosenwangen benetzt. Auch die Mutter war im Wahnsinn gestorben, und diese einzige schreckliche Erinnerung war ihm von ihr geblieben. Als sein Großvater von seinem schweren Leiden durch den Tod erlöst wurde, war er der Sorge eines guten Vaters anheimgestellt, den er, wie jener auch ihn, über Alles liebte. Aber kaum hatte er sein zehntes Jahr erreicht, so ward er eine Waise und hätte in der Fremde sich seinen Unterhalt erbetteln müssen, wenn ihn nicht der reiche Pächter Gruber theils aus Mitleid, theils aus Rücksichten gegen seinen Vater, zu sich genommen. Der Pächter war seinem Vater, der ein sehr kluger, biederer und in der Wirthschaft erfahrener Mann war,

sehr zugethan, und es verging selten ein Tag, an dem er nicht zu Gaste von Gruber geladen wurde.

Hein, schon als Kind dem Hange zur Einsamkeit ergeben, war schweigsam und verschlossen gegen Jedermann, und konnte selbst gegen die Hausgenossen eine gewisse Scheu in seinem Betragen nicht ablegen, so daß man ihm den Beinamen, der tolle Hein, gegeben, da man, wie wohl mit Unrecht, glaubte, der Wahnwitz seines Großvaters und seiner Mutter habe sich auf ihn vererbt. Nichtsdestoweniger aber fehlte es ihm an klarem Verstande, und nur die frühe Reife seiner Beobachtungsgabe war die Ursache jener Schwermuth, die unsere Gefühle beherrscht, und auf unsere Lippen das Siegel des Schweigens drückt. Er lüftete zu früh den Schleier, den die kindliche Phantasie über ihre Gedanken breitet, und den der schwärmerische Jüngling nicht zu berühren wagt. Er war nicht gefühllos, wie man ihn stets so nannte; er hatte ein zu weiches Herz und deshalb verbarg er es sorgfältig vor dem Spotte und dem Egoismus der Menschen. Am liebsten wandelte er allein im dunklen Waldesschatten oder in den stillen Hohlwegen, denn hier störte ihn Niemand in seinen träumerischen Gedanken, wenn diese in die Vergangenheit hinüberschweiften. Seit mehren Wochen aber beschäftigte ihn etwas sehr Wichtiges; ein theures Wesen, mit dem er stets in Berührung stand, aber vor welchem er immer schüchtern sich in bescheidener Entfernung hielt. Elise, so hieß die achtzehnjährige Tochter des reichen Pächters, war der Mittelpunct all' seiner Gedanken und Gefühle. Diese holde Mädchengestalt voll Anmuth und Jungfräulichkeit, welche die Züchtigkeit mit einem eigenen Zauber umhüllte, hatte das Herz des armen Hein erobert; doch nicht mit einem Laut verrieth er die geheimen Regungen seines Herzens und ängstlich vermied er jede Gelegen-

heit, mit ihr allein zu sein. Er kannte seine untergeordnete Stellung in diesem Hause, und mit einem seltenen Zartgefühle wollte dieser Naturmensch jede Äußerung seiner Liebe gegen Elisen verbergen. Und seit dieser Zeit noch verschlossener suchte er die einsamsten, abgelegensten Gegenden, um seinem stummen Schmerze sich ganz zu überlassen. Auch an diesem herrlichen Lenzmorgen flüchtete er sich in die ländliche abgeschiedene Gegend, die er um so lieber betrat, da Elise alle Sonntage mit ihrem Vater sie zu besuchen pflegte, wo sie dann, während der Alte im hohen weichen Grase schlummerte, aus den frischen Wiesenblümchen gar niedliche Kränzchen wand, und nicht selten auch ihr Körbchen mit ihnen verzierte. So hatte sie einmal Hein belauscht und ihr aus seinem Versteck eine Rose zugeworfen, die sie, ohne den Geber zu erspähen, an ihren Busen steckte, und dieselbe, seltsam genug, mit besonderer Aufmerksamkeit im Blumenglase aufbewahrte und pflegte. Der arme Hein, wie oft nickte ihm die Rose entgegen, wenn er an Elisens Stübchen vorüberging. Er hatte wohl seine stille Freude daran, wenn sie ihren Duft einathmete, aber auch dabei den Wunsch, es möchten Elisens schöne blaue Augen länger auf ihm, als auf der Blume, verweilen. Einmal hätte bald die Purpurröthe auf seinen Wangen sein unschuldiges Geheimniß verrathen, als ihm Elise über die abenteuerliche Rose ihre scherzhaften Muthmaßungen mittheilte, zuletzt aber die Frage an ihn stellte, ob die Blume nicht allein zum bloßen Scherz gedient. Er eilte betroffen hinweg; und hätte Elise sich nicht an seine Einsylbigkeit gewöhnt, sie würde ohne Grübeln ihn zur Rechenschaft über das unfreiwillige Bekenntniß seines Herzens gezogen haben.

Hein war zu dem Plätzchen gekommen, wo Elise sich niederließ und ihre niedlichen Füße auf den grünen Abhang des

Hügels stellte; wie glücklich fühlte er sich, hier weilen zu können, wo sie ihm so oft wie ein spielender Engel erschien. Mit fröhlichem Sinn pflückte er ein Blumensträuschen und legte es auf den Rasensitz, denn an dem heutigen Sonntage erwartete er, daß sie hieher komme. Er dachte wohl, wie es noch beglückender wäre, ihr selbst denselben zu überreichen; aber wehmüthig berührte ihn das Gefühl, daß er, der arme Hein, seine Augen auf die reiche Pächterstochter nicht werfen dürfte. »Und warum muß ich sie so innig lieben, wenn ich ihr mein Herz nicht erschließen kann und mein Glück mir ihre Lippen nicht verkünden werden?« So beklagte er sich selbst, mit seinen Thränen den Rasen benetzend, der ihm als ein heiliger Altar für seine Liebe erschien. Die stumme Liebe ist immer die zarteste und oft auch die glücklichste. Wie eine Rosenknospe, so keusch entfaltet sie den Herzenskelch der Gefühle, und oft auch sind mit dem ersten Kusse die Unschuld der Liebe und der jungfräuliche Zauber des Herzens dahin. —

Schon war der Augenblick nicht mehr ferne, in dem Elise mit ihrem Vater hier zu erscheinen pflegte: Hein kehrte in den dunklen Wald zurück, wo er, wie immer, durch die breiten Zweige einer hohen Tanne ungesehen nach dem tiefgelegenen Wiesenplätzchen spähen konnte. Und nicht lange währte es, daß Elise munter und singend ihrem langsam nachfolgenden Vater vorauseilte. Sie erblickte, als wäre sie darauf vorbereitet, sogleich den frischen Blumenstrauß, und, ihn eine Weile wohlgefällig betrachtend, befestigte sie ihn an dem Rosabande, das ihren Sommerhut umschlang. Sie war heute allerliebst anzuschauen. Die schlanke jugendliche Gestalt war in einen veilchenblauen Anzug gekleidet; den schöngerundeten Nacken umhüllte das feine bis an den Hals reichende Hemd und ein schwarzsammt'nes

Mieder umschloß den schwellenden Busen; die Arme waren bis zum Ellbogen bloß. Wie pochte dem armen Hein das Herz, als er sie so unschuldsvoll daherschweben sah, und er hätte bald seinen Versteck verlassen und sich zu ihren Füßen gestürzt, aber es hielt ihn ein unsichtbarer Zauber festgebannt und er blieb selig in ihrem Anschauen versunken.

Der wohlbeleibte Pächter war herangekommen und von dem für ihn so beschwerlichen Spaziergange erschöpft ließ er sich sogleich im weichen Grase nieder. Er lächelte vergnügt über Elisens kindliche Spiele, wenn sie einen vorüberflatternden Schmetterling erhaschen wollte oder sich mühte, eine Blume an dem tiefen Uferrand des murmelnden Bächleins zu pflücken, wie auch über ihre Ängstlichkeit, wenn sie der summenden Biene entfloh, die sie aus ihrem Liebesgeflüster mit den Blumen aufgestört. Von ganzem Herzen aber mußte er lachen, als sie die geschäftigen Ameisen nicht zu vertreiben vermochte, die überall die nackten vollen Arme hinanliefen oder wohl gar verwegen um das nette Füßchen trippelten. Hein hätte Millionen dieser Thierchen herbeigewünscht, um sich an Elisens naiver Ängstlichkeit recht lange ergötzen zu können, mit der sie den muthigen Feind bekämpfte. Aber bald ward diese Freude dem glücklichen Lauscher versagt und seine Aufmerksamkeit auf etwas Wichtigeres gelenkt.

Der alte Gruber mußte heute mit besonderen Dingen beschäftigt sein, da er, wie es sonst nie der Fall war, seiner Tochter an seiner Seite zu bleiben gebot. Er strich sich die langen grauen Haare von der Stirne und hob mit ernster Miene zu sprechen an:

»Höre einmal, Elise, ich habe heute mehre Fragen an dich zu richten, die dich und den jungen Förster betreffen.«

Elise blickte betroffen ihren Vater an, indem sie antwortete: „Was wollt Ihr von mir über Moritz erfahren, und welche Bedeutung sollte er für mich haben?“

„Beruhige dich, liebes Kind,“ versetzte schmunzelnd der Vater, „höre nur erst, um was es sich handelt. Vielleicht wird Moritz doch noch einiges Interesse für dich gewinnen.“

Junge Mädchen, zumal wenn man sie über einen hübschen Mann frägt, erröthen gar leicht; dies war auch bei Elisen der Fall, diese unerwartete Frage zauberte ein leichtes Roth auf ihre Wangen, die wie zwei Rosenblätter den Purpurkelch ihrer Lippen einfaßten.

Der alte Pächter fing nun sein Thema zu erörtern an. Er erinnerte Elisen an das Versprechen, welches er ihrer scheidenden Mutter gegeben und das er jetzt zu erfüllen gedenke, und sie, da sie eben heute ihren siebzehnten Geburtstag feiere, mit dem Förster Moritz verheirathen wolle.

„Elise, ich habe vor wenigen Tagen den jungen Förster gesprochen, und er ist schon halb meinen Wünschen entgegengekommen; denn er liebt dich von Herzen und will das Beste für dein Glück. Darum empfange ihn freundlich, wenn er morgen sich dir vorstellen und seinen Heirathsantrag vorbringen wird. Sei nicht zaghaft; ihr werdet euch bald verstehen, und, wenn der Himmel will, auch bald ein glückliches Paar sein.“

Bei diesen Worten erschrack Elise und faßte eine noch größere Abneigung gegen den Förster, der zwar von einnehmendem Äußeren, aber abstoßendem Betragen, ja bisweilen unzart und theilnahmslos, wie es das Waidwerk schon mit sich bringt, eher die Menschen von sich entfernte als für sich gewann. Schnell und gefaßt erwiderte sie daher ihrem Vater: „Nimmermehr, liebster Vater, könnte ich Moritz lieben und darum auch nicht

seine Gattin werden. Ich hasse ihn eher, als daß ich ihm gut sein könnte, und mein Unglück, dies wäre meine Verheirathung mit ihm, werdet Ihr gewiß nicht wollen.«

»Elise! Elise! so spricht keine folgsame Tochter zu ihrem Vater und ich achte nicht auf deine unüberlegte Widerrede. Ihr Mädchen sträubt euch immer bei solchen Anlässen und am Ende willigt ihr doch von Herzen ein. Ich bin überzeugt, auch du werdest deine Halsstarrigkeit ablegen.«

»Zürnt mir nicht, liebster Vater, wenn ich Euch versichere, dies sei meine aufrichtige Erklärung, Moritz könnte nie die Wahl meines Herzens sein.«

»Aber warum willst du gegen ihn so lieblos sein; du verdammst ihn, ehe er dir sein Herz eröffnete. Liebe Elise, ich habe ja nur dein Glück vor Augen, und daß Moritz dasselbe beabsichtiget, dafür bürgt mir sein offener Charakter, seine ungeheuchelte Neigung, die er mir gestand.«

»Wie! er hat Euch früher, als mir, vertraut, daß er mich liebe? Nun kenne ich, wie leidenschaftlich des Försters Liebe für mich sei; ich gestehe Euch, bester Vater, er mag Euch lieben, aber mich kann er, wie es mein Herz fordert, nicht lieben.«

»Mädchen, du sprichst sehr klug und dünkst dich schon erfahren. Doch woher schöpftest du alle diese Weisheit? hat vielleicht Hein mit solchem Unsinn dir den Kopf verwirrt?«

»Laßt den armen Hein nicht die Schuld meines Eigensinns sein, wenn Ihr meine Aufrichtigkeit so nennen dürft. Bin ich denn ungehorsam, weil ich aus Überzeugung nicht in Eure Pläne mit einstimmen kann?«

»Und doch mußt du es,« versetzte erzürnt und mit barscher Stimme der Pächter, »wir wollen sehen, ob du deinen Vater Lügen strafen darfst. Mein Wort habe ich einmal dem Förster

gegeben; und was ich einmal zugesagt, will und werde ich nicht zurücknehmen. Mein Wille ist es, und dabei bleibt's.«

»Aber wollt Ihr Euer Kind unglücklich machen, — nicht wahr, Ihr werdet es nicht thun; ich beschwöre Euch, nehmt Euer Versprechen zurück.«

»Du sollst auch nicht unglücklich sein,« versetzte der Pächter, und mit milderer Stimme sprach er weiter, während er seine rechte Hand auf die blonden Scheitel Elisens legte: »Die Entscheidung überlasse ich deiner Kindesliebe, vielleicht ändert sie deinen Starrsinn. Überlege Alles und sei eingedenk des Willens deiner seligen Mutter.«

Der Pächter stand nach diesen Worten, von denen er die letzten nicht ohne Rührung ausgesprochen, vom Rasensitze auf und bedeutete Elisen, daß sie den Rückweg nach dem Pachthofe einschlagen müßten, denn immer dunkler ward der tiefblaue Himmel und die vergoldeten Tannenspitzen tauchten in das Grau der aufsteigenden Nebel. Das Dorfglöcklein läutete zum Abendgebet, und seine frommen Klänge verhallten wie Segensworte des Schutzengels über die stille Gegend.

Hein, der Alles mit angehört, war aus seinem Versteck hervorgeeilt und erstieg eine kleine Anhöhe, von wo er die in der Dämmerung allmälig verschwimmenden Gestalten der Beiden erblicken konnte. Er fühlte jetzt erst sich ganz unglücklich, da er mit einem Male die süße Hoffnung verloren, die uns noch immer für das Unerreichte entschädigt. Er wußte, daß ihm Elisens Herz verschlossen bleiben mußte. Er hörte immer wieder des Pächters Worte, die ihn aus seinen träumerischen Gedanken von einer schönen Zukunft gerüttelt. »Armer Hein, so sagte sie, und sie hatte recht; sie durfte mich so nennen, denn ich bin von nun an der Ärmste unter den Menschen. Muß ich ihr nicht für ewig

entsagen; und für einen Unwürdigen, den sie nicht liebt, der sie nie glücklich machen kann, wird mein treues Herz geopfert. Armer Hein!« seufzte er vor sich hin und verbarg das Antlitz in seinen Händen. Doch mit einem Male ermannte er sich, und wie der Abendstern am Himmel glänzte, leuchtete ein Gedanke in seiner Seele. »Wie! soll sie es nie erfahren, wie ich sie liebte, soll der Schmerz meiner unglücklichen Liebe unausgesprochen bleiben? Ja, jetzt, wo Alles dahin, nichts mehr zu verlieren, will ich mich ihr entdecken; nicht daß sie mir neue Hoffnung geben, daß sie mich trösten möchte, nur verkennen darf sie mich nicht, daß mein Herz nicht theilnahmslos ist. Der Schmerz hebt alle Schranken auf, er vereinigt uns Alle; er ist es, der eines sich erbitten darf, das Mitleid. Noch heute soll sie Alles erfahren, und wenn sie mich nicht lieben darf, wird sie mich doch achten. Fühlt sie meinen Schmerz, dann lastet er nicht mehr so schwer auf meinem Herzen, und die Zeit mag dann langsam die blutende Wunde stillen.«

Im Pachthofe war Alles schon zur Ruhe, und hätte man nicht die einzelnen Lichter hie und da aus den Gesindestuben gesehen, oder manchmal ein dumpfes Geräusch von den Stallinwohnern her vernommen, man konnte dieses Gebäude, wo Alles in der schönsten Ordnung und symmetrisch eingerichtet war, leicht für ein plastisches Kunstwerk aus Marmor halten. Die holländische Reinlichkeit ließ hier vergessen, daß am Tage so viel Federvieh, Kühe und noch andere unsaubere Gäste hausten. Links beim Eintritt in den großen Hof lagen Heubündel aufgeschichtet, nebenan stand ein Schöpfbrunnen, um welchen der Reihe nach einige Wasserkübel aufgestellt, so wie nicht weit

davon mehrere Leitern an den verriegelten Holzgebäuden angelehnt waren. Zur rechten Seite sah man das einstockige Wohnhaus, das mit seinen blendendweißen Mauern wie aus glattem Marmor erbaut schien; der untere Theil desselben war zu Ställen für die Hausthiere und zu Wohnungen der Mägde und Gehilfen benützt. Zum Stockwerke führte eine breite hölzerne Treppe, und um den ganzen oberen Flügel lief eine Gallerie, die mit einem Geländer von alterthümlich geschnitzten Holzverzierungen versehen war. Das beinahe dunkelbraune Schindeldach bot nur hie und da gelbe und graue Flecken, je nachdem früher oder später einzelne Dachstellen ausgebessert wurden. Vom Stockwerke aus hatte man eine weite Aussicht über die Gemüse- und Obstgärten, zu welchen der Zugang durch zwei aus mehreren Bretern gezimmerte Thore, die mit einem starken eisernen Riegel versehen waren, abgesperrt wurde. In den Zimmern, zu denen man nächst der Treppe gelangte, wohnten der Pächter und seine Tochter, und an dem äußersten Ende des Gebäudes war eine Wohnstube für Hein eingerichtet. Im Hofe sah man noch zur rechten Seite einen Taubenschlag und in seiner Nähe einen Glockenstuhl, denn zu allen bestimmten Tagsarbeiten wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben und ihr heller Metallklang war oft ein willkommener Ruf, wenn er bald zur Mittags-, bald zur Abendmahlzeit die Hausleute versammelte. —

Schon waren nur mehr wenige Conturen der Gebäude wahrzunehmen, denn die Dämmerung wurde allmälig von der hereinbrechenden Nacht verdunkelt. Der Pächter war mit seiner Tochter längst heimgekehrt und das einfache Abendmahl aufgetragen, bei dem Alle sehr einsylbig dasaßen und welches sie heute schneller als sonst aufgehoben wünschten. Elise zeigte sich beim Auftragen des Abendmahles geschäftiger als je und

schien absichtlich ein längeres Verweilen bei Tische zu vermeiden. Dem Hein war dieses nicht entgangen, und als er beim Nachtgruß ungewöhnlich forschend seine Blicke auf sie heftete, durchzuckte es ihn schmerzlich, als er in ihren rothgeweinten Augen eine Thräne zittern sah. Er wußte in diesem Augenblicke nicht, wie er sein pochendes Herz beruhigen mochte; er ergriff ihre Hand, und sie fest an seine stummen Lippen drückend, eilte er aus dem Zimmer. Erst dann, als er wieder allein in seiner Kammer war, erröthete er vor sich selbst, daß er sich verrathen. Und doch beschwichtigte er sich bald wieder ob seinen eigenen Vorwürfen, denn wem anders konnte diese Thräne gelten als ihm, und diese gab ihm ja das Recht, ihr in seiner Gefühlssprache erkennen zu geben, daß er sie verstanden. Schon tönte vom Thurme des Dorfkirchleins die zehnte Stunde, und noch immer stand Hein am geöffneten Fenster, in stummes Brüten versunken. Die Worte des Pächters, Elisens schwermüthiges Wesen beschäftigten seine düsteren Gedanken und nie noch wie diese Nacht fühlte er den Schmerz und die tödtliche Qual der hoffnungslosen Liebe, die in den Armen der Armuth ihr Grab fand. Der Mond, der Zeuge so mancher Thränen, ergoß sein Silberlicht über Berge, Wälder und Wiesen und wachte wie ein getreuer Diener der Sonne über die stille Erde. Hein, der im hartnäckigsten Kampfe seines Herzens mit der Liebessehnsucht bis jetzt regungslos in die mondhelle Nacht hinausstarrte, schloß plötzlich die Thür auf und stieg wie ein Traumwandelnder die hölzerne Treppe hinab. Eine Weile stand er unschlüssig im Hofe und schon wollte er wieder zurückkehren, als der alte Haushund wedelnd zu ihm heraufschlich und sich an seinen Spielkameraden aus jener glücklichen Zeit, wo man noch sorgenlos Alles liebt, was die unschuldigen Freuden mit uns theilt, freundlich an-

schmiegte. Hein blickte wehmüthig auf das gute Thier, das einzige Geschöpf, welches ihm immer liebend entgegen kam und dem er ohne Scheu mit Herzlichkeit begegnen durfte. In den klugen Augen des schwarzwolligen Haushüters lag so viel Theilnahme, daß er nicht umhin konnte, ihn mit beiden Armen zu umfassen und zu liebkosen.

»Fidel, du bist glücklicher als ich, zufriedener als der arme verlassene Hein.« Der Hund, als verstände er seine Worte, winselte und preßte seine Schnauze an das Knie des Gerührten. Wer beide so neben einander stehen sah, der mußte sie beneiden. Und doch war nur der letztere glücklich, denn auch das fühlende Thier folgt dem Drange seines Herzens.

Hein hatte indeß bald einen andern Gedanken erfaßt; er ließ den Hund los und wie wenn eine unsichtbare Macht ihn willenlos führte, stieg er wieder die Treppe hinauf und stand an dem Fenster von Elisens Schlafgemach. Hier war ja die Stelle, wohin er früher sich begeben wollte, hier an diesem Orte schlummerte all' sein Glück. Sie wecken, ihr sein Herz eröffnen, war sein ernster Entschluß; aber mit einem Male sank sein Muth, und seine Hand, die sich nach dem Fenster ausgestreckt, um durch leises Klopfen Elisen heranzulocken, war plötzlich wie gelähmt, und was er früher gewollt, unterließ er von seltsamer Bangniß ergriffen. »Nein! ich darf ihr nicht den süßen Schlummer rauben, und wie würde sie erschrecken, wenn sie den Vorhang wegschlüge und mich erblickte. Und doch muß sie Alles erfahren; ich kann es ihr nicht länger verschweigen.« Er wollte von neuem die Scheibe berühren und wieder zauderte er, denn ein wichtiger Grund, jener der Schicklichkeit, hielt ihn zurück. So kehrte er denn, trostlos wie vorher, in seine Stube zurück, noch manchmal nach ihrem Fenster blickend. Und mit dem

festen Vorsatze, morgen sich früher mit der alten Barbara zu berathen, bevor er etwas unternehmen würde, brachte er die lange Nacht schlaflos auf seinem Lager zu.

Als der erste Morgenstrahl die Vögel aus ihrem Schlafe weckte und diese zwitschernd aus ihren Nestern flatterten, war Hein ins Freie geeilt. Es tröstete ihn hier im Garten der Natur der Anblick so vieler Millionen von Thierchen, die alle wieder lebenslustig aus Baumstämmen, Erdhöhlungen, aus Laub und Blüthen sich hervordrängten. Möchten die Menschen überhaupt sich über die tausend Armseligkeiten des Lebens zufriedenstellen und sich glücklich schätzen, mit frohem Gemüthe und gesunden Lippen aus dem Freudenbecher des Daseins nippen zu dürfen. Kein Schmerz ist so groß, daß er uns das Wonnegefühl rauben kann, an den Herrlichkeiten der Natur sich schadlos für das gedrückteste Erdenloos zu halten. Denket nicht, wie ihr leben wollt, und was euch zu genießen versagt ist, sondern freuet euch, daß ihr lebt. Nur Menschen, die das Laster erniedrigt, sind stumpfsinnig für die Erhabenheiten der Natur; denn sie können sich nur an dem werthlosen Flitter des Reichthums ergötzen; sie sind so verblendet, daß sie die Schminke der Eitelkeit dem lieblichen Morgenroth, Demanten und Perlen dem farbenspielenden Thautropfen, frivole Lieder dem Gesange unschuldiger Vöglein vorziehen.

Das beglückende Naturgefühl war es, das den verlassenen Hein oft für so viele schmerzliche Verluste entschädigte, ihn den größten Kummer vergessen ließ. Hier unter freiem Himmel schöpfte sein Herz neue Hoffnungen, die er kleinmüthig für verloren hielt. Wie er Nachts beängstigt von schrecklichen Gebilden der Phantasie, gequält von wilder Leidenschaft verzweifelte, sein Dasein verwünschte, ja einen schrecklichen Entschluß faßte,

freiwillig sein Leben zu enden, war Alles verschwunden und aufgegeben, wenn das heilige Sonnenlicht ihn begrüßte und in seinem Herzen den Glauben an die unendliche Liebe des Ewigen erhöhte. Was er früher ersonnen, die alte Barbara, die man rings in der Gegend wegen ihrer prophetischen Gabe, wie auch wegen ihrer klugen Räthe hochschätzte, zu besuchen, wollte er sogleich ausführen und verließ deshalb den Pachthof und schlug den Weg zu ihrer Hütte ein.

Das Häuschen, in dem die alte Barbara in der stillsten Zurückgezogenheit lebte, lag am Ende des Dorfes, abgesondert von den übrigen Wohngebäuden, und gegen die Südseite war ein kleines Gärtchen angebaut, in dem die noch rührige Frau verschiedene Gattungen von Küchengewächsen pflanzte und zog. Im ganzen Wohnorte herrschte die strengste Ordnung und Sauberkeit, so daß man sich recht heimisch fühlen konnte, um so mehr aber, wenn das zufriedene, heitere Antlitz der guten Hausfrau uns willkommen hieß. Sie saß heute sehr früh mit Spinnen beschäftigt in ihrem wohlausgepolsterten hohen Lehnstuhle. Wie dieser, so paßten auch die übrigen aus Eichenholz verfertigten Zimmergeräthe zu der kleinen aber reinlich gehaltenen Stube. Über dem Bette hing ein heiliges Frauenbild, das in dem schwarzen mit Goldleisten eingelegten Rahmen seine Herkunft aus alter Zeit verrieth und wahrscheinlich als ein Erbtheil in die Hände Barbara's gerieth. Nur gaben die graugetünchten Mauerwände und das stark gebräunte Holzgetäfel der Zelle dieser ruhigen Frau ein etwas düsteres Ansehen.

Einfach, wie hier Alles in der kleinen Stube und im ganzen Hause, so lebte auch Barbara, die selbst darin in ihrer Kleidung nicht abwich. Ein weißes Häubchen hüllte ihre

schütteren Silberhaare ein, und ein dunkles grünes Wollkleid wie ein aus schwarzem Kattun verfertigter Spenser waren die täglichen Gewänder, in denen sie zu Hause arbeitete, zur Kirche ging und häufig Kranke und Leidende besuchte. Barbara war nicht allein, wie gewöhnlich Frauen von ihrer Herkunft und ihres Alters, gottesfürchtig, sondern auch theilnehmend, und sehr oft war es ihr auch gelungen, Manchen durch guten Rath geholfen und Unglückliche getröstet, oft auch noch vor größerem Schaden behütet zu haben. Sie zählte diesen Frühling bereits sechzig Jahre und immer noch freute sie sich, wenn der Schnee im warmen Sonnenlichte zerschmolz, auch die Blätter im frischen saftigen Grün die Bäume schmückten; da lief sie gleich einem Kinde vor die Hausthür und streute den jungen Hänflingen Brotkrumen, sich ergötzend an dem kleinen Scharmützel dieser muthwilligen Schmarotzer, wenn einer dem andern die Beute zu entreißen suchte.

So lebte sie schon lange Zeit in dieser Einsiedelei, zu der sie das Häuschen nach dem Tode ihres Mannes eingerichtet. Sie war so emsig bei ihrer jetzigen Arbeit, daß sie nicht auf das Pochen an der Thüre Acht hatte, durch die Hein bald eintrat. Erst dann, als sie das Zuschließen derselben vernahm, ward sie aufmerksam auf den Angekommenen. Sie hieß ihn sogleich herzlich willkommen, denn sie hatte ihn sehr lieb, und nahm ihn deshalb immer gegen die üblen Nachreden böswilliger Menschen in Schutz. Und sie war ja auch einmal Mutter eines zarten Knäbleins, das leider zu ihrem größten Schmerze einst beim Spiele in das reißende Waldbächlein stürzte und ertrank. Wenn Hein mit dem braunlockigen Haare und den beinahe schwarzen seelenvollen Augen neben ihr saß, glaubte sie wohl manchmal ihren eigenen Sohn vor sich zu erblicken, und

küßte tiefgerührt den Verwaisten, als wäre sie seine leibliche Mutter. Wie sie ihn aber heute mit blassen Wangen und so mißmuthig sah, hätte sie ihn bald nicht erkannt; sie setzte daher die schwarzbeinerne Brille auf die Nase und schaute ihn forschend an, fast erschreckend über sein seit kurzer Zeit verändertes Aussehen. Mitleidsvoll verließ sie ihre Arbeit, stand auf und ihre Hand auf seine Schultern legend, fragte sie den bisher Verschwiegenen um den Gram, der ihn so schwermüthig mache.

„Warum so traurig, Hein! Schon oft wollte ich dich um den Grund deiner oft plötzlich eintretenden Mißstimmung fragen, ich wartete jedoch auf deine Offenherzigkeit, mit welcher du mir sonst Alles mittheiltest; jetzt aber zwingt mich deine Zurückhaltung, in dich zu dringen und zu erforschen, ob du vielleicht mißtrauisch gegen mich geworden.“

Hein erkannte das Unrecht seines langen Schweigens und gedachte sogleich seines Zweckes, warum er hierher seine Schritte gelenkt. Nachdem er sie über ihre Muthmaßungen beruhigt, gestand er ihr die Erlebnisse der letzten Tage, während er sie nicht besucht hatte, und forderte sie auf, ohne Rückhalt zu sagen, ob sie ihm wohl Hoffnung verheißen könnte, wenn er den Pächter von seiner Neigung zu Elisen in Kenntniß setzen würde. Zugleich schilderte er ihr die Qual, die ihn überall Tag und Nacht hindurch verfolge. Auch verleitete ihn der Mißmuth, der ihn wieder übermannte, zu den leidenschaftlichsten Äußerungen, und er wollte, trotz den Vorstellungen Barbara's, forteilen und sich bei den Soldaten anwerben lassen. Und er wäre sicherlich auf die Ausführung seines tollen Planes bestanden, wenn Barbara's Thränen ihn nicht umgestimmt. Sie traf auch den rechten Fleck, als sie Hein fragte: „Ihr liebt Elisen, und wollt sie

verlassen; was soll dann aus ihr werden?« Diese Worte brachten ihn zur Besinnung und er hörte aufmerksamer die alte Barbara an, die, obschon eingedenk des alten Sprichwortes: Liebenden ist schwer zu rathen, sich doch alle Mühe gab, ihn zu trösten und ihm Muth einzusprechen. »Man muß nicht gleich verzweifeln, und für jeden Schmerz reicht uns die Zeit lindernden Balsam. Ich war auch einst in ähnlicher Lage; ich litt um ein geliebtes Wesen, und ward zuletzt desto glücklicher, als ich in dem bereits für verloren gehaltenen Herzen einen reichlichen Ersatz für die durchlebten kummervollen Stunden fand. Und ich war nur ein schwaches Mädchen, und du, Hein, bedenke, bist ein Mann.«

Sie waren Beide eben im eifrigsten Gespräche, durch das sich Heins Herz sehr erleichtert fühlte, als zufällig Barbara einen Blick durchs Fenster warf und Elise von ferne auf ihre Hütte zuschreiten sah. Sie war innerlich erfreut, in diesem günstigen Augenblicke Beide zusammentreffen zu sehen; sie rieth daher dem bestürzten Hein, der sich sogleich entfernen wollte, sich hinter ihrem Lehnstuhle zu verbergen, und versprach ihm, Elisen über ihn auszuforschen, wo er dann ungesehen ihr Geständniß hören könne. Hein zauderte wohl anfangs, und wollte zu dieser List nicht seine Zuflucht nehmen, aber schon gebot es der Augenblick, als Elise an die Thür pochte und zu gleicher Zeit die Schwelle überschritt. Ganz seltsam war dem armen Hein zu Muthe, als er gleich einem Spione Elisen behorchen sollte, die gewiß, um ihre Geheimnisse der alten Barbara anzuvertrauen, hierher gekommen. Schon wollte er hervortreten, als ihn Elisens matte Stimme gleichsam anzuflehen schien, nur jetzt nicht sie in ihrem kindlichen Geständnisse zu stören. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschte er auf Alles, was sie sagte

und es durchbebte sein Inneres, als er sie so gefühlswarm, ja mehr als herzlich von ihm sprechen hörte. Barbara suchte absichtlich das Gespräch immer auf Hein zu richten, der ihr im Stillen dafür liebend dankte. Elise eröffnete der Alten ihr ganzes Herz, und ließ sie darin einen kostbaren Schatz von Unschuld und Liebe schauen. Sie gestand auch, wie sie Hein so herzlich schon von Kindheit an zugethan, wie sie ihn aber für kalt und theilnahmslos hielt, bis sie gestern Abend von seinem edlen Herzen sich überzeugte. Sie wollte ihm gerne Abbitte leisten für die ungerechte Meinung, die sie stets zurückgehalten, ihm vertrauensvoll entgegenzukommen. Sie bat ferner die gute Barbara, die ihr in Heins Namen Alles verzieh, sie möchte doch lieber diese Schwäche vor Hein verschweigen, sie müßte sich vor ihm ja schämen, an seinem Edelmuth ohne Überzeugung gezweifelt zu haben. Unter Thränen versicherte sie auch die Alte, den verhaßten Förster nicht zu heirathen, und würde selbst ihr Vater darob lebenslänglich auf sie zürnen. »Ihr errathet es wohl, daß ich nur ihn lieben, ihm nur angehören will. Ach! ich bin sehr unglücklich, den Befehlen meines Vaters mein Herz, meine Liebe opfern zu müssen.« Sie neigte sich schluchzend zu Barbara, die liebevoll sie zu ermuthigen suchte. Hein, der Alles bisher tief gerührt mit angehört, konnte sich nicht länger mehr zurück halten, er sprang hervor und stürzte mit dem Ausrufe: »Verzeihung! liebste Elise, wenn ich dich je gekränkt,« zu ihren Füßen. Überrascht und vor Scham erröthend, stand sie vor ihm und entzog ihm nicht ihre Hand, die er mit unzähligen Küssen bedeckte. Nach einer Pause begann Hein wieder zu sprechen, denn noch immer schweigend schlug Elise die Augen zu Boden, nicht wagend, ihre Blicke auf den Knienden zu richten. Er schilderte nun mit aller Glut und Leidenschaftlichkeit seine Liebe

und schwur, das Äußerste zu versuchen, um die Verlobung mit dem ihr verhaßten Förster zu hintertreiben. Bei so viel Liebe, wie sie Hein in Herz und Seele hatte, konnte sie nicht widerstehen, ihm dankbar und gerührt in ihren blauen Augen das gleiche Verständniß schauen zu lassen. Sie blickte auf ihn, und wie wenn Ein Gedanke sie beseelte, ruhten ihre Herzen an einander, tauschten ihre Lippen den ersten Kuß der Liebe. Barbara segnete die Liebenden, und nachdem sie beiden das Versprechen abgenommen, nicht übereilt zu handeln und auf ihre Liebe zu vertrauen, kehrten Hein und Elise mit den friedlichsten und beglückendsten Gedanken nach dem Pachthofe zurück. Von diesem Tage an war Hein zur Verwunderung Aller, die ihn kannten, nicht mehr der Kopfhänger, und Viele wurden ihm freundlicher gesinnt, die ihn theils aus Scheu, theils aus Böswilligkeit mieden.

Es war ein Feiertag, als der Förster Moritz ungewöhnlich früh in die Stube des reichen Pächters eintrat, dem sein mürrisches Wesen keinen angenehmen Besuch verkündete. Und so war es auch. Moritz sprach sehr erbittert über den Forstfrevel, den Hein als Wilddieb in seinem Reviere ausübe, und er forschte Grubern aus, ob jener nicht manchmal in seinem Hause erscheine. Er betheuerte, er müsse seiner habhaft werden, und sei es, wie es wolle. Ja, er würde ihn sogar tödten, wenn es ihm nicht anders gelänge. Der Pächter erschrack über des Försters Heftigkeit, und bemühte sich, ihn von seinem schrecklichen Vorhaben abzubringen. Er suchte den Argwohn Moritz's zu vertilgen, daß er ihn versicherte, seit dem Tage, als Hein auf seinen Befehl das Haus verlassen, habe jener nicht ein einziges Mal den Pachthof betreten. Auch sei seit den letzten trau-

rigen Vorfällen Elise zurückgezogener und häuslicher, und da ihre Freundin, die alte Barbara, vor wenigen Wochen in die Ewigkeit hinübergegangen, verlasse sie selten und nie ohne Begleitung das Haus. Doch glaubte der Förster diesem allem nicht, er war so rachedürstig, daß er nur Heins Tod vor Augen hatte, der ihm als Wilddieb, noch mehr aber als Nebenbuhler verhaßt war. Umsonst waren des Alten Bitten und Vorstellungen, nicht unbarmherzig dem armen Jungen zu schaden; der Förster aber hatte ihn einmal als Opfer seines beleidigten Herzens ausersehen; hätte ihn Elise geliebt, er würde ihm Alles verziehen, ihn vielleicht ganz unbeachtet gelassen haben. Er machte seinem Zorne in nicht schonenden Ausdrücken Luft und verließ störrischer, als er gekommen, den Pächter. Jetzt erst that es dem alten Gruber um Hein leid; er hatte ihn ja als Kind geliebt und für ihn gesorgt; es dünkte ihm in diesem Augenblicke sein Verfahren gegen ihn zu strenge und hart, und litt nicht bei diesem allen auch seine Tochter, seine liebe Elise? War es denn ein so großes Verbrechen, daß sie sich mehr als Geschwister wurden. Es reute ihn sehr, ihn so hilflos in die Fremde hinausgestoßen zu haben und er klagte sich als den Schuldigen an, daß Hein dies unerlaubte Gewerbe treibe. »Hätte ich ihn nicht milder behandeln sollen, war er nicht immer ein guter Junge? Und Elise, die Arme, wie grämt sie sich um ihn.« Aber diese Gewissensstimme wurde zuweilen von einem Stolze unterdrückt, der ihn entschuldigte, der ihm Recht gab, die unbesonnene Leidenschaft des Jungen zu seiner reichen Tochter zu verhüten und zu zerstören. Doch es war ja schon zu spät, und darum hätte er schonender handeln sollen, und jetzt ihn der Rache des Försters zu entziehen, hielt er für seine heiligste Pflicht. Doch wie dieses bewerkstelligen; es blieb

nur ein Mittel übrig, und dieses war die schnelle Verbindung Elisens mit Moritz. Er stellte ihr nun mit den rührendsten Worten die gefährliche Lage vor, in der Hein schwebe, und wie nur sie allein ihn aus derselben befreien könne, wenn sie endlich einwilligend dem Förster ihre Hand reichen würde. Elise war zwar auf diesen Augenblick immer vorbereitet, der sie zwingen würde, mit dem Förster sich zu verbinden; aber daß Hein in Todesgefahr sei und um ihretwillen geopfert werden solle, dies erschütterte ihr Herz, und sie wollte lieber dem Mörder ihres Lebensglückes, als dem ihres geliebten Hein als Braut angehören. Sie versprach ihrem Vater, Alles nach seinem Willen zu thun, und war sehr behutsam, nicht zu verrathen, was sie bei sich für Heins Rettung zu unternehmen beschloß. Sie wollte ihn noch heute Abend davon benachrichtigen, denn leicht könnte der kommende Tag über sein Leben entscheiden. Da sie den Anstand wußte, wo Hein seinen Aufenthalt hatte, so wollte sie sich als Jägerbursche verkleidet dahin begeben. Und war sie dieses alles nicht ihrer Liebe wie auch der seinigen schuldig; denn für sie trieb er die Wilddieberei, um nur in ihrer Nähe verweilen zu können; er konnte sich durch nichts anderes seinen Unterhalt verschaffen. Noch mehr wollte sie in Ausführung bringen; sie wußte keinen andern Ausweg für Hein, als daß er diese Gegend verlasse, und allein, ohne ihn zu sehen, zu lieben, die Frau des rauhen Försters zu werden, dies schien ihr schrecklich; sie faßte daher den Gedanken, mit ihm zu fliehen, und Gefahren und Leiden zu theilen.

Im großen Tannenforste, in dem nur das scheue Reh und der kluge Hirsch seine Ruhestätte wählen, war seit mehreren Wochen Heins Aufenthalt, und er durchstrich den Wald gleich dem sorglosen Waldbewohner, aber ruhelos und unzufrieden.

Konnte er doch nicht mehr, wie einst, in Elisens friedlichem Haushalte verweilen und mußte er nicht stets vor den lauernden Jagdgesellen auf der Hut sein. Er war frei, aber wozu frommte ihm dieses unthätige Waldleben, wie lange mochte er noch auf diesen grünen Pfaden zwischen den dunklen Tannen herumziehen, wohin dann wandern, wenn der Schnee alles überdeckt und der Winter selbst die abgehärteten Waldthiere in ihre Höhlen verscheucht. Ach! wie manche trübe Erinnerungen gesellten sich zu seinen kummerschweren Gedanken! — Die Zeit, wo ist sie, in der noch die alte Barbara lebte und ihn mütterlich pflegte? Wie vergänglich schien ihm Alles, wie leicht zerstörbar die Hoffnungen, die Blüthen unseres Glückes! Und Elise! was sollte aus ihr werden, wenn er sich auf immer von ihr trennen mußte?

Der Abend, wenn er heranzog, stimmte ihn noch melancholischer und er beneidete da die Glücklichen, die in ihrem stillen Familienkreise fröhlich und herzlich mit einander verweilten, während er an den hohen schwarzen Tannen, die ihn wie stolze Riesen kalt und unbeugsam anschauten, vorüberschlich, bis er schlummermüde auf den nadelbestreuten Waldboden niedersank.

So düster und lebenssatt lehnte er an einem Föhrenstamm und starrte durch die Lichtung der Nadelhölzer, bis das Abendgold immer mehr und mehr im dunklen Grau verschwand; vorne auf seiner Brust hing die Waidtasche und die Flinte war auf dem weichen Moose aufgestellt, während seine rechte Hand sich auf sie stützte. Da hörte er ein Geräusch, er horchte auf, ihm war es, als klatschte Jemand in die Hände; noch ein Mal vernahm er es, und er hatte sich nicht getäuscht, er wiederholte dasselbe und erwartete die Ankunft Elisens auf das beantwortete Zeichen. Plötzlich wurden die Tannenzweige auseinander

geschoben und ein schmucker Jägersmann stand zehn Schritte weit vor ihm. Hein traute anfänglich kaum seinen Augen, doch faßte er bald Muth und rief dem Unbekannten mit barscher Stimme zu, was er von ihm begehre. Elise, denn sie war es, gewahrte bald den Irrthum, den ihre Maske veranlaßte; sie lachte von Herzen und scherzte mit dem Überraschten über seinen freundlichen Gruß. Hein ward bald mit dem schönen Jägersmann ausgesöhnt und konnte sich nicht satt genug an der reizenden Gestalt des weiblichen Jägers sehen. Unter vielen Küssen tauschten sie ihre Versicherungen von Treue und Liebe, und waren wonneberauscht, sich wieder sehen und sprechen zu dürfen. Bald aber nahm das Liebesgeflüster zu ernsterem Gespräche seine Wendung, denn Elise erzählte Hein Alles, was sie erfahren, und forderte ihn auf, sein unerlaubtes Gewerbe aufzugeben. Unmuthig senkte er sein Haupt, und als sie in ihn drang, ihren Wunsch zu erfüllen, da ruhten seine thränenfeuchten Augen auf ihr und er lispelte: „Elise! willst du es denn wirklich, daß ich dich verlassen soll, liebst du mich nicht mehr, daß du mich von dir entfernen willst?“ Da erröthete leicht ihre Wange und sie sprach verschämt zu ihm: „Ich ziehe ja mit dir und folge dir, wohin du wanderst; du wirst mich doch nicht von dir weisen?“ Bei den letzten Worten blickte sie ihn so schelmisch-lächelnd an, daß Hein überglücklich sie an sein Herz drückte und feierlich sie versicherte, für sie das Schlimmste eher zu ertragen, als sie zu verlassen. Sie entwarfen Pläne für ihre Flucht und prüften die Mittel, sie auszuführen, als durch das nahe Tannengehölz des Försters Rüden wüthend bellten und immer näher dem Anstande nachspürten.

„Wir sind verloren,“ rief Hein bestürzt, „es ist der Förster mit seinen Gesellen!“ Und kaum waren diese Worte ausge-

sprochen, so brach Moritz mit seinen Gefährten durch das Dickicht und begrüßte sie mit schadenfrohem Gelächter. Er befahl ihm, sogleich seine Wehre zu strecken. Hein aber nahm die Flinte von der Schulter und richtete sie auf den Förster, während Elise zitternd seinen Hals umschlang und ihn bat, um ihretwillen keinen Widerstand zu leisten.

„Hört Ihr nicht auf die Bitten Eures saubern Spießgesellen?“ höhnte wieder der Förster, „nun so richte Euch die unbestechliche Kugel!“ und drückte in demselben Augenblicke sein Gewehr ab. Elise, die Hein zitternd umschlungen hielt, sank tödtlich getroffen zu Heins Füßen, der schmerzergrimmt seine Flinte auf den Förster abschoß; die Kugel war mitten durchs Herz gegangen und er stürzte leblos nieder. Auf dieses Signal nun folgten Schüsse auf Schüsse, und von sechs Kugeln durchbohrt fiel Hein an Elisens Seite nieder, auf die er noch verscheidend seinen letzten Liebesblick heftete.



Der Sunnáwendköfá.[1])

In Salzburger Mundart.

Von

Náckl Vöstl.

Dá Sunnáwendköfá,
    Wie guet hat ás nöt,
Sán Haus is á Feld
    Und á Rasen sein Bött.

Sán Wirthshaus sánt[2]) d'Bleamöln,
    Bá dö kehrt ár ein,
Dá kriegt ár á Bier,
    Und án kröftögná Wein;

Und hat ár án Hungár,
    Is 's á schon áfdöckt,
Er findt áf'n Blüehbom [3])
    Olls das, was iehm schmöckt.

---

[1]) Sonnenwende=, Johannis= oder Leuchtkäfer.
[2]) sind.
[3]) Blüthenboden.

*

Bán Tag fliegt ár umá
Und spielt in dá Sunn,
Bá dá Nacht liegt á ruehlig
Und leucht't zwánn á brunn.

Und leucht't zwánn á brunn,
Weil á Roasen hat gmacht,
Mit sán Schatz in dá Sunn
Bis in d' sindkádö Nacht.

Gel, das is á Löbn,
Dáß dár 's Herz dázur lacht,
Schlampampen bán Tag
Und aft glanzen áf d' Nacht!

Und flegst ás, krad 's Glanzen
Das bringt iehm sein Naoth,
Kimmt á stinkádö Nadár [4])
Und beißt 'n maustodt.

Mein hán dort, zwögn was denn?
Is 's öppa [5]) nit guet,
Wann Oans in dá Finstá
Voaran leuchten thuet?

---

[4]) Schlange.
[5]) etwa.

Guet wár 's, abá glaub mars,
  Ás is nixö z' sag'n,
Ás gibt viel z' viel Bichár,
  Do 's Liecht nöt vátrag'n.

Dö 's Liecht nöt vátrag'n
  Und á leid'n goa nöt mög'n,
Geh frag nöt zwäng was denn,
  Ás is — dárant wög'n.



Aschermittwoch.

Von

Carl Rick.

Am Lager des Kindes, so leidend, so bleich,
Saß Mütterlein betender Weise,
Ihr Krankes träumte so sterbensweich,
Und klagte gar leise — wie leise:

„Ach Mutter, lieb' Mutter, wie thut es mir leid,
Ich durfte die Lust nicht erleben,
Geschmückt mit dem neuen schneeweißen Kleid
Im fröhlichen Tanze zu schweben!“

„„Laß gut sein, lieb Kindchen, du ziehst es doch an,
Wenn gleich nicht zum fröhlichen Tanze;
Ich sah dich im Traum' damit angethan,
Die Locken im duftenden Kranze.““

„Ach Mutter, du glaubst nicht, wie wehe mir's thut,
Wie's blutig mir eingreift zum Herzen;
Ist nur Aschermittwochs mein Leiden gut,
So will ich ja Alles verschmerzen:

Wo der Pfarrer die Stirn uns mit Asche belegt,
Gedenkend der Abkunft aus Erden,
Und spricht zu den Gläubigen fromm und bewegt:
Staub warst du, und Staub wirst du werden."

„„Laß gut sein, lieb Kindchen, das hat ja noch Zeit,
Auch du wirst am Speisgitter stehen,
Ich hab' dich, zu Häupten mit Asche bestreut,
Gar lebhaft im Traume gesehen.""

Das Kindchen — es starb; und sein Wunsch ward erfüllt,
So treu es die Seinen vermochten,
Es wurde in's schneeweiße Kleidchen gehüllt,
Der Kranz in's Gelock' ihm geflochten.

's ward über die Leiche, so schön, so jung,
Der Deckel des Sarges geschlagen,
Und früh Aschermittwochs — zur Äscherung —
Da ward sie zur Kirche getragen.

Da ward sie vom Pfarrer mit Asche belegt,
Gedenkend der Abkunft aus Erden —
Er sprach zu der Todten, tiefsinnig bewegt:
Staub warst du und Staub wirst du werden.

Der Schmerz.

Von

Amalie.

Reich ist der Schmerz! er hält nicht Haus,
Und gibt doch seinen Schatz nie aus.
Nie ist ein Mensch noch heimgegangen,
Der nichts von seiner Hand empfangen,
Wie fremd und fern er ihm auch schien,
So reichte er doch endlich hin! —
Im rothen Kästlein, was wir haben,
Da sammeln wir des Schmerzes Gaben;
Und oft birgt deren es so viel,
Daß es vor Reichthum brechen will.

Gedicht

von

August Fischer.

Die alte Lieb' ist weggeflogen,
Die war ein scheuer, blöder Gast
Doch neue Lieb' ist eingezogen,
Die hält wohl länger traulich Rast.

Die langversiegte Liederquelle
Berührt sie mit dem Rosenstab,
Die stockt nicht länger, sprudelt helle,
Und spiegelt mir den Himmel ab.

Doch zürnt mir nicht, wenn leise, leise,
Hindurch ein Thränenstreifen zieht,
Drin, wie auf blutigem Geleise,
Manch schwerer dunkler Tropfen flieht.

Denn wie die erste Liebe Thränen
Und Wehmuth mir in's Herz gestreut,
So bringt die zweite tief'res Sehnen,
Und führt den Schmerz nur im Geleit.



Der Schiffs-Arzt.

Nacherzählt

von

F. R. v. Pirkenau.

1.

Kein Stern glänzte am Himmel, scharfe Nordwinde fegten die menschenleeren Straßen der Hafenstadt Brest. Alles lag im tiefen Schlafe und das Brüllen des windgepeitschten Meeres, das Knarren und eintönige Geklapper der Schiffstaue und der regelmäßige Schritt der frierenden Schildwachen machten das ohnehin schauerliche Gemälde noch schauerlicher und lebloser. Unter der Masse der dunkeln Gebäude erschien das Bagno allein erleuchtet, und weithin schauten seine Fenster in die finstere Nacht, gleich dem flackernden Glanze der herrlichen Himmelsleuchten.

In einem der Fenster stand in der Uniform eines Marine-Arztes ein junger Mann, den Kopf gegen die, das eiserne Gitter umklammernde Linke gestützt, düster vor sich hin starrend. Lange verweilte er schweigend in dieser Stellung, bis er endlich seinem Unmuth folgender Maßen Luft machte:

„Was ist mein Leben?“ philosophirte er, „ein Leben ohne Glück! Leben ohne Glück ist kein Leben! Zum Glück gehört Reichthum — Reichthum! inhaltschweres Wort; schwer und leicht zugleich zu erringen. — Schwer, auf rechtlichen Wegen: leicht, auf Abwegen. — Die Niederträchtigkeit einer Stunde, eines Tages genügt, um im üppigen Wohlleben der übrigen Lebenszeit jenen unglückseligen Glückstag zu vergessen. Und was ist diese Niederträchtigkeit? Menschen nennen es ein Verbrechen; aber nur dann, wenn die Gerechtigkeit das schlaue Gewebe unserer Schlechtigkeit entdeckt. Sonst ist Nichts? — Nichts? — und doch; es ist das Gewissen mit seinen fantastischen Qualen. — Gewissensbisse! — Noth! drückende Noth! — Schicksal! dich rufe ich an! — werde mein Rettungsengel; führe mich aus diesem Labyrinth; nenne mir die geringere Pein, ich wähle sie ungesäumt. — Ich bin 26 Jahre alt, liebe das Leben und muß wie ein Kranker mitten dieser Elemente leben, wie ein Sterbender. Warum eine solche Existenz? Kann ich sie verbessern? Darf ich sie verbessern? — Ich kann es, also darf ich es auch, denn die Möglichkeit einer Handlung begründet auch die Befähigung zur selben.“ — Jetzt hielt er inne und verfiel neuerdings in tiefes Nachdenken. — Die fehlerhafte Richtung seiner Ideen war mehr die Folge einer unwillkürlichen Abweichung von der rechten Bahn, durch seine mißlichen Umstände herbeigeführt, mehr die Folge einer plötzlichen Zerworfenheit mit sich selbst, mit der Welt, als ein künstliches Gebäude, das auf gänzliche Verderbtheit des Herzens fußt. —

Eduard Launay war einer jener Menschen, die sich das Unglück zu Schoopkindern auserwählt, und in seinen unheilschwangern Umarmungen zu erdrücken sucht, fehlt es an Macht, ihm Trotz zu bieten und dadurch die Affenliebe desselben

in unversöhnlichen Haß verwandelt. — Allein der Geist braucht herkulische Kräfte, sich diesen Umarmungen zu entreißen, der Geist muß frei sein, muß streng herrschen über die Sinnlichkeit; denn wenn diese die Oberherrschaft nur einen Augenblick gewinnt, drängt und drückt sie den untergeordneten Geist so lange, bis er wild aufschreit — über den bittern Spott, und sich keines Mittels schämt, um die drückenden Fesseln des Unglücks abzustreifen. Dies war bei Eduard der Fall. Heiterer Lebensgenuß war sein Streben, sein ganzes Sein in ein Verlangen nach Genuß; diesen sich zu verschaffen, meinte er, sei er sich selbst schuldig, und so philosophirte er sich die Nothwendigkeit der Erlangung mit allen möglichen Sophismen vor. Dadurch hatte er sich ins Laster gleichsam hineingelogen, ohne jedoch selbem noch unterlegen zu sein, und es bedurfte nur einer sanften Empfindung, die zu seinem Herzen sprach, um die sterbende Tugend zu beleben. Seine Seele war wie ein Fahrzeug, welches in dichten Nebel eingehüllt auf einen wohlthätigen Wind wartet, um sich zu orientiren, gleich bereit zum Lauf in der rechten Richtung oder gefährlichen Klippen. —

Dem noch immer in Gedanken Versunkenen meldete endlich ein Krankenwärter, daß Nr. 7 verstorben sei. Gleichgiltig und fast mürrisch schlenderte Eduard zwischen den Bettenreihen zu der gemeldeten Ziffer (denn im Hospital haben die Kranken keinen Namen; das Einzige was man kennt und nennt, ist das Bett), nahm die Decke vom Kopfe des Verstorbenen, betrachtete ihn einige Augenblicke und befahl, ihn in den Secir-Saal zu tragen. —

Es war der Körper Itierres Cromon, eines zur lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilten Verbrechers, der bereits 10 Jahre theils innerhalb den Mauern des Bagno, theils

auf der Ruderbank der Galeere zubrachte. Oftmals war er der wachenden Sorgfalt schon entflohen, aber immer wieder zurückgebracht, und trotz den immer verstärkten Nebenstrafen, gab er den Gedanken, zu entfliehen, nicht auf. —

Denn die Sehnsucht nach Freiheit artete bei ihm in eine Monomanie aus. Zuletzt angeschmiedet an die feuchten Mauern eines unterirdischen Kerkers, verfiel er in eine Krankheit, der er unterlag. —

Die Leiche ward auf die Tafel des anatomischen Saales gelegt und Eduard bereitete seine Instrumente zu diesem widrigen Geschäfte, welches ihm, obwohl er daran gewöhnt war, heute eine gewisse Unbehaglichkeit, ein nicht zu erwehrendes Grauen verursachte.

Schon hatte er das Messer in der einen Hand und faßte mit der andern einen Arm des Körpers, als er einen Widerstand fühlte. Erstaunt lehnte er sich über den Körper und erhob seinen Kopf zur oberhalb hängenden Lampe. Die Augenlieder zitterten schwach; — er sah noch angestrengter auf den Cadaver und plötzlich öffneten sich die Augen. —

Erschrocken fuhr Eduard zurück. Der nackte Körper aber erhob sich allmälig und sah unruhig um sich. Noch immer stand Launay starr und unbeweglich, als plötzlich Pierre aufsprang und schon mit einer Hand das Fensterkreuz ergriff, um sich hinaus zu schwingen. Da ermannte sich der Arzt, stürzte schnell zum Fenster und packte Jenen um die Mitte. Cromou rang mit aller Gewalt der Verzweiflung, doch vergebens; er unterlag und Eduard, der ihn mit kräftiger Hand zu Boden geschleudert hatte, setzte jetzt seinen Fuß auf die Brust des Unglücklichen. — „Du richtest gegen mich nichts aus, deine Mühe ist vergebens, Tollkopf!“ sprach der Arzt.

Cromou, der wohl einsah, wie jeder Widerstand umsonst wäre, bat flehentlich, ihn doch entfliehen zu lassen.

„Ah! lassen Sie mich fort; lassen Sie mich entfliehen," wimmerte er. „Sie sind nicht mein Wächter; Sie haben ja keine Verantwortlichkeit."

„Ich bin es aber während deiner Krankheit," entgegnete ihm der Arzt, „und was wird man von mir sagen, wenn mir die Todten entfliehen?"

„O! um der ewigen Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich entfliehen," drängte flehend der Galeeren-Sclave. „Ich werde frei sein, ich werde Gottes schöne Sterne sehen, die ich seit Jahren nicht erblickte."

„Deine Bitten sind fruchtlos."

Jetzt strengte Cromou seine letzten Kräfte an, um Eduard zu überwältigen. Ein gewaltiger Druck und Eduard's Fuß drückte wie früher Pierre's Brust.

„Du wirst, du sollst, du darfst durch mich nicht entkommen," zürnte Launay.

„Ich will, ich muß frei sein," schrie Cromou, mit vor Schmerz zitternder Stimme. „O! mein Gott, so lange umsonst gelitten zu haben, das ertrage ich nicht. Zwei Monate verstellte ich mich, um mein Verlangen nach Freiheit zu verbergen. Drei Tage kam keine Speise über meine Lippen, um krank zu scheinen. Ich kam in den Krankensaal. Alles hatte ich so wahrscheinlich gemacht, mich todt gestellt; meine Wächter waren getäuscht, ich stand so nahe am Ziele, und jetzt — jetzt!" — Thränen rollten über sein abgemagertes Gesicht und der tiefste Schmerz drückte sich in seinen Zügen aus. Selbst Eduard war über diesen Ausbruch der Verzweiflung gerührt.

„Und warum lechzst denn du so nach Freiheit?" fragte Launay.

„O! ach Sie waren wohl noch nie eingekerkert, sonst könnten Sie so nicht fragen. Ich wollte in meiner Vaterstadt sterben, nochmals die herrliche Sonne der Provence sehen."

„Aber du mußt ja Hungers sterben, dir mit Betteln eine Freiheit erhalten, die zehnmal schrecklicher ist, als Kerker und Galeere."

Cromou verzerrte sein thränenfeuchtes Antlitz zu einem spöttisch verzweiflungsvollen Lächeln.

„Ich bin reich, reicher als Sie," seufzte er aus tiefer Brust.

„Du bist reich?"

„Ja! ich bin reich, sehr reich!"

„Dann bist du auch glücklich."

„Hören Sie mich; ich theile meinen Reichthum mit Ihnen, lassen Sie mich fliehen."

„Du hältst mich für einen Dummkopf, der deinem Märchen glauben soll."

„Nein! Nein! mein Herr! ich lüge nicht. Ich theile meine Habe mit Ihnen, und Sie werden genug haben," bat Cromou mit steigendem Affecte.

„Schweige, Elender! sonst bereust du, mich belogen zu haben."

„Um Gottes, um aller Heiligen Willen, beschwöre ich Sie, glauben Sie mir. Ich rede die Wahrheit, so gewiß ich auf die Gnade Gottes hoffe," schrie Cromou in verzweifelnder Angst. Ich habe 400,000 Franken verborgen, ich gebe Ihnen die Hälfte — zwei Drittheile, aber nur fort — nur fort." —

Die Geldgierde besiegte Launay's Pflichtgefühl und obwohl er nicht recht traute, so lag in den Worten Cromou's ein Ausdruck von Wahrheit, der selten oder nie täuscht.

„Wo hast du das Geld, sage es und dann werde ich sehen, was sich thun läßt?" fragte darum der Arzt.

Jetzt stiegen auch in Pierre's Seele Zweifel auf, ob er sein Geheimniß entdecken sollte oder nicht; allein der Drang nach Freiheit überwand alle Bedenklichkeiten, und nachdem Eduard betheuert hatte, daß er ihn, würde er den Ort des verborgenen Geldes angegeben haben, den Gefangenen entfliehen lassen wolle, erzählte Pierre, daß er eine Chatulle mit 400,000 Franken nebst vielem Schmucke mit seinem Spießgesellen, der aber bereits gestorben sei, an der nördlichen Seite des Felsen von Irglas in einem Loch 6 Fuß tief unter der Erde vergraben habe.

„Dein Roman ist gut erfunden, aber ich glaube an deine Schätze eben so wenig, wie an jene des fabelhaften Eldorado!«

»O! wie kann ich Ihnen dann beweisen, daß ich nicht lüge, daß sich das Geld wirklich dort befindet.“

»Spare deine Künste für einen Andern, ich glaube dir nicht,« erwiederte Launay mit einer Miene, die aber nur zu deutlich verrieth, daß er Cromou's Aussagen für keine Lüge halte.

Vor Wuth schäumend stieß Cromou nur noch die Worte: »Meineidiger Schurke!« heraus und entkräftet schloß er dann bewußtlos die Augen.

Eduard eilte, die Wächter zu holen, welche Cromou in den Krankensaal zurückbringen sollten. Doch kaum hatte er das äußerste Ende des langen Ganges erreicht, der beide Säle von einander trennte, als er plötzlich im Hofe ein Fluchen und ein Toben hörte. Er lief zurück in den Saal, dessen Fenster in den Hof gingen, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er Cromou nicht mehr darin fand und ihn bei dem düsteren Scheine einer Laterne im Hofe mit der Schildwache ringend erblickte. Entschlossen schwang er sich zum Fenster hinaus und packte Cro-

mou von rückwärts. Nicht gewärtig dieses Anfalls, unterlag jetzt Cromou zum zweiten Male der Kraft des Arztes, der ihn mit sich in den Krankensaal schleppte.

Doch das lange Fasten, der schnelle Wechsel von Hoffnung und Verzweiflung, der Einfluß der Kälte, die zu große Anstrengung seiner Kräfte, wirkte so zusammen, daß Cromou, als er in den Krankensaal gebracht wurde, entseelt zusammenbrach.

2.

Badenwiller ist ein artiges Städtchen, das am Fuße des Schwarzwaldes und in einer entzückenden Gegend liegt. Rings um die Stadt erheben waldige Berge ihre grünen Häupter und sehen als ehrwürdige Wächter auf das Treiben der Städter. Das kleine Thal, das sich bis zum untern Theil der Stadt erstreckt, gleicht mit seiner üppigen Blumenflur einem kunstfertigen Teppich, der durch die Farbenpracht den hier Wandernden entzückt. — Hier baden blaßgrüne Weiden ihre zarten Spitzen in dem silberhellen Naß eines Baches, dort verbreiten bemooste Eichen, Sprößlinge längst entschwundener Zeiten, kühlenden Schatten über die fünfte oder sechste Generation ihrer Pflanzer. Mit einem Worte Badenwiller besitzt eine himmlische Lage.

Schon unter den Römern waren daselbst die Heilquellen bekannt, und auch jetzt versammeln sich noch eine ziemliche Anzahl Curgäste. Rauchende Schweizer an der Seite ihrer emsig strickenden Frauen, und Elsaßer, erkennbar durch ihr deutsches Französisch und französisches Deutsch machen in jeder Saison bei weitem die Mehrzahl aus.

Die Gäste, die im Hotel „der Stadt Carlsruhe“ wohnten, hatten sich in der kleinen Akazienallee vor demselben zusammengefunden. Auch Frau von Kreskof, mit ihrer Tochter aus dem Hause trippelnd, schloß sich der Gesellschaft an. Sie war die ziemlich begüterte Witwe eines Kaufmanns und zählte unter ihren Ahnen einen Bürgermeister; ein Umstand, den sie stets erzählte. — Sie war eine jener ehrbaren Frauen, bei denen alle Gedanken, alle Reden und Handlungen nur einen Zweck zu haben scheinen, und auf deren Stirne man deutlich lesen kann: meine Tochter ist blos zum Heirathen bestimmt. Bereits hatte sie drei derselben an Mann gebracht und nun wollte sie auch die vierte und letzte in Hymens Rosentempel, der in ihren Augen nur eine Versorgungsanstalt war, einführen, was sie an einem Badeorte am ersten zu bewerkstelligen wähnte. — Nachdem Alle begrüßt und mit möglichst legaler Theilnahme um Rheumatismen und Verwandte befragt wurden, setzte sich die Mutter mit ihrem Töchterlein, und das durch ihre Ankunft etwas unterbrochene Gespräch wurde wieder fortgesetzt.

„Ich finde es sehr sonderbar,“ bemerkte eine hagere fünfzigjährige Dame, „daß Miß Morpeth allein ohne alle Begleitung, ja sogar ohne Gouvernante hier angekommen ist.“

„Dies ist nicht so außergewöhnlich, wie Sie meinen,“ belehrte eine andere, welche für eine Kennerin Englands gelten wollte, weil ihr Mann die „Times“ las; „Morpeth ist eine Engländerin und diese reisen immer entweder allein, oder in Begleitung ihrer Liebhaber; c'est dans les moeurs.“

„Welche Immoralität!“ rief Frau von Kreskof.

„Aber wer ist denn jener Lord Burns, der die schöne Miß überall begleitet?“ frug die Hagere.

*

„Er will zwar ein Freund ihres Hauses sein, allein er erweist der Miß zu viel kleine Aufmerksamkeiten, und geberdet sich wie der feurigste Anbeter.“

„Aber er ist ja schon alt!“

„Gewöhnlich sind diese Herren alt, die Damen von solchem Charakter aufsuchen. Auch ist der Lord sehr reich.“

„Welche Schande!“ rief Frau von Kreskof, „ich bin nur eine arme Witwe, wenn aber meine Tochter wie diese Miß ...“

„Bei Allen urtheilen Sie vielleicht zu schnell,“ fiel ihr die Frau, deren Mann die „Times“ hielt, ins Wort, „denn die Engländer haben eine Habeas-corpus-Akte, ihre Hustings, sie sind also ein freies Volk; c'est dans les moeurs.“

„Sagen Sie was Sie wollen, diese Fanny Morpeth ist eine Kokette. Hat sie nicht auch dem jungen schönen Launay den Kopf verrückt. Einem Menschen, der sein Glück bei jedem wohlerzogenen jungen Mädchen machen könnte?“ eiferte Frau von Kreskof, einen zärtlichen Seitenblick auf ihre Tochter werfend.

„Stille, stille,“ sagte die hagere Dame, „da kömmt er.“

Wirklich bog Eduard in die Alleen ein und setzte sich auf eine der nächsten Bänke, ohne die Einladung der Frau von Kreskof, neben ihr und ihrer Tochter Platz zu nehmen, beobachtet zu haben.

„Wie kommen wir denn zur Ehre Ihrer Gegenwart,“ begann jetzt Frau von Kreskof, über das Unbemerktlassen ihrer Aufmerksamkeit pickirt, sehr laut, „da Sie doch sonst immer Miß Morpeth um diese Zeit auf ihren Spaziergängen begleiten.“

„Miß Morpeth wollte heute das Zimmer nicht verlassen. Sie fühlte sich unwohl,“ gab Launay zurück.

„Dann muß sich ihre Krankheit schnell gebessert haben, denn irre ich nicht, so kömmt sie dort an der Seite Lord Burns."

Launay wandte sich nach der bezeichneten Richtung und erblickte jetzt wirklich Miß Morpeth sammt dem Lord, die auf Maulthieren reitend sich dem Hotel näherten.

Fanny Morpeth sprang schnell aus dem Sattel und eilte die Stufen des Thorganges hinan, denn sie hatte Eduard gesehen. Burns blickte verwundert um sich, dann folgte kopfschüttelnd und mürrisch er seiner Begleiterin.

„Mylord, auf ein Wort, wenn ich bitten darf," rief der ihm nacheilende Eduard.

„Ich stehe zu Diensten," sagte der Engländer. Der Arzt lud ihn jetzt ein, ihm in eine abgelegene Partie des Parkes zu folgen. Dort sagte er, stehen bleibend:

„Mylord, Sie kennen ohne Zweifel den Grund, der mich hieher führt."

„Ich glaube ihn zu kennen."

„Also kann Ihnen auch weder meine Liebe für Miß Fanny, noch die Hoffnung, diesen Engel einst mein zu nennen, fremd sein. Ohne die Rechte zu kennen, die Sie auf die Person der Miß geltend machen, weiß ich blos, daß Fanny Sie als ihren Rathgeber verehrt, und dies zwingt mich, Sie um eine Erklärung ihrer Gesinnungen gegen mich zu bitten. Ich hatte über diesen Punct Miß Morpeth selbst befragt, allein sie wurde unruhig und in eine, ich weiß nicht welche Antwort, mengte sie Ihren Namen. Fanny's Thränen machten meinen Fragen ein Ende. Wollen Sie mir nun sagen, warum die Miß ihr Benehmen gegen mich seit Ihrer Ankunft geändert habe; warum Fanni mich jetzt meidet, und warum endlich sie mir heute be-

deuten ließ, sie werde nicht ausgehen, und doch von Ihrer Gesellschaft profitirte?«

„Sie fragen viel auf Einmal,“ erwiederte kalt der Lord. „Was die Promenade betrifft, so hatte ich Miß Morpeth über manches dringend zu sprechen, daher gestattete sie mir gestern, sie heute zu begleiten.“

„Also hat sie mich hintergangen?“

„Sagen Sie lieber, sie bediente sich einer unschuldigen, im Leben nicht ungewöhnlichen Nothlüge. Sie beklagen sich ferner über die Zurückhaltung der Dame seit meiner Ankunft; wenn Sie ernster darüber nachdenken, so müssen Sie selbst einsehen, daß man denjenigen, dem man sich für sein ganzes Leben anvertrauen will, früher genau kennen muß.“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie begreife,“ antwortete Eduard, „aber wenn Sie meine Verhältnisse näher kennen wollen, so bin ich bereit, Sie oder Fanny darüber aufzuklären. Ich bin in der Bretagne geboren; mein Vater starb als Fregatten-Capitän in Brest. Ich diente dann als Schiffsarzt in der k. Marine, später nahm ich den Abschied. Was mein Vermögen betrifft (hier zitterte seine Stimme), so kann ich Ihnen leicht beweisen, daß ich 400,000 Franks besitze.“

„Ich zweifle nicht, daß dies alles für Miß Morpeth von großem Interesse sein wird, aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß mir diese Angaben allein nicht genügen.“

„Milord,“ rief Launay, „dies ist eine Beleidigung.“

„Nicht doch, es ist nur Vorsicht.“

„Und mit welchem Recht verlangen Sie diese und andere Auskünfte von mir? Was haben Sie für Rechte auf Miß Morpeth? Und wer sind Sie denn eigentlich?“

„Ein Freund, der über Fanny's Glück wacht.“

„Auch mir genügt diese Antwort nicht.“

„Mein Herr,“ sagte der Engländer, ohne die geringste Aufwallung, „Sie sind zu mir gek mmen, nicht ich zu Ihnen. Ich habe Sie weder gebeten, mir Ihr Vertrauen zu schenken, noch mir zu glauben. Ich habe Ihnen erlaubt, mich zu fragen, ohne die Verpflichtung auf mich zu nehmen, Ihnen zu antworten. Da Ihnen diese unsere gegenseitige Stellung nicht mehr zu genügen scheint, so ist unsere Unterredung zu Ende.“

Somit verbeugte sich der Lord und ging. (Zu Fanny.)

„Keine Hoffnung,“ schluchzte sie, den Kopf in ihre Hände bergend, „keine Hoffnung einer Verbindung.“

„Ruhig, ruhig,“ tröstete Burns, „vielleicht kann sich die Sache dennoch ausgleichen.“

3.

Als Launay zu seinem großen Reichthum gelangt war, den er einer unvermutheten Erbschaft zuschrieb (auf welche Art er dazu kam, werden die Leser wohl wissen), nahm er seinen Abschied, durchreiste England, Italien, Deutschland und die Schweiz. So führte ihn der Zufall mit Miß Morpeth zugleich nach Badenwiller. Ihre vollendete Schönheit hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm ihr Besitz zur Vollendung seines Glückes unentbehrlich schien. Von der Geselligkeit des Badelebens hoffte er, daß er sich ihr nähern könnte.

Eduard sprach englisch, und so gelang es ihm bald, täglich in ihrer Nähe zu weilen, denn die Miß, enthusiastisch für ihr Vaterland eingenommen, schätzte Jeden um so mehr, der ihre Sprache redete, und dies verbunden mit seiner feinen Art und hübschem Äußeren, machte den Franzosen der Miß

stets zum willkommenen Gast. — Sie gefiel sich in der Verbesserung seiner Gallicismen, sie gab ihm lange Erläuterungen, die er nicht vergessen sollte; er vergaß sie aber bald wieder, und so waren stets neue Lectionen nothwendig. Aber bald änderte sich das Verhältniß, denn die Meisterin des Englischen erhielt vom Schüler Lectionen; Lectionen in der Liebe. Dort entfaltete sie einen gebildeten Geist, hier ein reines unverdorbenes Herz, dort einen klaren Verstand, hier ein tiefes Gemüth, und hier wie dort erhob sie ihre Vorzüge durch Bescheidenheit und zarte Weiblichkeit. — Täglich lernte Eduard an ihr neue Vorzüge kennen, und täglich fühlte er sich mehr zu ihr hingezogen. Und in der That, es ist ein eigner Reiz, eine junge schöne Dame in einer fremden Sprache zu unterrichten und sie darin sprechen zu hören; dies oftmalige Stottern, das zweifelnde Fragen, der ungewöhnliche Accent aus einem schönen Munde, verleiht der Sprecherin eine kindliche Grazie, die unwiderstehlich ist. Die Lectionen waren nämlich in französischer Sprache gegeben, in der Fanny nicht ganz fest war. Man las Novellen, Romane, Faust's interessante Situationen, in die man sich genau hineindachte, fand Gefühle auszusprechen, die in ihnen auftauchten, tauschte gegenseitig Empfindungen aus, und bald umschloß beide ein zartes und zugleich festes Liebesband.

So standen die Sachen, als Lord Burns ankam. Seine Erscheinung hatte das stille Glück der Liebe gestört. Fanny kündete den Lord dem Geliebten als einen Freund ihres Hauses an und bezeigte ihm einen hohen Grad von Liebe und Verehrung. Eduard's Eifersucht wurde rege. Unzufrieden deshalb mit Fanny, unzufrieden mit Burns, der sich innerhalb den Schranken einer strengen Convenienz hielt, die ihm zuwider war, trat jetzt eine augenblickliche Kälte bei den beiden Liebenden ein,

die nur manchmal unterbrochen wurde, wenn Fanny ihrem Verehrer mit der ihr eignen seelenvollen Innigkeit entgegen kam. Ihr Freudenhimmel war umwölkt.

Überdies war Eduard's Stimmung nicht immer die beste. Oft tauchten in seiner Seele Erinnerungen auf, die seiner schuldbewußten Seele ein Grauen verursachten. Alle auch zufälligen Nachforschungen über sein früheres Leben vergällten ihm die Gegenwart und verwandelten seine Munterkeit in dumpfes Dahinbrüten, so daß es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, wie sich in seinem Innern verhängnißvolle Saiten befänden, die auch nur zufällig angeschlagen werden durften, um bei ihm schauererregenden Mißton zu erwecken.

Selbst Burns Fragen antwortete er oft trotzig, so daß sich jener aller ferneren Nachforschungen enthielt, was endlich auch Fanny aufmerksamer und zurückgezogener machte.

So entstand eine gewisse Spannung zwischen beiden, die ihren höchsten Grad erreicht, als die obige Unterredung zwischen Launay und dem Lord Statt fand.

4.

Als Launay Abends in den Cursaal kam, begnügte er sich, Fanny flüchtig zu begrüßen und setzte sich an das andere Ende des Tisches zur Frau von Kreskof. Er hatte der Miß ihre Ergebung in Burns Willen noch nicht vergeben; denn er konnte die eigentliche Ursache ihrer Abhängigkeit nicht ergründen. Miß Morpeth's Betragen war ihm jetzt ein unauflösliches Räthsel. Von den verläumderischen Urtheilen über dieses Verhältniß, das von einigen Frauen ausgegangen war, hatte er keine Ahnung, denn Fanni hatte sich ihm so offen gezeigt,

daß ihm jeder Zweifel an ihrer engelreinen Tugend ein Frevel schien.

Unterdessen hatte Kreskof Alles aufgeboten, um ihn zu unterhalten. Sie erzählte von ihrem Großvater, dem Bürgermeister, von der Schönheit der Schweiz und vieles Andere, ohne daß es ihr gelang, die Conversation zu beleben, denn Eduard hatte sein Album heraus genommen und zeichnete eine Weile, dann legte er es weg und ging sinnend im Saale auf und nieder.

Kreskof durchblätterte das Portefeuille, ergoß sich über jede nur etwas gelungene Skizze in fade Lobesergießungen, um dadurch Eduard's Annäherung zu bezwecken; allein, als Launay darauf gar nicht achtete, gab sie das Heft ihrer Nachbarin, und so machte es die Runde bis zu Miß Morpeth, die darin herumblätterte, nicht der Zeichnungen halber, sondern nur, um einen Gegenstand von ihm in Händen zu haben. Zufällig weilten ihre Augen auf einer Felsenpartie.

„Das ist Irglas," rief Burns, der hinter ihr stand.

„Was haben Sie gesagt, Milord?" frug Launay auffahrend, der seine Bemerkung hörte.

„Irglas," wiederholte Fanny sanft, „der Name ist ja unterhalb geschrieben."

„Es ist nicht Irglas, ich kenne es gar nicht, es ist nur eine phantastische Skizze," entgegnete Eduard, und nahm ihr das Album weg.

Der Lord beachtete ihn mit Staunen, denn in ihm wurde die Erinnerung an eine ihm zugestoßene Begebenheit wach. Er wollte Eduard um etwas befragen, allein schnell sich eines Andern besinnend, entfernte er sich plötzlich aus dem Saale.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich das Verhältniß

der Liebenden geändert hätte. Launay's Stolz war beleidigt, er wollte nicht den ersten Schritt zur Annäherung thun; Fanny glaubte, er wolle sich losreißen von ihr, und so gerne sie ihn darüber befragt hätte, so versagte solches die weibliche Würde, die mit gezücktem Schwerte zwischen ihr und ihm stand, und sie ergab sich mit trauerndem Herzen der hier gebietenden Gewalt.

Lange würde diese Spannung noch gedauert haben, wenn es nicht der Zufall, „das salomonische Schwert der Vernunftmenschen," anders gewollt hätte.

Als Launay eines Abends ermattet von seinem einsamen Spaziergange zurückkehrte, setzte er sich an ein Fenster des großen Salons. Versunken in sich selbst, achtete er nicht auf die scheidende Sonne, deren letzte Strahlen oben die Gipfel des Schwarzwaldes gierig einsogen, bis eine bekannte Stimme ihn aus seinen Träumereien weckte.

Schnell wandte er sich um, und bemerkte am andern Ende des menschenleeren Saales Fanny und den Lord. Sie las einen Brief mit tiefer Bewegung; große Thränen rollten ihr über die Wangen und freudige Ausbrüche entschlüpften ihr jeden Augenblick. Dies brachte bei Eduard eine unbeschreibliche Wirkung hervor, und auf Alles vergessend, was zwischen ihm und ihr vorgefallen war, näherte er sich und rief sie bei ihrem Namen. Der Anblick Burns schüchterte ihn ein wenig ein. Fanny, dies bemerkend, winkte ihm, und freudig trat Eduard zu ihr und küßte die dargebotene Hand.

„Vergebung, theuerste Miß," sprach er mit einiger Verwirrung, „allein, als ich Ihre Bewegung sah, war ich nicht mehr Herr meines Willens, denn ich fürchtete, daß Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen sei."

„Nein, nein,“ erwiederte sie, „dieser Brief enthält nur Angenehmes, und ich weine vor Freuden. — Nicht wahr, es ist ein guter Brief, mein theurer Freund,“ fuhr sie auf Burns sehend fort, gleichsam um in seinen Augen die Billigung dessen zu lesen, was sie sagte.

Der Lord bejahete es lächelnd und entfernte sich, Launay freundlicher als sonst grüßend.

„Endlich,“ begann Fanny, „sehe ich Sie wieder, allein wie lange mußte ich schon dieses Augenblicks entbehren.“

„Ich wartete immer, daß Sie mich rufen lassen würden.“

„Konnte ich es denn?“

„Was hat Sie daran gehindert?“

„O! fragen Sie mich nicht; lassen Sie mich heute ganz der Freude leben!“

„Und doch sehe ich Thränen in Ihren schönen Augen?“

„Es sind Freudenthränen, und ich will sie nicht unterdrücken.“

„Wir wollen nicht zanken, theuerste Fanny, denn so könnte ich nicht länger leben.“

„Kann ich's denn, mein Eduard?“

„O! dann entfernen Sie endlich dies unselige Etwas, das mein Herz so tief verwundet; lassen Sie mir mein neuerwachtes Glück in vollen Zügen genießen. Sagen Sie mir unverholen, wollen Sie meine Gattin werden?“

Voll Sehnsucht in den thränenfeuchten Augen barg Fanny das geröthete Gesicht in die Hände.

„Sie wissen es ja längst,“ lispelte sie kaum hörbar.

„Also, warum zögern Sie für unser beiderseitiges Glück?“

„O, fragen Sie mich nicht; Sie wissen ja, daß ich von Personen abhänge, die ehrgeizige Pläne mit mir hatten, allein ...“

„Also, das ist die Kluft, die uns trennt," fiel Eduard schnell ein; „Ihre Familie fürchtet eine Mißheirath!"

„Nicht doch," bat Fanny, „bestürmen Sie mich nicht mit Fragen. Ich schwöre es, daß ich Sie liebe; allein, fragen Sie mich nicht weiter."

„Es sei," entgegnete Eduard, „mir genügt Ihre Liebe; aber ob es auch der Welt genügt? Oder könnten Sie Eduard verlassen, der ohne Sie nicht leben kann? Oder gibt es einen andern Ausweg; sollte es möglich sein, daß ich Sie vor Ihren Angehörigen freudetrunken in meine Arme schließen dürfte?"

„Ich will diese Möglichkeit nicht bezweifeln, nur müssen Sie vorerst den Lord für sich zu gewinnen suchen," ermahnte Fanny.

„Für Sie thue ich Alles!"

„Nun, so will ich beten," rief sie in einer Aufregung von Liebe und Freude, „so will ich beten um das Gelingen unsers Vorhabens."

„Beten Sie auch für mich," flehte Eduard, die Herrliche in seine Arme schließend, und drückte einen Kuß auf ihre glühende Stirne.

5.

Eduard streifte in dem herrlichen Thale herum, um die Aufregung, die seine letzte Unterredung mit Fanny verursachte, zu unterdrücken. Ihre kindliche Einfalt, ihr religiöses Gemüth, der Nimbus der Unschuld, der sie umgab, hatten Erinnerungen an seine Jugend in ihm erweckt. Sie stand rein und engelgleich ihm gegenüber, ihm, den eine schwere Schuld drückte; sie hatte sich ihm liebend hingegeben, ihm, der ihrer unwürdig war und es auch lebhaft fühlte. Der Tag war gekommen, wo sein ganzes früheres Leben mit den glanzlosen, trüben Farben sich ihm ver-

gegenwärtigte, der Augenblick war gekommen, wo es ihm klar wurde, daß Glück und Schuld zwei Namen sind, die oft eine und dieselbe Sache bezeichnen. Vertrocknet war die Quelle seiner Schuldlosigkeit, und trauernd weinte die Najade derselben in dem leeren Herzen, das dem Danaiden-Fasse glich. Denn jeder Freudentropfen sickerte durch seine schuldbewußte Seele, vergebens suchte er sich zu trösten mit dem so nahen Glücke der Zukunft; denn eben dieses Glück war die Ursache seiner Leiden.

Lange durchirrte er die Gegend; die lieblichen Bilder, die er sich vorführte, die Hoffnung, sie, nach der sein Herz so heiß verlangte, zu sehen, und die Leichtigkeit seines Charakters verscheuchten endlich die trüben Wolken von seiner Stirne. Er erblickte Fanny am Fenster, und gleichwie die im Ungewitter schweigsame Natur, sich wieder belebt und freudig erhebt, wenn die Strahlen der Sonne die Erde wieder küssen, so wich auch bei ihrem Anblicke Eduards Unmuth, und machte der hoffenden Freude Platz; denn die Hoffnung ist die Brücke, auf der wir über Abgründe sorglos in das schöne Thal der Heiterkeit, oder wenigstens momentaner Zufriedenheit wandeln. —

Er pflückte Blumen zu einem Sträußchen für Fanny, und mit jeder abgerissenen Blume entrollte ein Traumgedanke seinem Herzen. So gelangte er zum Hotel; doch kaum hatte er sich demselben auf einige Schritte genähert, als er vor dem Thore Frau von Kreskof und noch einige Badegäste bemerkte, die in einem interessanten Gespräch vertieft schienen. Schnell wollte er bei ihnen vorüber; allein Frau von Kreskof bemerkte ihn.

»Wir sprachen von Ihnen,« sagte sie, und ergriff ihn beim Arm.

»Zu viel Güte.«

»Ich erzählte Ihre Geschichte.« —

„Ich begreife nicht —“

„O! ich weiß sehr viel aus Ihrem früheren Leben.“

„Gnädige Frau, Sie scherzen,“ sagte Eduard ängstlich.

„Es ist kein Scherz; ich weiß, daß Sie in Brest geboren sind, daß Sie dort im Jahre 1816 die Stelle eines Schiffsarztes bekleideten, daß Sie von Ihren Collegen der letzte Stuart genannt wurden, als eine Anspielung auf Ihren Namen und Ihre ehrgeizigen Pläne. Bin ich nicht gut unterrichtet?“

„So gut, gnädige Frau, daß ich zu wissen wünschte, wer Sie so eingeweiht hat.“

„O! geben Sie nur Acht, es ist noch nicht Alles; ich weiß auch, daß Sie von einem Onkel eine große Erbschaft machten, den Sie gar nicht kannten.“

„Gnädige Frau!“ rief Eduard, „ich muß es wissen, wer Ihnen dies gesagt hat. Stehe ich denn unter einer geheimen Aufsicht? ich muß es wissen, wer hat Ihnen dies Alles gesagt?“

„Mein Gott,“ sagte die Dame erschrocken, „ein Brief, den ich zufällig fand, belehrte mich dessen.“

„Wo, wo ist er?

„Hier.“

Eduard riß ihr den Brief aus der Hand, und erkannte mit Erstaunen jenen, den Fanny Tags vorher gelesen hatte, und der zugleich ein Antwortschreiben auf vorhergegangene Fragen war.

Zornig und unwillig darüber, daß Jemand über ihn so geheime Nachforschungen anstelle, stotterte er einige Entschuldigungen gegen die Frau von Kreskof, und eilte in Fanny's Zimmer.

Freundlich lächelnd bewillkommte ihn das Mädchen.

„Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen?“ frug sie, als sie den jungen Mann betrachtete, dessen Augen voll Zorn funkelten.

Statt Antwort zeigte ihr Eduard Launay den Brief. Fanny erröthete und schlug die Augen zu Boden.

„Es gibt Leute," sagte Eduard, indem er gleich unwillig den Brief zerriß, „es gibt kluge Menschen, die ihr Herz gleich dem Credite nur gegen Nachweisungen eröffnen, und die nur dann auf die Liebe hören, wenn sie über den Gegenstand derselben ein Sittenzeugniß erhalten können."

„Eduard!" rief Fanny voll Erstaunen.

„Aber," fuhr der Erzürnte mit steigendem Affecte fort „sie scheinen nicht zu ahnen, wie sie sich dadurch verächtlich machen; sie glauben den Fremden mehr, als jenem, der ihnen sein ganzes Herz eröffnet. Sie geben ihre Neigung nur gegen gute Hypothek her. Nun, schöne Miß Morpeth, was halten Sie von diesen Leuten?"

Fanny hörte ihm unbeweglich zu, nur ergoß sich über ihr Gesicht allmälig eine Bläße.

„Ich bin wohl nicht unter Jenen gemeint?" frug sie endlich sanft, und legte ihre Hand auf den Arm Eduards; „denn ich liebte Sie, ohne Ihren Namen zu wissen. Dieser Brief ist nicht an mich; ich weinte vor Freuden, als ich über Sie so Vortheilhaftes darin fand. Und zu was brauchte ich denn Nachweisungen Ihres früheren Lebens; ich kenne Sie genauer als Alle, denn ich liebe Sie am meisten. Ich konnte diesen Schritt nicht verhindern, allein ich hatte Unrecht, weil ich die Ursache davon war, ich hatte Unrecht, weil Sie dabei gelitten haben. Aber Sie verzeihen mir doch!" — Diese Worte waren mit solcher engelgleichen Güte ausgesprochen, in dem Tone, in den Blicken war eine solche rührende Wahrheit, ein solch' tiefempfundener Schmerz, daß Eduard die Sprecherin wie ein

höheres Wesen anstaunte. Diese Sanftmuth hatte seinen Zorn entwaffnet.

„Ich bin ein wahnsinniger Thor, und du bist ein Engel!" rief er voll Reue über sein Betragen, ergriff ihre Hände und zog sie an seine Brust. „Achten Sie nicht auf mich. Der Gedanke, daß Sie wir mißtrauten, brachte mich von Sinnen. — Ich war zu vorschnell. — Aber, liebe Fanny, Ein Mensch ist dennoch nicht zu entschuldigen. So oft mir etwas Unangenehmes begegnet, muß ich unwillkürlich an ihn denken, denn er durchkreuzt immer meine Wege."

„Halten Sie Ihr Urtheil zurück," bat Fanny, „lernen Sie ihn zuvor besser kennen."

„Vielleicht soll ich ihm noch danken für das, was er mir gethan?"

„Vielleicht doch, mein Freund."

„Ich begreife Sie nicht."

„Sie sollen mich auch nicht begreifen, sondern mir blos glauben," entgegnete sie mit einem süßen Lächeln.

„Sie haben immer Recht, meine himmlische Fanny,' und doch bin ich so wahnsinnig, Sie stets neu zu quälen. Ich kann mein Glück nicht fassen; ich verderbe und zerstöre es selbst immer ohne Grund. Ich fühle es, daß ich es nicht verdiene. Sie mit allen —"

„Sind Sie ruhig," unterbrach ihn Fanny, und legte ihre Hand auf Eduards Mund, „ich verzeihe Ihnen, nur kränken Sie mich nicht wieder."

Nun begann jenes chaotische Liebesgespräch, dessen Haupttheile gewöhnlich zarte Vorwürfe, Versöhnungen, Pläne für die Zukunft, Erinnerungen an schöne Stunden sind. Streitigkeiten, die von selbst entstehen, und von selbst wieder aufhören.

„Ich liebe dich mehr, als du mich lieben kannst," sprach Eduard, indem er mit einer Schleife ihres Kleides spielte. „Ich liebe deine Sanftmuth, dein geistiges Sein, deine Schönheit, und was kannst du an mir lieben?"

„Deine Liebe," lispelte Fanny.

„Ja, die mußt, die sollst du lieben," rief er; „denn es ist das Einzige, was ich nie verlieren werde. Liebe nur meine Liebe, denn sie ist grenzenlos, sie ist meine erste, meine einzige —"

„Erste und einzige?" wiederholte Fanny zweifelhaft, indem sie auf einen Ring, der an seinem Finger glänzte, zeigte.

„Ach, dieser Ring! sei doch nicht eifersüchtig, mein Kind, den habe ich für dich, meine Verlobte, bestimmt. Gib mir diese Schleife und ich gebe dir den Ring!"

„O welch ein Tausch!"

„Gönne mir doch die Freude," und schnell steckte er den Ring an ihren Finger, löste die Schleife und mit dem Versprechen, Abends die Geliebte wieder zu sehen, entfernte er sich.

Abends hatten sich die meisten Badegäste im Cursaale versammelt. Fanny war in Mitte von Frauen, und so konnte Eduard sich ihr nicht nähern, nur einen Blick liebenden Dankes warf er ihr zu, als er seinen Ring an ihren Finger glänzen sah.

Da trat auf die Miß zu der Lord —.

„Woher dieser Ring?" frug er, denselben aufmerksam betrachtend. „Seit wann ist er dein Eigenthum?" fuhr er heftig fort.

„Seit heute."

„Von wem hast du ihn gekauft?"

„Ich habe ihn nicht gekauft."

„Sondern?“

„Er ist ein Geschenk.“

„Geschenk? von wem? —“

Fanny schwieg.

„Von wem? rede, ich muß es wissen!“

„Von Eduard,“ sagte leise und zitternd das Mädchen.

Des Engländers Stirn umwölkte sich. Er nahm den Ring und betrachtete ihn auf das schärfeste. —

Plötzlich näherte er sich dem ehemaligen Schiffsarzte, der in einiger Entfernung von ihm saß und von allen dem nichts bemerkt hatte. Ein Franzose erzählte eben daselbst von den Gefahren, denen man in Afrika unter den wilden Völkern ausgesetzt sei.

„Die Gefahren, denen man in Europa ausgesetzt ist, sind nicht weniger groß,“ bemerkte der hinzutretende Burns.

„Wahrscheinlich aber nur in England,“ entgegnete scharfbetonend der Franzose.

„Mein Herr, es kann auch Frankreich sein; ich zum Beispiel bin selbst vor zehn Jahren in diesem Lande beraubt worden!“

Diese Worte erregten die allgemeine Neugierde.

„Wie,“ riefen einige Damen, „Sie wurden ausgeraubt? Ach, mein Herr, seien Sie nicht unbarmherzig und geben Sie das Abenteuer der Gesellschaft zum Besten.“

„Der Hergang der Geschichte ist sehr einfach,“ entgegnete der Engländer, „bis auf die schrecklichen Folgen. — Ich schiffte mich in Brest aus, und durchreiste in einer Postchaise die Bretagne. Ich war allein und hatte 400,000 Franken in Bankbillets bei mir. So gelangte ich bis ans sandige Ufer von St. Michel.“

Als Launay diesen Namen hörte, fuhr er zusammen und lauschte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Worten des Erzählers. Dem Lord, der ihn beobachtete, war dieses nicht entgangen.

„Als ich dort ankam," fuhr er in seiner Erzählung fort, „war es bereits Nacht. Die Chaise rollte über den feuchten Sand langsam dahin, und man hörte nichts als das Brausen des Meeres und das Schnauben der Pferde. Mir wurde unheimlich zu Muthe. Zu meiner Rechten sah ich nichts als den weißen Gischt der flutenden Wellen, zu meiner Linken erhoben sich Felsen, deren Spitzen in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt waren. Ich war wie verstimmt über das wild-schöne Schauspiel. Irglas, schrie plötzlich der Postillon, und zeigte auf einen riesengroßen Felsen. — Dieser Name wird ewig in meinem Gedächtnisse bleiben. Schon waren wir beinahe am Felsen vorüber, als mit einem Male die Kutsche stille stand. Gleich darauf hörte ich einen Schuß und einen Schrei. Indem ich mich nun zum Wagen hinausbog, erhielt ich einen starken Schlag auf meinen Kopf und sank bewußtlos zurück. — Ich erwachte in einer Wirthsstube, wohin mich mitleidige Leute gebracht hatten, die mich verwundet, den Postillon ermordet, meinen Wagen geplündert und zertrümmert fanden. Es dauerte fast drei Monate, bis ich vollkommen genesen war."

„Und hat man die Räuber nicht entdeckt?" frugen Mehrere.

„Alle Mühe war vergebens; erst jetzt dämmert mir einige Hoffnung, dem Schändlichen auf die Spur zu kommen, da ich heute einen Ring zu Gesichte bekam, der sich auch unter jenen Kostbarkeiten befand, welche man mir damals geraubt hat."

Burns zeigte den Ring. Schon bestürmte man ihn mit neuen Fragen, als plötzlich Fanny Morpeth ihrer Nach-

darin ohnmächtig in die Arme sank. Alles beschäftigte sich um sie; nur Eduard Launay lehnte starr und reglos an der Mauer.

„Woher das plötzliche Unwohlsein der Miß?“ rief man von allen Seiten.

„Mein Vater, mein theuerster Vater!“ bat Fanny, die über diese Worte zu sich zu kommen schien, mit aufgehobenen Händen.

Der Lord schloß sie zärtlich in seine Arme. Dieser Ausruf brachte neues Staunen in die Gesellschaft; Launay aber erhob sich wie ein unheimliches Gespenst, und mit dem Ausrufe wilder Verzweiflung: „Ihr Vater, ihr Vater!“ stürzte er zur Thür hinaus.

6.

Die Sorge um Fanny, welche an einem hitzigen Fieber darnieder lag, hielt Lord Burns stets an ihrem Bette, und nur wenn ein Schlummer kam, vergönnte er es sich, im anstoßenden Zimmer auf und nieder zu gehen und der jüngsten Vergangenheit zu denken. Er befand sich eben wieder allein, als die Thür aufging und Eduard sich zeigte.

„Was suchen Sie hier, mein Herr?“ rief ihm Burns zu. „Ich finde, daß Sie für einen Freibeuter zu wenig Vorsicht besitzen.“

„Wäre ich wirklich ein Räuber, ich würde sicher Ihr Antlitz nicht suchen; allein hören Sie mich um Gotteswillen, ich bin gekommen, mich zu rechtfertigen.“

Der Lord schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es Ihnen zu beweisen wird mir leicht, denn in demselben Jahre, wo jenes Verbrechen an Ihnen begangen wurde, befand

ich mich auf dem Meere. Diese Papiere bewähren meine Aussage.«

»Wie kamen Sie aber zu diesem Ring?« fragte der Engländer, nachdem er die überreichten Papiere aufmerksam gelesen. »Woher Ihr angstvolles Wesen während meiner Erzählung? Also hatten Sie wenigstens Theil an dem Verbrechen, wenn Sie es auch nicht selbst verübten!«

»Auch dies nicht.«

»Sie übergaben den Ring meiner Tochter mit dem Bedeuten, er sei ein Erbstück Ihrer Familie. Ist vielleicht — «

»Nein, nein, meine Familie war immer rechtlich und ehrlich.«

»Wie hängt nun dieses aber zusammen?«

»Hören Sie meine Anklage.«

»Meine Augenblicke sind kostbar, ich habe keine Zeit zu verlieren.«

Mit dürren Worten erzählte Eduard jene Episode aus seinem Leben, die so schwer auf ihm lastete. Als er geendet, übergab er dem Lord eine Brieftasche sammt einem Schmuckkästchen.

»Hier ist Ihr Schmuck, hier die 400,000 Franken. Es wird nur Weniges fehlen.«

»Herr,« entgegnete Burns nicht ohne Rührung, »Ihre Erzählung ist so seltsam, die Zurückgabe so unverhofft, daß ich nicht weiß, ob ich Ihnen danken oder den Fehler tadeln soll, den Sie so schwer büßten. Denn Gewissensbisse, ich fühle es, wiegt kein Gold auf.«

»Sagen Sie Verbrechen, Mylord,« unterbrach ihn Eduard, »und suchen Sie es nicht durch einen mildern Ausdruck zu verringern. Ich gestehe es, der Kampf, den ich kämpfte,

war nicht leicht. Aber ich hätte dennoch siegen können, ich hätte es sollen; aber ich dachte immer an den Schatz. Jede Nacht sah ich Irglas und was es verbarg. Jede Equipage, die stolz an mir vorüberrollte, jede Grisette, die über meiner schlichten Uniform die Nase rümpfte, ließ mich auf die Stimme hören, die mir zuflüsterte: Irglas, Irglas. Ich bedurfte, um reich zu werden, nur zu sagen: ich will, und ich ward es. — Aber ich büßte auch bald und schwer. Mit meiner Armuth erbe ich meine Ruhe. Immer quälte mich das Bewußtsein meiner schändlichen That, und die Furcht, entlarvt zu werden, vergällte mir jeden Genuß. Ich ging nie mehr aus, ohne Gift bei mir zu führen, fest entschlossen, im Entdeckungsfalle meine Schande nicht zu überleben.«

Er hielt erschöpft inne.

»Mylord,« begann er vom Neuen mit dumpfer Stimme, »gewähren Sie einem Sterbenden seine letzte Bitte. Lassen Sie ihn nicht scheiden aus dieser Welt ohne Trost, lassen Sie ihn noch ein Mal diejenige sehen, der sein besseres Sein gehörte.«

Burns wollte antworten, da trat Fanny mit aufgelösten Haaren und bleich und mit fieberglühenden Augen in das Zimmer.

»Ums Himmelswillen, Fanny,« rief der Lord, »wie kannst du es wagen, das Bett zu verlassen?«

»O, beneiden Sie mich nicht um diese letzte traurige Freude,« klagte Eduard mit so sanfter Stimme, daß Fanny in Thränen ausbrach. »Diese Thränen sind der Beweis einer Liebe, die ich nicht verdiente. Ich hoffte Ihre Tochter in diesem Leben nicht mehr zu sehen.«

»Ich hatte ja Alles gehört,« schluchzte Fanny.

»Sie verachten mich also?«

Statt aller Antwort warf sich Fanny in seine Arme. Mit heiliger Scheu drückte Eduard einen Kuß auf die Stirne des Mädchens. So hielten sich Beide umfangen, und keine Worte unterbrachen die Weihe dieses Augenblicks.

Burns, der bisher stumm die Liebenden betrachtet hatte, wollte nun Fanny mit sanfter Gewalt aus Eduards Armen zurückführen.

„Lassen Sie mich, mein Vater, bei ihm. Ich bin ja seine Verlobte," rief sie mit zärtlicher Stimme.

„Fanny, aber Fanny bedenke."

„Ich habe es ihm versprochen, ich kann ihn nicht mehr verlassen."

„Herr!" rief jetzt der Vater, dessen Zorn erwachte, „wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so lassen Sie von meiner Tochter."

„Hören Sie mich, mein Vater," sprach Fanny, indem ihre Augen im Feuer des Wahnsinns glühten, „verlassen Sie mich, ich muß ihm folgen. Ich mache Ihrem Geschlechte keine Schande, wenn ich Jenem folge, denn der Flecken, der auf meiner Geburt haftet, läßt mich nicht Lord Burns Tochter heißen. Ich habe keine Zärtlichkeit mehr für Sie, keine Liebe. — Alles gehört meinem Eduard, Alles, nur nicht dieses Kleid. Seine Thränen haben es benetzt, darum ist es mir das Theuerste, es soll auch mein Sterbekleid sein. Leben Sie wohl, mein Vater, ich will nicht mehr Ihre Tochter, nur sein Weib will ich sein."

So sprechend schloß sie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und drückte ihren Kopf an seine Brust.

Burns konnte dies herzzerreißende Schauspiel nicht länger ertragen, er ergriff Fanny mit einer Hand, und erhob die andere drohend gegen Launay.

„Keine Gewalt, Mylord,“ rief Eduard mit matter Stimme; „fürchten Sie nichts von einem Sterbenden. Ich stehe am Rande des Grabes; bald, ich fühle es, werde ich nicht mehr sein. Lassen Sie uns daher in Frieden scheiden. Leben Sie wohl! Ich vermag es nicht,“ schloß er fast tonlos, „Ihrer Tochter ein gleiches Wort zu sagen.“

Mit diesen Worten entwand er sich den Armen des Mädchens und wollte das Zimmer verlassen; aber noch ehe er über die Schwelle kam, fiel er, ein Opfer seiner schlecht bewachten Leidenschaft, röchelnd zu Boden.

Gedichte

von

Alexander Gigl.

Das Opfer.

Sinnend unter Kriegerschaaren
Steht der Celtenpriester da,
Grünes Laub in seinen Haaren,
Der schon hundert Winter sah —
Blicket ernst und lang empor
Nach des Sonnengottes Bahn;
Und zu seines Volkes Chor
Hebt er so zu sprechen an:

„Götter sind es, die verleihen
„Schmerz und Freude, Licht und Nacht,
„Götter sind es, die uns weihen,
„So zum Mahle, wie zur Schlacht.

„Götter wandeln um uns her,
„Götter sind in uns're Brust,
„Und die Erde und das Meer
„Sind der Götter sich bewußt."

„Ob wir kühn im Leben schaffen,
„Krank auf unsern Matten ruh'n,
„Sie gebieten unsern Waffen,
„Sie bewält'gen unser Thun.
„Und dem Priester, der im Raum
„Heil'ger Tempel sich verschließt,
„Kündet oft ein Göttertraum,
„Daß die Gottheit nahe ist."

„Und mir ist ein Gott erschienen —
„Aber, weh! in seinem Groll,
„Und ich muß dem Mächt'gen dienen,
„Euch verkünden, was ich soll.
„Eher nicht, so sprach sein Mund,
„Eil' das Heer zum Kampfe hin,
„Eh' nicht meines Tempels Grund
„Blut'ge Ströme überzieh'n!"

„Und ein Weib aus unserm Stamme
„Er als blutig Opfer nennt,
„Dem des Lebens heil'ge Flamme
„Frischer noch im Herzen brennt,

„Das so schön, wie Mondenlicht,
„Ruhet in des Glückes Arm,
„Einer Wonne, einer Pflicht
„Hingegeben, treu und warm!“

Spricht's — und, wie doch, keine Stimmen
Der Verzweiflung durch die Luft —
Ist nicht Einer, der zum grimmen
Gott auch nur: „Erbarmen“ ruft? —
Fest wie eine Mauer steht
Ruhig da die Celtenschaar;
Nicht ein leiser Athem weht,
Und es zittert nicht ein Haar!

Und im Rücken ihre Weiber
Blicken lauschend über sie,
Schau'n der Männer starke Leiber,
Ungebeugt der Helden Knie —
Und gefaßt ist ein Entschluß,
Und der schönsten Weiber drei
Stürzen jetzt mit raschem Fuß
Zu des Gottes Dienst herbei.

„Mich laß sterben,“ ruft das Eine,
„Denn ich weiß es, wie man lebt,
„In des Glückes holdem Scheine
„Meiner Jugend Fülle schwebt.

„Brüder reihen, Schwestern sich
„Um mein Dasein, lieb und zart,
„Und ich selber dünke mich
„Wohl von edler, schöner Art!“

„Halt,“ so ruft mit Macht das Zweite,
Rosen im gelockten Haar,
„Mich als Opfer, mich geleite,
„Mehr als jene bring' ich dar,
„Seht mein Aug' — des Leibes Wucht,
„Meinen Mund zum Kuß bereit —
„Wißt, der schönste Jüngling sucht
„Hier der Liebe Seligkeit!“

Und die Dritte jetzt der Frauen
Neiget zu dem Priester sich:
„Magst du meinen Worten trauen,
„Die Gepriesenste bin ich.
„Bin so schön wie Mondenlicht,
„Kann auch lieben, innig warm,
„Und o Wonne — heil'ge Pflicht,
„Ruh' in eines Gatten Arm.“

„Und das Haus — Ihr mögt es wissen,
„Ist von Kindern uns beseelt,
„Die vergeh'n und sterben müssen,
„Wenn der Mutter Auge fehlt. —

„Darum führe mich zur Stund'
„Zu des Gottes Altar hin,
„Denn gestehen muß dein Mund,
„Daß ich werth des Gottes bin!“

„Zündet an die heil'gen Feuer,“
Ruft der Priester jubelnd aus —
„Denn ein Opfer, groß und theuer,
„Schreitet in des Gottes Haus.
„Streuet Blumen rings umher,
„Bringt das Schwert mir, hell und bloß —
„Dann — o mächtig Geltenheer,
„Eile du in's Kampfgetos!“ —

Ein Improvisator.

„Gebrochen hat so mancher Vasall“ —
Ein zürnender König spricht —
„Des Reiches Schutz und festen Wall,
Der Treue verbindende Pflicht.
D'rum du, mein Eckart, von Geiste gewandt,
Nimm rasch die willige Feder zur Hand,
Und zeichne, wie dir's im Herzen bewußt,
Der Treue, der heiligen, Pflicht und Lust!“

Tiefdenkend eilet jener von hinnen —
Ein Werk will er schaffen voll Kraft und Glut,
Dem König die Herzen des Volkes gewinnen,
Das mächtige Wort soll's, nicht Henker und Blut!

Und als zwei Tage und Nächte entschwunden,
Da legt er's dem Herrn vollendet hin —
Mit gold'nen Zügen, der Nacht entwunden,
Auf Pergament steht der Treue Sinn!

Da ruft der König am dritten Tag
Die Diener des Reiches herbei
Zum Ritterspiele, zum Festgelag,
Zu diesem und Mancherlei.
Und wie sie Alle den Thron umsteh'n,
Da nahet des Treuen ernste Gestalt,
In seiner Hand eine Rolle zu seh'n,
In seinem Auge Begeisterung strahlt.

Und wie er das Blatt entfalten soll,
Den Gästen sein Lied von der Treue zu bringen,
Da wird sein Ohr des Entsetzens voll,
Denn einen Bogen hört er erklingen.
Sein Auge blitzt auf — jetzt sieht er den Pfeil —
Den Schützen auch, von der Menge umgeben —
Wohin das Geschoß — beim ewigen Heil,
Das zielt nach des Königs Herz und Leben!

»Beginn, mein Eckart,« der König ruft —
Der aber hat sich an ihn gedrückt —
Jetzt eben, jetzt kommt der Pfeil durch die Luft —
Ein Fall — es ist dem Treuen geglückt! —

Den Tod im Herzen, der ihm nicht galt,
Reicht er das Blatt seinem Fürsten hin:
„Nun seh', o König, ob ich gemalt,
„Wie du es befohlen, der Treue Sinn.
„O möchte, wenn du 's erzählst, doch Allen
„Mein Lied von der Treue gefallen!"

Der Herr aber beugt sich weinend nieder,
Ihm wird's in der Seele jetzt Licht —
„Was braucht es, du Edler, geschriebener Lieder,
„Wo stärker dein Bildniß spricht!
„Wohl ist mit Gold und flammendem Roth
„Das Pergament hier verziert;
„Doch schöner hast du durch deinen Tod
„Die Treue mir — improvisirt." —

Der Wanderer.

1.

Einsam pilgert ein Geselle
Hügelab und hügelauf,
Schaut voll Sehnsucht in das helle
Hoffnungsvolle Blau hinauf.

Zagend und voll Zweifel wallt er,
Ob sein Schicksal mißvergnügt,
Das ihm schon im Jugendalter
Manchen herben Gram geschickt.

Auch die prächtigsten Gefilde,
Die er jemals noch durchwallt,
Glichen alle nicht dem Bilde,
Das er sich im Geist gemalt.

Riesenfelsen, Schreckensgruppen,
Höher, denn die Wolken zieh'n,
Blendend weiß bedeckt die Kuppen,
Fürsten gleich, mit Hermelin.

Alle die erhab'nen Scenen
  Ließen kalt ihn, wie ihr Schnee;
Ungestillet blieb sein Sehnen,
  Ungeheilt sein Herzensweh.

Aber sieh', mit einem Male
  Ist verscheucht die düst're Nacht,
Denn er steht in einem Thale,
  Wo der holde Frühling lacht.

Wie aus hartem Kiesel Funken
  Sprüh'n, sobald der Stahl ihn schlägt,
Also bebt er, freudetrunken,
  Von dem Anblick auferweckt.

Alles knospt und Alles keimet,
  Alles freut sich, Alles liebt,
Quelle hüpft und Bächlein schäumet
  Lustig hin und ungetrübt.

Seines Murmelns süße Suade,
  Jubelchöre aus dem Hain,
Ros' und Veilchen ruft: ich lade,
  Wand'rer, dich zur Liebe ein.

Und er hat die Lust empfunden,
  Wahr zu seh'n sein Zauberbild,
Hat ein reines Herz gefunden,
  Das mit ihm ein Gleiches fühlt.

2.

Der Wanderer auf der Rückkehr.

Am alten Scheidewege
Stehst du allein wie einst,
Die Brust von Stürmen rege; —
Ich glaube gar, du weinst?

Hinüber schaut voll Thränen
So wehmuthsvoll dein Blick,
Und doch kehrst du zur schönen
Thallandschaft nicht zurück.

Warum, Geselle, rede,
Verlässest du das Thal,
Suchst Wüsten, still und öde,
Und neue Herzensqual?

»Unstät, ein flücht'ger Wand'rer,
Bleib' fürder ich allein,
Das Thal genieß' ein And'rer,
Mir grünt nicht Feld und Rain.«

»Die schönste Gegend täuschte
Mein hoffend Herz so sehr:
Ach, was mein Busen heischte,
Das find' ich nimmermehr!«

„Ich dachte, traute Stimmen
Erschallen aus dem Hain,
Und in den Wellen schwimmen
Sah Klarheit ich allein.“

„Der Eule wild Geflatter
Sah ich, — wie graß sie krächzt!
Ich hörte, wie die Natter-
Und Unkenbrut geächzt.“

„Gen mich schien sie verschworen
Die Falschheit; wirren Tanz
Schlang sie um mich, den Thoren,
Den närrischen Popanz.“

„Drum greif' ich nach dem Stabe
Und pilg're fort mit Hast,
Und fänd' ich auch am Grabe
Erst die ersehnte Rast.“

„Und rastlos eil' ich weiter,
Bis alle Glieder stramm;
Die treuesten Begleiter
Sind mir der Schmerz und Gram.“

„Ich wollt' ein Herz umfassen,
Ich fühlte ja so warm!
Und doch blieb ich verlassen
Und blieb an Liebe arm.“

Ach, seufz' nicht gar so kläglich,
Du schwärmerischer Thor!
Die Liebe find'st du täglich,
Schenkst du ihr nur ein Ohr.

Du Trotzkopf, schau in's Weite,
Sieh die Natur um dich,
Sieh, Alles freut und freute
Und freut in Zukunft sich.

Du möcht'st in's Eden flüchten,
Wie's deinem Kopf gefällt!
Soll sie nach dir sich richten?
Richt' du dich nach der Welt!

St.



Auf der Adda-Brücke bei Lecco.*)

Von

Philipp von Körber.

Hier, wo gebietend über blauen Wogen
Der Adda, stolz die Brücke hängt,
Von Meisterhand geformt, ein kühner Bogen
Sich an den andern, wohl geordnet, drängt:

Hier standen einst im Todeskampf die Reihen
Sich gegenüber, — von dem Strom getheilt; —
Schon stürmen mit dem Siegesruf die Leuen,
Doch Brüder weh! wer auf der Brücke weilt!

*) Diese merkwürdige Brücke wurde von dem Fürsten Azzo Visconti im Jahre 1335 und zwar auf acht Bogen und mit Thürmen zur Vertheidigung erbaut, deren Überreste noch sichtbar und eine archäologische Zierde des an historischen Erinnerungen reichen Gebietes von Lecco sind. Im April 1799 standen hier die mit Österreich verbundenen Russen den Franzosen entgegen; letztere sprengten die Brücke.

Halt! weicht zurück! Seht ihr den Brand erglühen!
— Sie hören nicht vom Heldenmuthe warm,
Umsonst ist ihres tapfern Führers Mühen:
Hinüber muß ein toller Reiterschwarm. —

Doch kaum gelangen sie ans End' der Brücke,
Ein Hurrah schallt den kühnen Kämpfern nach; —
... Sind sie ein Raub der nah' gelegten Tücke —
Der Pfeiler stürzt mit furchtbarem Gekrach. —

Ruht sanft im feuchten Schoos, ihr theuren Leichen,
Vom Wellenschwall und grünen Moos gedrückt!
Wenn auch kein ehrenvolles Siegeszeichen
Den Ort, wo blutend ihr gefallen, schmückt!

Euch rühmen nicht der Barden Siegeslieder,
Doch blühet euch der Lorbeerkranz gewiß,
Das schönste Loos traf euch, geliebte Brüder:
Der Tod für's Vaterland! — der schläft sich süß!



Der Nix in der Fremde.

Märchen aus Baden-Baden.

Von

Karl Spindler.

Weiß einer, was eine Nixe ist, seitdem das ehedem so beliebte „Donau-Weibchen“ auf unsern Bühnen nicht mehr gegeben wird? — Wenn alle Deutschen beschämt schweigen, so schlägt der Badener stolz auf seine Weste und sagt: „Ich weiß es. Droben im Gebirg, im Mummelsee, gibt's noch heutzutage Nixen, und hat der See seinen Namen von den allerliebsten Mümmelchen, die ihn bevölkern. Das ist eine bekannte Sache.“ Er spricht wie ein Buch, der kundige Mann. Was er da sagt, ist sonnenklar und wahr. Selbige Wasserherlein sind gutmüthiger Art, sie leben dahin wie spielende Fische, und wenn sie in der Nachbarschaft in den Wohnungen der Menschen eine rechtschaffene müde Hausmutter wissen — sie kann ihrer Wirthschaft Mühsal kaum mehr bewältigen und das Morgenschläfchen wäre ihr gut — so gehen die Mümmelchen zur Nachtzeit unter ihr

Dach, umfächeln die Ruhende mit linden Fittigen vom Wasserhuhn, verrichten des Hauswesens Arbeit, und wenn die Schläferin erwacht, ist Alles rings um sie in Ordnung; der Boden gefegt, das Leinzeug gewaschen, der Kessel gefüllt, das Herdholz in Brand, und das Schweinchen im Stalle grunzt seelenvergnügt: Auch ich bin geputzt und satt! — Wunderbare Zuthulichkeit von Seite der Wasserhexen, da man doch weiß, daß ihr Vater der alte grämliche böse Nix ist, der auf dem Grunde des Sees haust; so naß er ist, dennoch ein trockener Gesell, ohne Phantasie, ohne Liebe zu seinen Kindern, enfin, ohne Gemüth. Ein Glück, daß der alte Kerl eine Schlafmütze wurde, die ihres Gleichen sucht, über, wie unter dem Wasser. Wenn er schnarcht, ist der Nix allerdings brav. Dann tanzen die Mümmelchen im See und schäkern am Gestade, spielen Versteckens im Röhricht, treiben allerlei Kurzweil. Aber, wie sie erschrecken, wie sie untertauchen und ins Bodenlose hinabwirbeln, wenn der Alte aufwacht, sein furchtbares Haupt aus den Wellen streckt und ein »Hinunter mit euch!« schreit, daß die Wasserfälle stocken, der Mond erbleicht und zittert, und der Widerhall im Gebirge kaum mehr aufhören will mit seinem Chorus! — Ein garstiger Papa zu so freundlichen Töchtern! Was hat er erst neulichst angestellt? Wir berichten ein Familienereigniß aus dem Mummelsee, das leider Gottes nicht für die Betheiligten allein, sondern auch für viele tausend unschuldige Menschenhäupter verdrießlich genug ausgefallen ist. —

Der alte Nix hat unter so vielen Töchtern einen einzigen Sohn. Ob dieses nun ein Zufall, oder ob in den Nixenmonarchien gerade nur Ein Einzelerbe üblich und zuläßig, ist noch nicht genau bekannt worden. Aber, daß der Alte und der Junge sich nicht vertragen konnten vom Ei an, ist längst allge-

meines Seegespräch gewesen. Oft hatte der Großnix zum Sohne gesagt: „Du bist aus einem schlechten Rogen!“ und der Junge dann in Gedanken erwiedert: „Wärst du selber doch als Kaviar verspeist worden, unwirscher Schlammbart!“ — In der That hält sich der Alte nicht sauber, in Bart und Wäsche. Der Sohn hat indessen ein nobel Gemüth, und weil er so viel gehört von nobeln Menschen, und wie einem unter ihnen so wohl sei, wie einem Fisch im Wasser, so ist er einmal in einer schönen, wohlschlafenden Nacht aus dem See desertirt, und bergnieder, thalabwärts nach der Aurelischen Quellenstadt, das heißt nach Baden, gelaufen, um des Menschenlebens Freuden zu kosten. Er konnt' es wagen, hatte einen beträchtlichen Sack voll Perlen aus dem väterlichen Schatz stibitzt, und in Baden ist für Perlen Geld, und für Geld Alles zu haben. Ein vornehmer Schneider hatte den Wasserprinzen bald zum Menschen travestirt, ein Coiffeur, der „zwei Jahre in Paris“ gewesen, färbte ihm die grünlichen Faserhaare braun, gestaltete ihm einen Quasikopf. Der Bijoutier schmückte ihn mit Ringen und Ketten; die Modistin versah ihn mit Cravatten und Handschuhen. Letztere waren nöthig vor allem, die Schwimmhäute zwischen den Fingern des Prinzen zu maskiren. Ohnehin blieb ihm — die Natur ist nicht ganz auszurotten — ein wunderliches Karpfenangesicht mit runden immer staunenden Augen, und ein thraniger Ton in der Farbe seiner Haut. — Dennoch war er lange nicht der Häßlichste unter den Badefremden, und spielte wacker, und scherzte wo er konnte, und badete was das Zeug hielt; denn ihm war freilich gleich dem Eisbären das Wasser ein Bedürfniß.

Dergestalt vergaß der feuchte Prinz ganz und gar seines Erbfürstenthums und seines Vaters, der jedoch in seinem Zorn des Sohnes nicht vergaß, wenn ihn auch die Trägheit seines

Alters am Dreinschlagen hinderte. Vor der Hand drohte er nur, die Faust in der Tasche: „Warte, Ungerathener, warte, bis wir einmal wieder zusammenkommen!“ Sind indessen vorläufig nicht so bald zusammengekommen, und nur die alte Muhme, die Oos, genannt Ölbach, brachte dann und wann Heimatkunde dem vermenschten Ausreißer vom See. Dann und wann nämlich redete er zur Nachtzeit mit der Base; — der Platz war dort, wo man nach dem Gunzenbach zur Rechten einbiegt aus der Lichtenthaler Allee, oder hinter'm Kloster, einhundert Schritte ober dem Wehr — bei Tage traute er sich nicht mit dem Bergweiblein zu reden, weil dann alles voll von neugierigen Engländern wimmelte, die da fischen und fischen wie im Taglohne, und gibt ihnen doch die geizige Oos nur selten ein Schneiderfischlein an die Angel.

Die alte Muhme spricht ziemlich flüsternd, wenn sie bei Kräften und nicht erschöpft von ihrem ewig wandersamen Leben ist. Sie meldete dem jungen Herrn vom See, wie bös und grausam der Vater seiner gedenke, und wie der Gewaltsnix nur bedauere, daß er seinen Erben nicht verbrennen könne, weil er zu naß; nicht aufhenken, weil ihm die Luft nicht ausging; ersäufen nun vollends gar nicht, wie ein Jeder leicht begreift. Dagegen murmelte das Oosfräulein ihrem Vetterlein nicht selten ins Ohr, wie schmerzlich die Schwestern ihn vermißten, wie sie allsammt gern ein Fingerlein ihrer Hände darum gäben, wenn der Bruder Erbnix wieder zu Hause säße und mit ihnen spielte, und den Alten in Schlaf zechte, wie oft geschehen. Ja mehr als eine der Mümmelchen würde — so sagte die Base — um dem Liebling zu folgen, See und Wald und Gebirg verlassen haben, aber der Alte hielt sie alle gefangen, indem er sie verurtheilt, auf unbestimmte Zeit in der Festtagsgalla zu verharren und ihre

netten Füßchen in einen stattlichen Fischschwanz verhext hatte, welcher Fischschwanz zwar dem Schwimmen äußerst förderlich, aber auf dem Lande von schlechtem Effect.

Es versteht sich, daß der Vetter mit noch einmal so starren Augen, als er gewöhnlich im Kopfe trug, all' das Böse und das Liebe, das er von der Alten hörte, beantwortete. Er machte die gute plauderfreudige Oos sogar zu seiner Vertrauten, und durfte dieses um so eher, als das Wasserweiblein nicht zur Verrätherin werden konnte, da sie immer nur vom Berge herabkömmt und niemals dahin zurücksteigt, — das gäbe ein artiges Räthsel, wer's versteht — und so sagte er auch einstmals zur Alten, wie der lustige Scholz in Wien: „Schauens, Frau Mahm, die G'schicht' ist so: Wenn ich nur so zum Zeitvertreib, um mir einen Jux zu machen, Baden frequentiren wollte, so könnt' ich allenfalls einen Urlaub kriegen, und gäbe mir denselben der Alte im Rausch. Aber ich bin ernsthaft entschlossen, gar nicht mehr heimzugehen, und damit Punctum!“ — Punctum? schluchzte die Oos, und stürzte sich verzweiflungsvoller als je über das Klosterwehr: „Warum, du entnixter Prinz, willst du gar nicht mehr heim? He! wie? was? — Das „Warum“ flüsterte der Vetter der Base ganz heimlich zu, und der Leser würde davon gar nichts erfahren, und dieses Märlein wäre aus — und schade darum wär's — wenn wir nicht auf besonderen Wegen hinter die Sache gekommen wären. Und wir halten mit dem, was wir wissen, keineswegs hinter dem Berge.

Die G'schicht' war nämlich so: Es hatte in der Badenstadt ein allerliebstes Frauenbild seinen Einzug gehalten, und alsobald ein Doppellogis genommen: im Badischen Hof das eine; das andere im Herzen des feuchten Prinzen, der in seinem Incognito Monseigneur le Grand-Saumon de la Carperie hieß. —

Amanda wohnte leiblich, und speißte und trank und schlief im Badischen Hof; im **Grand-Saumon** herrschte sie jedoch unumschränkt.

Nun wird vielleicht Mancher, der einen Fisch bei der Hand hat, denselben aufschneiden, dessen Herz visitiren, und alsdann sagen: „Das ist auch der Mühe werth! ein Herz, so winzig klein, ist wohl bald ausgefüllt, und braucht deshalb kein Wunder zu geschehen.“ — Dem Naturforscher wird aber entgegnet, daß Amanda wohl auch das tüchtigste Menschenherz unterjocht haben würde, und zwar nur mit einem einzigen Blick ihrer sonnenhellen Augen. Warum? Die eisernste Brust hält nicht aus, gegen wahre Frauenanmuth. Warum ferner? Die Natur hat die Frauen-Augen zum Triumphiren, das Männerherz zur Niederlage geschaffen; es ist ihr Gesetz, ein nothwendiger Prozeß, und wenn hie und da die Menschen etwas dagegen haben, so mögen — sie's verantworten. Und jetzt noch ein drittes: Warum? Amanda war neben ihrer Liebenswürdigkeit eine Tochter der alten Stadt Augsburg, und die Töchter dieser alten Augusta haben in dem obenberührten Puncte Renommee. Hat nicht Eine von ihnen schon vor grauen Jahren, da eine Mißheirath kaum noch auf der Welt war, einen kaiserlichen Prinzen und Erzherzog von der Gasse weggefangen, und zwar in lebenslängliche Prison? — Hat nicht eine andere — die ältesten Leute wissen sich nicht der Zeit mehr zu erinnern — einen Herzog von Baiern angezündet, daß er loderte wie eine Fackel, und endlich — nachdem ihm sein Lieb gestohlen und vertödtet — das halbe Land in Brand gesteckt, um der Bahre zu leuchten? — Und wenn bis auf den heutigen Tag die holden Augsburgerinnen mit den tapfersten Kriegshelden fertig geworden sind, warum nicht mit dem Erbnix des Mummelsee's?

Er hatte sich zu Amandens Schatten gemacht, wo sie auch ging und stand. Er hätte sich zu ihrem Bedienten und Haus-Lakai gemacht; aber da war ein Riegel vorgeschoben. Weil ihr Hotel ein ehemaliges Kloster ist, und in dem Garten desselben eine geweihte Capelle steht und ein Heiliger von Stein, mußte der Heide fein draußen bleiben. Hätte ihn — wir setzen den Fall — auch der gespenstische Kapuziner nicht genirt, der dort umgehen soll, wie es heißt — wir glauben's nicht recht — hätte er sich vor dem heiligen Martin, dem frommen Soldaten, nicht gefürchtet — vor dem steinernen Heiligen hätte er nun und nimmermehr bestehen können; denn was der heilige Johann von Nepomuk auf sich hat, weiß Fisch und Flut und Strom und Nix zu sagen.

Der arme Heide dachte inzwischen mit Ernst an seine Bekehrung. „Bin ich nur erst draußen, ganz außer dem Bereich des Alten," sagte er zur Base, „so will ich wohl den Stiel zur Hacke finden. Hat's nicht Mümmelchen gegeben, die aus Liebe zu Menschenmännern durch- und zur Kirche gingen? Warum soll's nicht einmal zur Abwechslung ein Nixenmännlein thun? Wenn ich mich nur schon in einer Predigt bei einem gelehrten Mönch eingeschmuggelt hätte, er sollte Freude an seinem Schüler erleben. — Und überhaupt, liebe alte Dos, käme ich auch nie zu meinem Zwecke, lieber vertrocknete und verdunstete ich auf Amandens Spur, wie schon manchen Tropfen geschehen ist, als daß ich lebte ohne sie! Mein Alter will hexen können! ich muß lachen. Der verwitterte Kerl ist ein Stümper, liebe Base! Hexen kann nur Amanda! Könnte ich's, wie sie, flugs hätte ich sie in ein Stück Zucker verwandelt und mich selbst in ein Glas Wasser, und so wollten wir auf's engste verbunden sein in Ewigkeit!"

„Unglückliche! O daß ihr doch zu Grunde ginget im Schlunde eines durstigen Advocaten!“ brummte die Dos ungehalten, und rappelte mit Steinen und Holzklötzen sehr schaurig.

„Der große Pan wird meine Existenz nicht von einem Haifisch verschlucken lassen!“ bemerkte der feuchte Prinz mit feierlicher Zuversicht; aber er setzte bei: „Eher dürfte ich von Amanda's Sonne verzehrt werden, und Hitze für Hitze ... mir wär's alleins. Was ich leide, sagt kein Nixenmund, liebe Base ... und meine Freuden sagt er eben so wenig.“

Die Dos lachte höhnisch, daß Kiesel auf Kiesel schepperte. „Da gibt's ein Lied,“ sagte sie spöttisch, „das tagtäglich im Sommer an meinem Bette gesungen wird, nämlich von mondscheinblassen und spinnfadendünnen Menschenmädchen: „Freudvoll und leidvoll gedankenvoll sein“ — und was des Unsinns mehr. Wie kann etwas in der Welt zugleich kalt und feurig, zugleich trocken und naß sein? auf einmal hart und weich, Tag und Nacht?“

Da schnappte der Vetter vor lauter Weisheit übervoll Luft und entgegnete: „Base, Ihr versteht nichts von der Naturgeschichte, und Eure Räthsel bedeuten eben so wenig. Ist nicht der Diamant feurig und dennoch ein kalter Stein? So Amanda's Herz, kalt für meine Liebe, und feurig für alles Schöne und Edle. Ist nicht wiedrum der Diamant vom schönsten Wasser, und dennoch trocken? So Amanda's Auge, das in Perlenglanz schwimmt, und dennoch das Weinen nicht kennt. Glückliche Amanda, die von der Geburt an nur lächelte! Ist ferner ein Ei nicht auswendig hart und inwendig weich? So ist Amanda hart gegen die Liebe, und dennoch weich vom Gefühl. Und endlich ist Tag und Nacht zugleich in mir armen Prinzen selbst. Wo mich Amanda anschaut, strahle ich Sonnenschein, auf

der andern Seite bin ich schwarz und naßkalt wie ein Molch! — Ach, die Sonne! Base, es ist doch eine schöne Sache um die Sonne! und bei Amanda ist sie immerdar: sie hat einen Bund mit der Holden. Denke dir, Base, auf dem wolkenumnebelten Rigi ist sie ihr treu geblieben; sie leuchtete ihr in Salzburg, wo sie gewöhnlich nur ein Dritteljahr regiert; ja, was willst du sagen? in Heidelberg sogar, wo der Onkel Pluvius und der Cousin Blasius den Commandostecken handhaben, hat Sonnenschein unaufhaltsam und unaufhörlich meine Liebe umwoben. Darum will ich folgen — kost' es, was es wolle, der Lebensfrohen, wenn auch nur als ein trauriger unbeachteter Schatten, weil bei ihr meine Wonne, und weil ich höher achte das Glück, sie anzuschauen, als des Alten Krone von Binsen und Schilf und seine tiefvergrabenen Reichthümer!« —

Die Dos hätte platzen mögen vor Zorn über des verwünschten Prinzen freigeisterische Gesinnungen; allein sie moderirte sich und spielte die Feine mit arger List. »Wenn's denn nicht anders ist, mein Vetter,« sagte sie tänzelnd und leichtsinnig, »so geh' denn hin und treibe Menschenhandwerk und Menschenthorheit, und die Sterne mögen dir treu sein! Aber schlecht wär's von dir, ohne Gruß und Kuß von den Schwestern zu scheiden, die dich so inniglich lieben. Versprich mir, diese Pflicht nicht zu versäumen, und umarm mich zum Lebewohl!«

Der Erbnix war gerührt, daß er tropfte. Er tauchte sein Karpfenmaul in der Base kühles Antlitz, und ging noch in selbiger Nacht hinauf an den See, um sich mit den Schwestern zu letzen; denn Amanda's Abreise war nicht mehr gar zu fern.

Die Schwestern lagen im Mondenschein, wie eine Flotte vor Anker liegt, schaukelnd am Gestade, und erzählten einander

Geschichten, da es mit dem Tanzen nichts war. Aber die Geschichten wurden schnell vergessen, als der Bruder sie leise anrief.

Gott! wie schön war er als **Grand-Saumon**, einen bienenkorbförmigen Graufilzhut auf dem interessanten Haupt, umflossen vom eleganten Sommerkittel, in der Hand das spanische Rohr aus Großvaterszeit, leichte Stiefeln aus Zeug an den Füßen. Er konnte riskiren, mit all dieser leichten Pracht in den Sumpf hineinzustapfen, denn er war mit Erkältung und Rheumatismen nicht behaftet.

Die Schwestern bewunderten ihn als einen Dreiviertelmenschen, streichelten und hätschelten ihn, bis er endlich mit tiefem Seufzen kühn heraussagte: „Süße Schwestern, ich gehe auf ewig von Euch, da ich Eine weiß, die süßer ist als Ihr, und mit Euch zu vergleichen wie ein Basler Leckerli mit einem Honigtropfen!“

Da war des Weinens und Lamentirens kein Ende, und die Mümmelchen umschlangen den Bruder mit glatten festumstrickenden Armen und baten und flehten und zürnten, daß eine Heldenstärke dazu gehörte oder eines Aals Geschmeidigkeit, um ihnen zu widerstehen und zu entwischen.

Indessen aber geschah, was die Muhme, das Oosfräulein, vorausgesehen hatte. Eine der Schwestern war geschwätzig, wie das Echo, und konnte das Geheimniß nicht bei sich behalten; sie fuhr zur Tiefe nieder, zupfte den Alten an Nase, Haar und Bart, bis er erwachte, und plauderte dem Schlaftrunkenen Alles. — Der Nix capirte gewöhnlich schwer; aber diesmal ging ihm leicht ein, was er vernahm, und er riß sich aus seiner Faulheit auf, fuhr empor wie eine aufbrodelnde Wasserhose, erwischte den Sohn, wie er just zum letzten Male „Adieu“ sagen wollte, bei der Gurgel, schleuderte ihn bergetief in den Kessel des Stroms, band ihn auf den Grund fest, den landstreicheri-

schen Jungen, und schnarchte ihn höhnisch an: „Wart, wart! laß dich noch einmal gelüsten nach Augsburger und Basler Leckerli, du liquider Taugenichts!“

Nachdem er mit seinem Sohne fertig geworden, hätte der alte Bramarbas wohl Ruhe geben können. Aber ein erzürnter Phlegmatiker artet unanständig aus. Darum ließ der böse Nix seinem Gift freien Lauf, machte böses Wetter, Sturm und Regenguß, polterte mit wüsten verheerenden Fluten ins Thal, verstellte den Sommer in garstigen Spätherbst, ersäufte fast die Badenstadt, und vor seiner Unart floh Amanda leider nur allzufrüh zur Heimat zurück. — Seitdem regnete es fort und fort im Jahre 1845, und auch zu Heidelberg und Salzburg wässern die ungeschlachten Vettern brav ein, und wie es auf dem Rigi ausgeschaut hat, wollen wir lieber gar nicht beschreiben.

Wenn dennoch von Zeit zu Zeit die Sonne scheint, und ein Tag vorbeigeht ohne Wasserspende, so mag's geschehen, entweder, weil Amanda hie und da des freundlichen Baden freundlich gedenkt, oder weil der alte Nix im Mummelsee sich nach und nach wieder auf's Viel- und Langschlafen verlegt.

Der Muhme Oos wäre jedoch in ihrer Schadenfreude nichts lieber, als wenn sie immer aussähe wie Milchkaffeh oder Chocolate. — Im Vertrauen gesagt: Die alte Klatschschwester war's selber, die's uns gesteckt hat, warum es heuer so naß ist.



Vorspiel
zu dem Werke
„Ahasver."

Von
Chr. Kuffner.

(Eine fruchtbare Ebene am Fuße des Berges Golgatha in der Nähe der Stadt Jerusalem. Abenddämmerung. Hirtenknaben treiben sich unter weidenden Schafheerden herum.)

Giezi.

Der Zebul schläft; hat fest die Augen zu.
Jetzt treib' ich meine Heerde schnell
Auf seinen Weideplatz zum Grasen hin.

Zebul (aufspringend).

Was willst du hier? Der Platz ist mein, ja mein.
Weh' über dich, geh'st du nicht fort sogleich!

Giezi.

Weh' über dich! Ich sage: Gras ist Gras;
Jehova läßt es wachsen dir wie mir.

Zebul.

Warum hast du mir abgepaßt den Schlaf?
Du bist ein listiger, ein falscher Bub'!

*

Giezi.

Warum denn stellst du dich, als schliefest du?
Ein listiger, ein falscher Bub' bist du.
Weh' über dich! Ich sage: Gras ist Gras.

Zebul.

Und Haar ist Haar; für jeden Halm,
Den deine Heerde meiner Heerde nimmt,
Reiß' ich ein Haar dir aus dem Kopf.

Giezi.

Und ich will spucken dir in's Angesicht.

Zebul.

Siehst du die langen Nägel hier?

Giezi.

Siehst du den dicken Knotenstock?

Zebul.

Treib' deine Heerde weg von hier!

Giezi.

Ich weiche keinen Fingerbreit;
Ich sage: Gras ist Gras.

Zebul.

Du selbst sollst liegen bald im Gras.

Giezi.

Du aber unter mir.

Die beiden Knaben balgen sich. Während dessen überfällt Achab den Ophni von rückwärts, faßt seine Hirtentasche und durchsucht sie.)

Ophni.

Was suchst du hier?

Achab.

Mein Brot, das du gestohlen.

Ophni.

Wer sagt, daß ich gestohlen dir dein Brot?

Achab.

Der Saal sagt's.

Ophni.

Der Saal sagt's?
Hat er's gesehen? wo steckt der Saal? wo?

Achab.

Komm, Saal, komm! (Saal kommt schleichend.)
Geschwind sag, was du weißt!

Saal.

Was soll ich wissen?

Achab.

Daß Ophni mir das Brot gestohlen.

Saal.

Hat Ophni dir das Brot gestohlen?

Achab.

Du hast's gesehen; du hast's gesagt.

Saal.

Hab' ich's gesehen; hab' ich's gesagt?

Ophni.

Du hast's gesagt? Da wird aus unserem Handel nichts.

Achab.

Und wird nichts daraus, so geb' ich dir —

Saal.

Was gibst du mir?

Ophni.

Nichts. Was soll er dir geben
Für nichts? Ich aber gebe dir —

Saal.

Zwei Gegner sind zu viel; ihr schreit mich taub.
Seht doch die beiden Böcke da!
Wie sie die Köpfe niederbücken, gegen
Einander springen, und mit ihren Hörnern
Zusammenstoßen, daß die Stirne kracht!

Zophar.

Es ist *mein* Bock; ich helfe *meinem* Bock.

Namaan.

Komm, Ophni, komm! Hilf *mir* und *meinem* Bock!

(Während die Knaben sich um ihre Böcke balgen, zeigt sich *Ahasver* in einiger Entfernung am Fuße des Berges Golgatha.)

Mehrere Hirtenknaben.

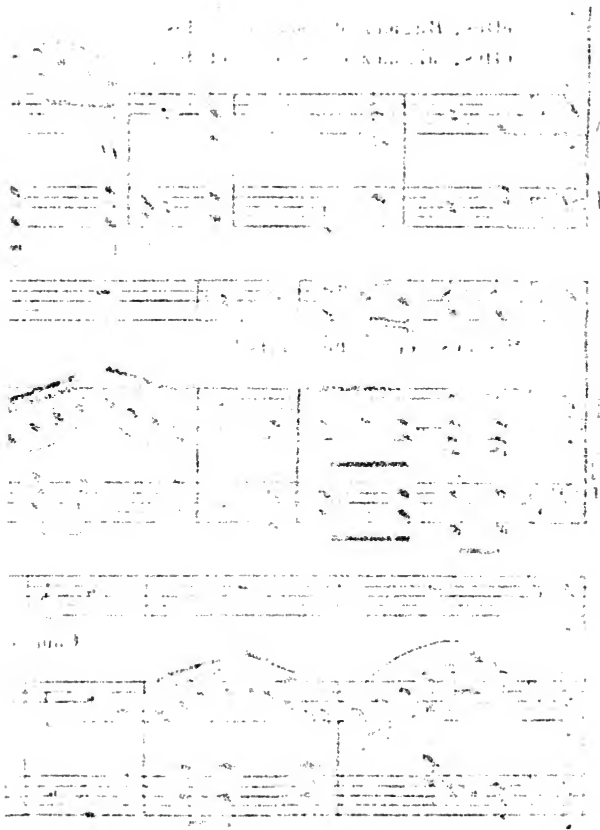
Der Ahasver! weh uns, der Ahasver!

(Sie entfliehen schreiend. *Ahasver* steigt den Berg hinan.)



ans phil - tres sub - tils ?

Dal Segno al Fine.



Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Gedichte.

Dramatisches.

